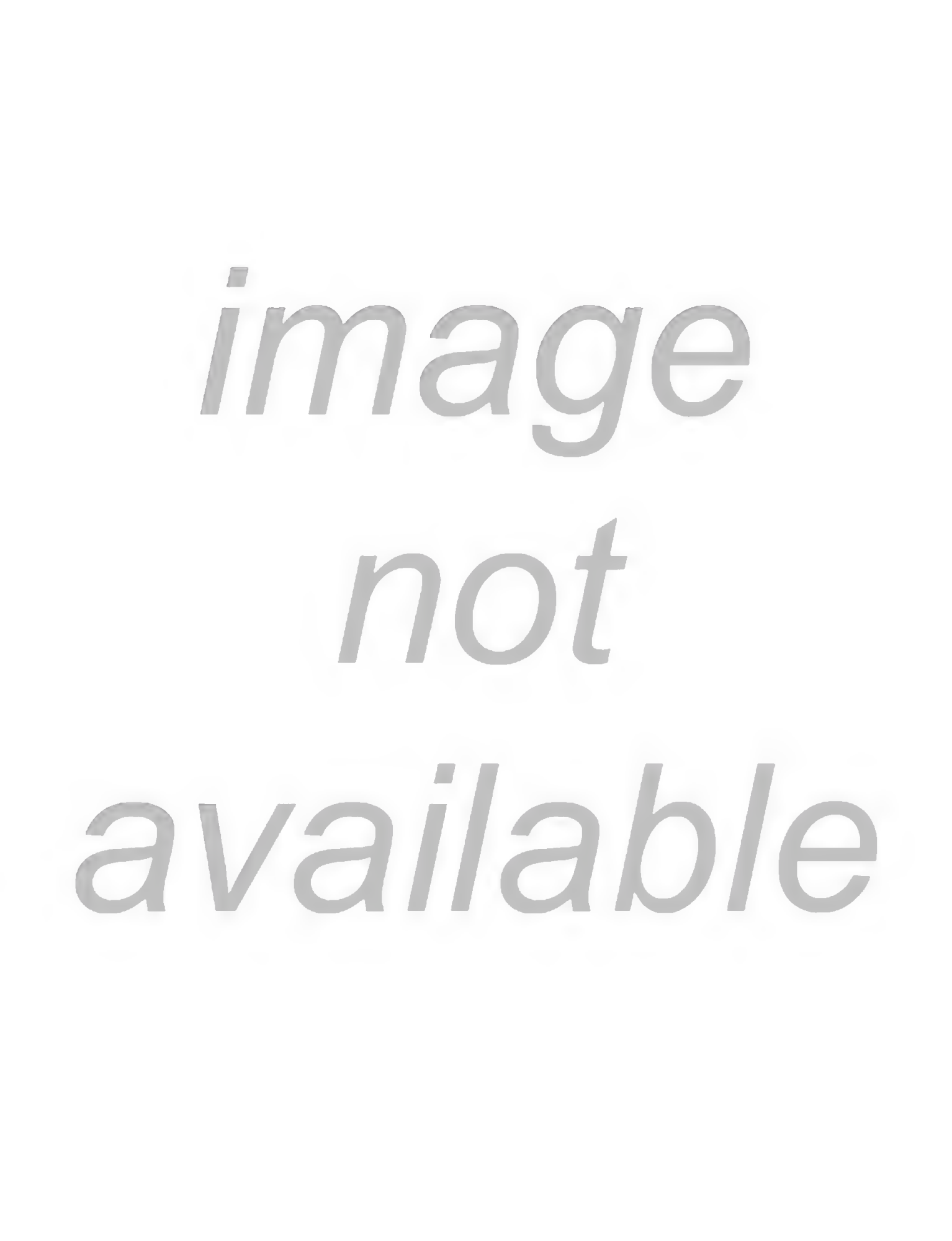
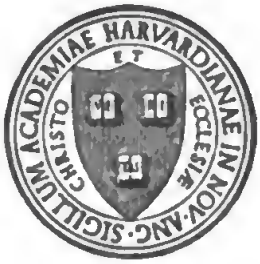


image
not
available

30536.3.10

HARVARD COLLEGE LIBRARY




FROM THE LIBRARY OF

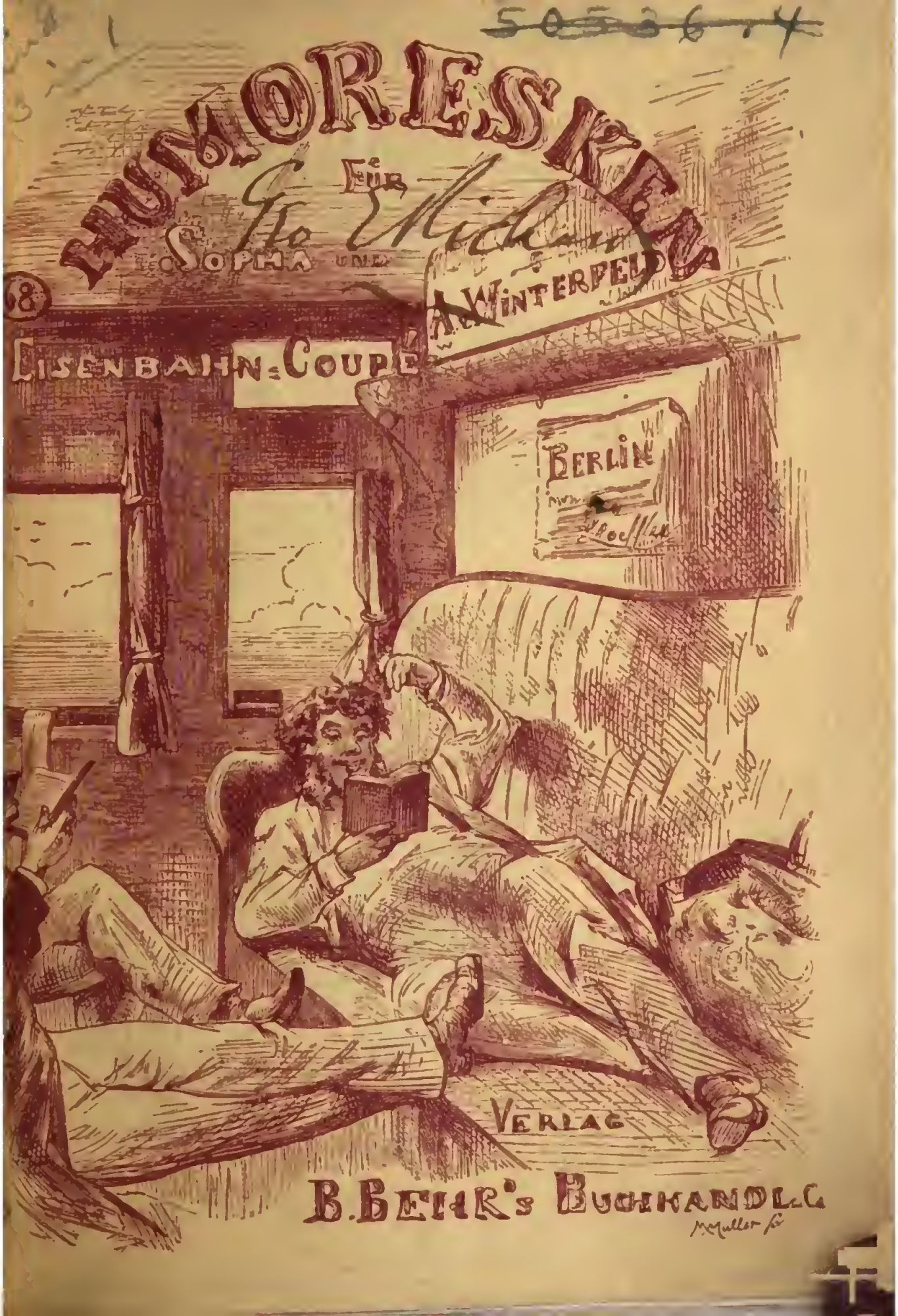
GEORGE EDWARD RICHARDS

A.B. 1867, M.D. 1883

THE GIFT OF
ANNA M. RICHARDS
1919

Digitized by Google

Digitized by Google


HUMORESKEN
FÜR
SOPHA UND
A. WINTERFELD
EISENBAHN-COUPÉ
BERLIN
VERLAG
B. BEHR's BUCHHANDL. G.

# Humoresken

für

# Sopha und Eisenbahn-Coupé.

Von

**A. von Winterfeld.**

**I.**

**Inhalt:**

1. Alles für meinen Sohn.
2. Der Regenmann.
3. Der Junker von Barsewisch.
4. Der Hirschreiter.

**Berlin.**
B. Behr's Buchhandlung (E. Bock)
27, Unter den Linden.
**1868.**

HARVARD COLLEGE LIBRARY
THE GIFT OF
MRS. GEORGE E. RICHARDS
NOV. 1, 1918.

~~50536.4~~

50536.3.10 (1-3)

# 1.

# Alles für meinen Sohn.

---

# Alles für meinen Sohn.

In dem kleinen Ackerstädtchen Krautwinkel stand seit mehr denn hundert Jahren eine Escadron des xten Dragoner-Regiments.

Das ist aber schon eine Zeitlang her, denn seit der Armee-Reorganisation sind die Regimenter so durch einander geworfen worden, daß man gar nicht weiß, wo man seine alten Bekannten nun suchen soll, und die Escadron des xten Dragoner-Regiments hat auch ihr geliebtes Krautwinkel mit thränenden Augen verlassen müssen, um in einer größeren Stadt einquartiert zu werden, wo sie sich aber lange nicht so behaglich fühlt.

Seit dem umgestaltenden Jahre 1848 hat aber die Behaglichkeit überhaupt sehr abgenommen. Die Aufklärung ist gekommen; aber der liebe, süße Schlendrian ist dabei verloren gegangen.

Es war auch beſſer, daß die Escadron bei Zeiten von Krautwinkel fortkam, ehe ſie es gewahr wurde, wie der böſe Riß entſtand zwiſchen Civil und Militair, der immer breiter und breiter wurde, bis endlich ſogar getrennte Reſſourcen-Lokale entſtanden, was man früher gar nicht für möglich gehalten hätte.

Wenn ſich die Escadron nun auch in der neuen Garniſon unbehaglich fühlte, ſo blieb ihr doch jetzt die ungetrübte Rückerinnerung an Krautwinkel, und wenn man ihr erzählte, daß es dort auch anders geworden ſei, ſo ſchüttelte ſie lächelnd den Kopf und glaubte es nicht, und in dieſem Glauben beſtand der letzte Reſt ihrer irdiſchen Glückſeligkeit.

Zu der Zeit, in der unſere einfache Geſchichte ſpielt, nämlich ſo zu Anfang der zwanziger Jahre, war das ſchöne Verhältniß zwiſchen dem Städtchen und ſeiner alten Garniſon noch nicht getrübt, ſondern es florirte gerade in ſeiner allergrößeſten Behaglichkeit.

Bürger und Soldaten lebten wie eine Familie zuſammen; die Stadt war ſtolz auf ihre Garniſon. Der Garniſon war wieder ihr Städtchen an's Herz gewachſen; die Officiere und Unterofficiere heiratheten, im Lauf der Jahre, die hübſcheſten Bürgertöchter weg, namentlich wenn ſie ein Bischen Geld hatten, und zuletzt war es lauter Freundſchaft und Verwandtſchaft untereinander, und wenn ein Soldat und ein Bürger ſich begegneten und ſich tüchtig die Hände ſchüttelten, dann hörte man faſt nie eine an-

dere Anrede, als „Gevatter, wie geht's?“ und „Gevatter, wie ſteht's?“ und dabei glänzten ihnen die Augen immer ſo freundlich im Kopf, als wenn ſie ſich noch viel mehr Liebes ſagen möchten; aber als wenn ſie nicht recht wüßten, was. In den verwandtſchaftlichen Sammelnamen „Gevatter“ hatte man in Krautwinkel alle Familienbeziehungen zu einander zuſammengefaßt; denn bei den vielfachen Kreuz- und Quer-Verſchwägerungen wäre es den guten Leutchen doch zu ſchwer geworden, den richtigen Grad herauszurechnen, und wenn ſie das nun auch endlich zu Stande gebracht hätten, ſo würden ſie ſich doch fortwährend verſprochen haben und über alle daraus entſtehenden Confuſionen wäre eine vernünftige Unterhaltung ja gar nicht mehr zu Stande gekommen.

So nannte ſich Alles, was nah oder fern verwandt miteinander war, „Gevatter.“ Das hörte ſich gut an und war bequem, und an einen Irrthum oder eine Confuſion war dabei niemals zu denken.

Während der Freiheitskriege war das Städtchen allerdings mehrere Jahre verwaiſt geweſen; als aber endlich die hübſchen, blanken Dragoner wieder zu dem alten, verfallenen Thor hereingeblaſen kamen und als man gegenſeitig die meiſten der alten, ehrlichen Geſichter, nach langer Trennung, wiederſah, da ſchien es, als wenn das Band, das Garniſon und Bürger umſchlang, nur noch feſter und unauflösbarer gezogen ſei.

Der nun folgende lange und tiefe Friede, der wie ein erquickender Schlaf den großen Anſtrengungen folgte, die das ganze Volk gemacht hatte, dämpfte dann zwar bald die erſte, auflodernde Freude des Wiederſehens, führte aber dafür die Geſammtbevölkerung von Krautwinkel in jenen träumeriſch beſeligenden Zuſtand zurück, in dem die Langeweile zur Gewohnheit und dann die Gewohnheit zur Poeſie wird, in einen Zuſtand, der wie die ſanften, monotonen Klänge eines Wiegenliedes, ſeine großen Kinder in eine eigenthümlich ſchwankende Bewegung verſetzt, in der wir oft nicht genau wiſſen, ob wir ſchlafen oder wachen.

Aber „träumen“ thun wir, das iſt gewiß, und das Träumen iſt doch weit ſchöner als das Wachen.

Bei der in Krautwinkel garniſonirenden Escadron ſtanden nur vier Officiere: der Rittmeiſter von Sperling, der Premier-Lieutenant von Schwülenhagen, und die beiden Seconde-Lieutenants Seelenberg I. und Seelenberg II.

Der Rittmeiſter und Escadronschef von Sperling, der ſchon lange vor der Campagne die damals hübſche Tochter des Magazin-Rendanten geheirathet und mit ihr ſieben Töchter gezeugt hatte, die jetzt anfingen, von oben herab zu verblühen, war ein alter, baufälliger und, wie es die kavalleriſtiſche Sprache ſehr bezeichnend ausdrückt, „knackſchäliger“ Menſch, der eigentlich nur noch gehalten wurde, weil er das eiſerne Kreuz hatte; aber Major wurde

er beſtimmt niemals und ein Regiment bekam er noch weit weniger.

Das wußte auch der alte Sperling ſehr gut und deshalb gab er ſich gewöhnlich ein ſo grimmiges und martialiſches Anſehen, als wenn er vor lauter Dienſteifer Alles mit Haut und Haar verſchlingen möchte; neben dieſem Wunſch aber, noch ſo lange wie möglich ſeine Schwadron zu behalten, bewegte noch ein anderer großer Gedanke fortwährend ſein Inneres, nämlich der, vor ſeiner über kurz oder lang bevorſtehenden Verabſchiedung ſeine ſieben Töchter beſtmöglichſt unter die Haube zu bringen, damit er und ſeine Frau dereinſt ruhig und ſorgenlos von der kleinen Penſion leben könnten, die er zu erwarten hatten.

Sieben Töchter zu verheirathen, iſt aber an und für ſich ſchon keine leichte Sache; in einer kleinen Ackerſtadt aber, wie Krautwinkel es war, wurde es zu einer coloſſalen Schwierigkeit.

Daß die Officiere hübſche Bürgertöchter geheirathet hatten, namentlich wenn ſie ihnen eine Kleinigkeit mitbrachten, war allerdings häufig genug vorgekommen; daß jedoch die jungen, heirathsluſtigen Civiliſten die Wahl ihrer Lebensgefährtin unter den Officierstöchtern getroffen hätten, war noch nicht dageweſen, ſo lange Krautwinkel Garniſon hatte und das war, wie wir wiſſen, eine ziemlich geraume Zeit.

Wer ſollte denn auch von den Civiliſten heirathen? — Der Proviſor verließ ſtets die Stadt, um ſich wo anders zu etabliren; der Escadrons-Chirurgus war zu arm und kam ebenfalls weg, wenn er avancirte, und die Söhne der kleinen Kaufleute und Ackerbürger brauchten auch etwas in die Wirthſchaft und ließen ſich gewöhnlich von dem ſehr praktiſchen Grundſatz leiten: Erſt das Geſchäft und dann das Vergnügen.

Reiche Bürger gab es aber wenig in Krautwinkel; da war blos der jetzige Magazin-Rendant, der hatte aber unglücklicherweiſe gar keine Kinder, geſchweige denn Söhne; dann war der alte Tabackshändler Kraaſch, der hatte eine verheirathete Tochter; das konnte alſo dem Rittmeiſter von Sperling auch nichts nützen, und zuletzt war noch die verwittwete Commerzien-Räthin Mispel, die hatte auch nur eine einzige Tochter, die beinahe ſchon ſo in die Saat geſchoſſen war, wie des Rittmeiſters älteſte.

Was blieb dem reich geſegneten Vater alſo übrig, als ſeine drei Officiere, über die er Gewalt hatte, und die ſich vielleicht aus Furcht, oder in der Hoffnung, ſich eine mächtige Connexion dadurch zu erwerben, bewogen gefühlt hätten, eine Auswahl aus den ſieben rittmeiſterlichen Töchtern zu treffen.

Trotzdem der alte Sperling ſich nun aber ſchon, ſeit vielen Jahren, die erſinnlichſte Mühe gegeben hatte, ſein Officiercorps durch alle erlaubten Mittel zur Liebe

zu entflammen, ſo war ihm dies doch bis jetzt total mißglückt und das konnte auch eigentlich gar nicht anders ſein.

Der Premier-Lieutenant von Schwülenhagen nämlich war ein ſo müder und paſſiver Menſch, daß alle Liebespfeile, die ſein Rittmeiſter gegen ihn ſchleuderte, gänzlich ohnmächtig von ihm abprallten. Er ſaß gewöhnlich mit gerunzelter Stirn und in tiefe Gedanken verſunken da, und wenn irgend Jemand ihn anredete, dann hob er langſam den Kopf, als wenn er aus einem ſchweren Traum erwachte, und antwortete jedesmal etwas aus dem Kapitel der Bahnreiterei, die ihm die wichtigſte aller Wiſſenſchaften dieſer Erde ſchien.

Mit dem war alſo wenig oder nichts anzufangen, obgleich deshalb der Rittmeiſter ſeine Anfeuerungsverſuche nicht aufgab. Er hatte ſich einmal daran gewöhnt, alle Menſchen verliebt in ſeine Töchter zu machen, und aus dieſem Grunde konnte er jetzt gar nicht mehr anders; es war ihm eben zur anderen Natur geworden.

Nun blieben alſo blos noch die beiden Seconde-Lieutenants Seelenberg I. und Seelenberg II., aber die konnte der alte Sperling eigentlich nur für eine Perſon rechnen; denn wenn ſie Beide rittmeiſterliche Töchter geheirathet hätten, dann wäre Einer der Schwager des Anderen geworden, und das ging doch nicht gut an, weil der Eine ſchon der Vater des Anderen war.

Wenn man das heutzutage hört, dann ſcheint es Einem wunderbar und unglaublich; denn in unſerer modernen Zeit, wo Alles ſchnell und eilig vorwärts geht, iſt auch das früher ſo entſetzlich ſchwerfällige Avancement etwas auf den Trab gebracht worden, und ein Lieutenant mit grauen Haaren gehört doch jetzt ſchon zu den Seltenheiten.

Damals aber, in den zwanziger Jahren und auch noch bis achtundvierzig heran, war es anders; damals bekam wohl niemals Jemand eine Schwadron, ehe nicht das fünfundzwanzigjährige goldene Dienſtkreuz mit dem blauen Bande ſeine Bruſt geziert hätte; damals wuchs die Runzel und das graue Haar auch noch auf Lieutenantsköpfen; ein Premier-Lieutenant galt ſtets für einen älteren, gänzlich paſſirten Mann, und mit den beiden Sternen im Epaulett kam auch in den meiſten Fällen der Mondſchein auf das graue Haupt.

Das iſt ein unendlich trauriger Gedanke! —

Fünfzig Jahre alt geworden oder noch mehr; im Dienſte ergraut und ſteife Knochen bekommen, eine Frau und ein Neſt voll Kinder und trübe Ausſichten überall, trübe der Blick in die Vergangenheit, trübe der Blick in die Zukunft. —

Außerdem, daß dem alten Sperling die beiden Seconde-Lieutenants Seelenberg I. und Seelenberg II. alſo nur für eine Perſon galten, war auch ſelbſt auf dieſe eine Perſon nur außerordentlich wenig Hoffnung zu ſetzen,

denn ſie waren ärmer als arm, und ehe ſelbſt der Vater Rittmeiſter wurde, konnte auch ſchon die jüngſte der ſieben Töchter verblüht ſein.

Früher, beſonders nach der Campagne, fand man bei der Kavallerie ſehr häufig ganz unbemittelte Officiere, während dies jetzt faſt gar nicht mehr der Fall iſt.

Der Lieutenant Seelenberg I. war ſehr jung bei dem xten Dragoner-Regiment in Krautwinkel eingetreten, hatte anfangs von ſeinem Vater eine kleine Zulage bekommen, die nach dem Tode deſſelben aufhörte, weil ſich gar kein Vermögen vorfand; dann hatte er ſpäter eine Frau genommen, die ſo viel mitbrachte, daß es doch im Anfang nothdürftig ging; dann war aber ein Kind gekommen, der jetzige Seconde-Lieutenant Seelenberg II., das Bischen Vermögen der Frau war allmälig zugeſetzt worden, dann war dieſe geſtorben und der Junge im Cadettencorps unentgeltlich erzogen worden.

Der Vater war unterdeß, im langſamen Lauf der langen Jahre, noch immer Lieutenant geblieben; ſein Haar war leicht ergraut, die Runzeln hatten begonnen, ihre erſten Furchen zu ziehen, das fünfundzwanzigjährige goldene Dienſtkreuz zierte längſt wie eine wehmüthige Erinnerung ſeine Bruſt und trotz alle dem war er noch immer Lieutenant.

Der einzige Wunſch, der dem armen Seelenberg I. auf dem Herzen brannte, war der, ſeinen über Alles ge-

liebten Sohn bei demſelben Regiment und bei derſelben Schwadron eintreten zu laſſen, bei der er ſelber ſtand.

Wie geſagt, das war ſein Wunſch, und je länger er denſelben im Herzen gehabt, deſto feſter hatte er ſich dort eingeniſtet, deſto unmöglicher wurde es ihm nach und nach, ſich den lieben Gedanken wieder aus der Seele zu reißen, in der er ſchon zu tiefe Wurzeln geſchlagen.

Seit zwanzig Jahre hatte er daher, bei der alleräußerſten Sparſamkeit und Einſchränkung, allmälig ſo viel zuſammengebracht, daß er ſeinem Sohne, wenn derſelbe das Cadettenhaus verlaſſen würde, die nöthigen Uniformsſtücke und ein Pferd kaufen konnte; das zweite Pferd dagegen, was jeder Kavallerie-Officier haben muß, ſah er ſich gänzlich außer Stande zu erübrigen, namentlich da er nur noch einige Monate zum Sparen übrig hatte, weil ſein Sohn dann, nach zurückgelegtem Examen, in die Armee eintreten ſollte.

Der arme Lieutenant Seelenberg I. war beinahe in Verzweiflung. So nahe dem Ziel und nun fehlten ihm, nachdem er ſo lange, ach, ſo lange, geſpart und ſich Alles abgedarbt hatte, doch noch über hundert Thaler, um ſeinem Sohne das zweite nothwendige Pferd anzuſchaffen. — Er dachte an ſeine Vergangenheit zurück und da fiel allerdings ein Stein des Vorwurfs auf ſeine Seele.

Er hätte in zweiter Ehe die Tochter der verwittweten Commerzien-Räthin Mispel heirathen können; das war vor zehn Jahren ein ganz hübſches Mädchen geweſen und Geld hatte ſie auch, und die Mutter hätte ſie ihm auch wohl gegeben, denn die alte Frau war ihm ſehr gut und hatte ihn ſtets ſo freundlich angeſehen, als wenn ſie ihm wohl Muth machen wollte.

Da aber nun Jahre und Jahre vergingen, und er durchaus gar keine Anſtalten machte, ſo hatte die alte Commerzien-Räthin doch zuletzt die Hoffnung aufgegeben, wodurch jedoch ihr freundſchaftliches Verhältniß zum Lieutenant Seelenberg nicht geſtört wurde; denn er beſuchte ſie nach wie vor und ſie verplauderten manchen ſchönen Sommerabend miteinander in der hübſchen Laube in Madame Mispels kleinem Garten.

Der Lieutenant Seelenberg machte ſich jetzt nun Vorwürfe darüber, daß er die kleine Käthe Mispel früher nicht geheirathet hatte; dann beſäße er jetzt unbedingt ſo viel Geld, um ſeinem Sohne ein zweites Pferd zu kaufen und er hätte ihm auch ſogar eine ganz niedliche Zulage geben können. —

Er hatte auch gefühlt, daß das Mädchen ihn gern mochte und er konnte ſie ebenfalls gut leiden, aber ein unerklärliches Etwas hatte ihn ſtets von dem entſcheidenden Schritte zurückgehalten, und je länger die Bekanntſchaft dauerte, deſto mehr entfernten ſich auch die Gedan-

ken des Lieutenant Seelenberg von dem urſprünglich gefaßten Plan.

Im Anfang konnte er ihr doch ſeine Jugend bieten, obſchon er bereits Wittwer war und auch ein Kind mitbrachte, was ihm immer einem ſo jungen und wohlhabenden Mädchen gegenüber bedenklich erſchien; zuletzt aber, als er alt geworden war, wagte er es gar nicht mehr, das verhängnißvolle Wort auszuſprechen, ohne dabei zu bedenken, daß die Käthe auch mitgealtert hatte und trotz ihres Geldes nicht mehr die Anſprüche machen konnte, wie früher.

Mit einem Wort, ſie hatten es Beide verſäumt und nun war es wohl für Beide zu ſpät geworden.

Die Geſchichte ging aber dem Lieutenant Seelenberg im Kopf herum, daß er ſie gar nicht los werden konnte.

Schließlich kam er aber doch zu der Ueberzeugung, daß er jetzt unmöglich das Verſäumte nachholen könnte, da es zu klar in die Augen ſpringen würde, aus welchen Abſichten er den ſo lange unterlaſſenen Schritt nun gethan habe.

Der Lieutenant Seelenberg wurde darüber ganz traurig, ging immer, in tiefe Gedanken verſunken, einher und ſaß oft ſtundenlang an ſeinem alten Schreibſpind und rechnete und rechnete, bis ihm die Augen übergingen und er ſeufzend die Feder aus der Hand legte, ohne zu einem befriedigenden Reſultat gekommen zu ſein.

Endlich ſchien ihm aber doch eine glückliche Idee den Kopf erleuchtet zu haben, denn, nachdem er wieder lange in ſeinem kleinen Zimmer auf- und abgegangen war, flog plötzlich ein Lichtſtrahl der Freude über ſein Geſicht, er ging mit zwei langen Schritten auf die Thür zu, öffnete dieſelbe und rief mit lauter Stimme hinaus: „Dahlke!“

„Herr Lieutenant!“ antwortete ſofort eine Stimme, die von dem Hofe zu kommen ſchien, und wenige Augenblicke darauf hörte man ein Gepolter auf dem Flur, dann wurde die Thür aufgeriſſen und ein vierſchrötiger Kerl ſtürzte eiligſt in's Zimmer und blieb dann dicht an der Schwelle ſtehen.

Er trug eine Stalljacke von grauem Drillich, eine Militairhoſe, die faſt gar kein Tuch mehr ſehen ließ, ſondern über und über mit Leder beſetzt war und deren unzugeſchnallte Trittrieme an den Seiten herabhingen, während die Füße in groben, blauen Strümpfen und etwas zu kleinen Holzpantoffeln ſteckten.

Das iſt die Morgentoilette faſt ſämmtlicher Officierburſchen, um die ſie aber von den übrigen Soldaten ſehr beneidet werden, weil dieſe gleich beim Aufſtehen in den Dienſt und deshalb auch ſofort in die harten, kalten Stiefel fahren müſſen.

„Dahlke!“ wiederhohlte der Lieutenant Seelenberg, indem er ſeinen Diener mit einem ſtrahlenden Geſicht anblickte.

Der Burſche, der nicht wußte, was das eigentlich zu

bedeuten habe, zog sein breites, gutmüthiges Antlitz mit den blauen Backen ebenfalls in freundliche Falten und rieb sich die Hände an den Hosen, wodurch er gewöhnlich seine Verlegenheit auszudrücken pflegte.

„Dahlke!“ sagte der Lieutenant Seelenberg zum drittenmal, indem er von seinen Gedanken dermaßen in Anspruch genommen zu sein schien, daß es ihm schwer wurde, dieselben in logischer Rede auszudrücken; „Dahlke! ich glaube, nun habe ich's heraus!“

Der Bursche machte ein pfiffiges Gesicht, das aber doch eine stark verlegene Beimischung erhielt und antwortete dann mit dem Ausdruck einer großen inneren Befriedigung:

„Na, das ist man sehr gut, Herr Lieutenant!“

„Ja!“ fuhr der Officier fort, „ich habe jahrelang darüber nachgedacht und bin zuletzt beinahe darüber verzweifelt, und nun habe ich doch ein Mittel gefunden, wie es gehen wird. — Weshalb braucht er denn zwei,“ sprach der Lieutenant Seelenberg weiter, indem er seine Zimmer-Promenade wieder begann und nur, ab und zu, vor seinem Burschen stehen blieb, um demselben fragend in's Auge zu blicken; „er hat ja vollständig an einem genug. — Nicht wahr, Dahlke?“

„Ja, Herr Lieutenant, das sollte ich auch meinen,“ entgegnete der Bursche, indem er ein nachdenkliches Gesicht machte.

„Ich habe ja zwei," fuhr der Lieutenant Seelenberg fort; „da kann ich ihm ja eins abgeben... und wenn mir dann wieder eins fehlt... na... dann hilft er mir aus der Verlegenheit."

Dahlke warf einen verſtohlenen, merkwürdig dummen Blick auf ſeinen Herren; da er aber die Entdeckung machte, daß dieſer im vollen Ernſt zu ſprechen ſchien, ſo zwängte er in ſeine Mienen ſchnell einen Schimmer des Verſtändniſſes und antwortete beiſtimmend:

„Ja wohl, Herr Lieutenant... dann kann er uns ja aus der Verlegenheit helfen."

Der Officier lächelte ſtill und ſelbſtzufrieden vor ſich hin, blieb dann wieder vor ſeinem Burſchen ſtehen und ſagte mit einem liſtigen Zwinkern des Auges:

„Allerdings iſt es eigentlich nicht in der Ordnung, Dahlke."

„Ja.. in der Ordnung iſt es freilich nicht ganz," echote der Diener, immer mit der Miene eines weiſen Rathgebers und tiefen Denkers.

„Aber ich denke, der Rittmeiſter wird nichts ſagen," fuhr der Lieutenant, ſich ſelbſt beruhigend, fort.

„I, Gott bewahre!" ſagte Dahlke, ſeinen dicken Kopf ſchüttelnd.

„Namentlich, wenn ich ihm ſage, daß ich nur einen Burſchen brauche," ſprach der Officier weiter; „das iſt ihm angenehm; dann behält er einen Mann mehr zum

Dienſt in der Schwadron... und auseinanderzureißen brauchſt Du Dich deshalb doch nicht," ſetzte der Lieutenant lächelnd hinzu.

Der Burſche machte ein etwas ängſtliches Geſicht und blickte ſeinen Herrn an, als wenn er die Beſorgniß hegte, daß es mit deſſen Verſtande nicht ganz in Ordnung ſein könnte.

„Na, was ſagſt Du dazu, alter ehrlicher Dahlke?" fragte der Lieutenant, ſeinem Burſchen vertraulich die Hand auf die Schulter legend. „Du kennſt ja meinen Lieblingswunſch, meinen Sohn hier bei unſerem Regiment zu haben; aber jetzt, wo er in wenigen Wochen aus dem Cadettencorps kommt, fehlte mir das Geld zur Anſchaffung eines zweiten Pferdes für ihn; daran ſchien meine ganze ſchöne Idee zu ſcheitern. — Aber da iſt mir ein Gedanke gekommen, Dahlke. Mein Junge, der künftige Herr Lieutenant, zieht hier zu mir in meine Wohnung, dann ſpart er die Miethe; ich kaufe ihm nur ein Pferd, dann haben wir zuſammen drei und damit werden wir uns ſchon durchhelfen, und Dir lege ich monatlich einen Thaler zu, dann wirſt Du auch wohl mit uns Beiden fertig werden, nicht wahr, mein alter Dahlke?"

Auf dem Geſicht des Burſchen waren während der Rede ſeines Herrn die Abſpiegelungen der verſchiedenartigſten Empfindungen zu leſen geweſen.

Zuerſt ſah er aus, als wenn durch die Nacht der

Unklarheit einige helle Streiflichter des Verſtändniſſes blitzten, die immer mehr und mehr um ſich griffen, bis das ganze ehrliche Geſicht in hellen Freudenflammen ſtand. Dann zogen wieder leichte Schatten der Rührung über die glänzenden Mienen dahin, und die kleinen, hellblauen Augen wurden feucht in den Ecken und begannen zu plinken, und zuletzt ging das Antlitz in eine noch düſtrere Färbung über und nahm einen faſt beleidigten und vorwurfsvollen Ausdruck an.

„Na, was ſagſt Du dazu, Dahlke?“ fragte der Lieutenant noch einmal, da ſein Burſche nicht antwortete.

Der ehrliche Kerl ſenkte den Kopf, ſchob die Schultern etwas hin und her, wie Jemand, der nicht recht weiß, wie er ſich benehmen ſoll und ſchwieg noch immer.

Der Lieutenant nahm die Hand von ſeiner Schulter, blickte ihn mit einer beinahe ſchmerzlich getäuſchten Miene an und ſagte dann mit leiſerem Ton:

„Das hätte ich nicht von Dir geglaubt, Dahlke. — Dann kann ich mir ja noch einen zweiten Burſchen nehmen.“

Hier konnte es Dahlke aben nicht mehr länger aushalten, er erhob den Kopf wieder; die vorhin ſchon feucht geweſenen Augen floſſen jetzt über, und er ſtieß, ärgerlich über ſeinen Herrn und eben ſo ärgerlich über ſeine Rührung, beinahe barſch und den gewohnten Reſpect faſt gänzlich aus den Augen ſetzend, heraus:

„Oh... das hätte ich nicht von Ihnen geglaubt,

Herr Lieutenant, daß Sie mir würden einen Thaler anbieten, um den jungen Herrn Lieutenant mit zu beſorgen... wenn der Herr Lieutenant darben und ſparen und der junge Herr auch darben und ſparen, um mit Ehren durch's Leben zu kommen, dann ſoll wohl der Burſche ſeinen Profit dabei machen... ih, das wäre ja eine Schande und eine Sünde... und Einem ſo etwas zuzutrauen... mir... der ich... aber, das ſage ich Ihnen, Herr Lieutenant... ob ich nachher eingeſperrt werde oder noch mehr.. das iſt mir ganz egal... aber wenn mir der zweite Burſche in den Stall kommt, dann ſchmeiße ich ihn heraus, daß ihm alle Rippen im Leibe knacken ſollen!"

Nach dieſer heftig hervorgeſtoßenen Rede, die zuletzt durch das Schluchzen eines überwallenden Gefühls häufig unterbrochen wurde, machte er Kehrt, warf die Thür höchſt reſpectwidrig zu, daß ſich etwas Kalk von der alten, morſchen Wand loslöſte und auf die Dielen fiel, und dann hörte man das Klappern ſeiner Holzpantoffeln ſich ſchnell über den Flur nach dem Hofe zu entfernen. —

„Braver Kerl!" ſagte der Lieutenant Seelenberg, nachdem er eine ganze Weile unbeweglich geſtanden. „Braver Kerl!"

Und dann wurden auch ihm die Augen feucht und er ſtellte ſich an's Fenſter und blickte auf die Straße hinaus, wo die kleinen Sperlinge fröhlich auf dem unebenen Pflaſter umherhüpften, und bald hüpfte ihm das Herz

in der Bruſt eben ſo fröhlich wie die kleinen Vögelchen, die er gar nicht müde werden konnte, anzuſchauen. — —

Seit den eben erzählten Ereigniſſen, in denen wir unſerer eigentlichen Geſchichte theilweiſe etwas vorgegriffen haben, waren mehrere Wochen verfloſſen, welche der kleinen Garniſon Krautwinkel weiter keine Veränderung und Abwechſelung gebracht hatten, als daß der Lieutenant Seelenberg II., der Sohn des Lieutenants Seelenberg I., in die Escadron eingetreten war.

Der Herr Rittmeiſter war noch immer von dem lebhaften Gedanken beſeelt, ſeine ſieben Töchter an den Mann zu bringen; der Premier-Lieutenant von Schwülenhagen dachte eben ſo tief wie früher über die Verbeſſerung der Bahnreiterei nach, die er bekanntlich für die höchſte aller Wiſſenſchaften hielt, und die übrigen uniformirten und nichtuniformirten Bewohner des Städtchens lebten oder vielmehr vegetirten ganz in derſelben Weiſe fort, wie ſie es ſchon wer weiß wie lange gethan hatten.

In dem kleinen, einfenſtrigen Zimmer des Lieutenants Seelenberg brannte bereits ein trübes Lämpchen, denn es war Abend und die langgezogenen Töne der Retraite, welche ſtets um neun Uhr dem Städtchen das Schlummerlied ſingen, waren bereits vor einem ganzen Weilchen verklungen.

Auf dem alten, hochlehnigen und baufälligen Sopha an der langen Wand ſaß in der einen Ecke der Vater und

rauchte eine kurze Marſchpfeife, und in der anderen Ecke ſaß der Sohn und ſtützte gedankenvoll den Kopf in die Hand.

Der Lieutenant Seelenberg I. war trotz ſeiner achtundvierzig Jahre noch ein hübſcher Mann. Groß und ſchön gewachſen und mit jenem Anflug von Corpulenz, die eine gewiſſe Würde verleiht, hatte er noch ganz volles, dunkles Haar, das nur an den Schläfen leicht zu ergrauen begann und einen keck gedrehten Schnurrbart, der dem ſonſt ſo treuen und gutmüthigen Antlitz den militairiſchen Ausdruck verlieh, der demſelben ſonſt gefehlt haben würde.

Der Lieutenant Seelenberg II. ſah ſeinem Vater eigentlich wenig ähnlich und ſchlachtete wohl mehr nach der Mutter.

Er war um einen Kopf kleiner, hatte einen dünnen und ſchmächtigen Körper, und das blaſſe und bartloſe Geſicht würde man haben unbedeutend nennen können, wenn aus demſelben nicht ein paar ſehr kluge und geiſtvolle Augen geblickt hätten, die in dieſem Moment aber von körperlichem oder ſeeliſchem Unbehagen getrübt und umflort waren.

„Iſt Dir noch nicht beſſer, Fritz?“ fragte nach einer längeren Pauſe der Lieutenant Seelenberg I. den Lieutenant Seelenberg II.

„Nein, Vater,“ entgegnete der junge Mann, „mir liegt etwas in den Gliedern, als wenn ich das Fieber bekommen könnte.“

Der Lieutenant Seelenberg I. ſah ſeinen Sohn beſorgt an, nahm dann die kurze Marſchpfeife aus dem Munde und ſagte mit unendlicher Gutmüthigkeit:

„Da! rauche ein paar Züge, vielleicht thut Dir das wohl!“

„Ich danke, Vater,“ entgegnete der junge Mann, „das würde nur mein Kopfweh vermehren. Ich möchte mich lieber bald zu Bette legen und Du könnteſt mir wohl den Gefallen thun, die Wache für mich zu revidiren, ich habe heut du jour.“

„Von Herzen gern, lieber Junge,“ ſagte der alte Officier; „es wäre vielleicht auch gut, wenn Dir Dahlke eine Taſſe Camillenthee kochte, damit Du in der Nacht transpirirteſt.“

„Du haſt wieder zu viel geſeſſen und gearbeitet,“ ſetzte er dann hinzu; „das bekommt Dir nicht, Du haſt eine zu ſchwächliche Geſundheit und ſollteſt Dich lieber mehr im Freien bewegen, mehr reiten....“

Hier ſtockte er aber plötzlich und erröthete leicht; denn er dachte daran, daß er mit ſeinem Sohne zuſammen nur drei Pferde habe, die im äußerſten Grade geſchont werden mußten, um nur für den Dienſt der Escadron vorzuhalten.

„Wollte ich ſagen, mehr ſpazieren gehen,“ verbeſſerte ſich der alte Seelenberg; „Du müßteſt gar nicht in der Stube ſitzen, müßteſt fortwährend fechten, turnen, auf

dem hölzernen Bock voltigiren; dann würde bald ein anderer Kerl aus Dir werden."

„Vater, ich glaube dennoch, daß das einzige Mittel, mich in meiner Carriere vorwärts zu bringen, das Studiren iſt," entgegnete der Sohn; „unterrichtete Officiere werden in der Armee immer gebraucht, während ſo, wenn man nichts thut, als dem langſamen Laufe des Avancements folgen...."

Hier ſtockte aber der Sohn und erröthete... er hatte ſeinem Vater weh gethan, ohne es zu wollen, und dieſen überſchlich auch ſogleich wieder die ganze Wehmuth und Troſtloſigkeit ſeiner eigenen Lage, in die leider ſein hoffnungsvoller Sohn mitverflochten war.

Der Alte ließ die Pfeife ausgehen und verfiel in tiefe Gedanken, und der Sohn wagte es nicht, ihn aus denſelben zu wecken und ſtarrte ebenfalls wieder vor ſich hin.

„Armer Junge!" begann endlich der alte Officier wieder, „Du haſt Recht; Du könnteſt Dir durch Deine Fähigkeiten wohl forthelfen in der Welt, aber unſere Armuth und mein ſchlechtes Avancement ſind der ewige Hemmſchuh, der Dich nicht vorwärts kommen läßt. — Deine große ſtrategiſche Arbeit, die Du neulich dem Herrn Diviſions-Commandeur eingeſchickt haſt, war ausgezeichnet und hat Dir ja auch ein lobendes und anerkennendes Schreiben eingetragen; Du würdeſt unfehlbar das Examen zur Kriegsſchule brillant beſtehen, aber da fehlen wieder

die unglücklichen Mittel... ganz ohne Zulage kannſt Du ja in Berlin gar nicht exiſtiren, und wie ſoll ich denn das Geld ſchaffen, ich, der ich Dich hier in Krautwinkel nur dadurch erhalten kann, daß wir zuſammen wohnen und gemeinſchaftlich drei Pferde und einen Burſchen haben."

„Laß gut ſein, Vater," entgegnete der Sohn, „vielleicht giebt es auch für uns noch eine Hülfe, und mir iſt immer ſo zu Muthe, als wäre ſie ſchon recht nahe. Der tröſtende Gedanke hält mich auch noch aufrecht, ſonſt würde ich das viele Arbeiten gar nicht mehr aushalten können."

Der alte Officier ſeufzte ſo recht aus tiefſter Seele und ſah ſeinen Sohn mit einem langen, ſchmerzlichen Blick an.

Dann ſtand er auf und rief nach dem Burſchen, der auch ſogleich mit ſeinen ſchweren Holzpantoffeln wieder angepoltert kam.

„Dahlke," ſagte der bekümmerte Vater, „der Herr Lieutenant iſt nicht wohl, ich werde für den Herrn Lieutenant die Wache revidiren."

„Sehr wohl, Herr Lieutenant!"

„Dahlke! — Du kannſt dem Herrn Lieutenant eine Taſſe Camillenthee kochen, damit er die Nacht ordentlich transpirirt."

„Was ſoll er ordentlich machen?" fragte der Burſche mit einem verwunderten Geſicht.

„Ich ſoll ſchwitzen, Dahlke," erklärte lächelnd der

junge Officier, „alſo koche nur, weil es der Herr Lieutenant nun doch einmal ſo haben will.“

„Sehr wohl, Herr Lieutenant!“

„Nimm aber nicht wieder Tabak anſtatt Thee, Dahlke, wie Du es neulich einmal gemacht haſt,“ ſagte der Vater; „das würde bei dem Herrn Lieutenant ſchlimmere Folgen haben, als ſie bei mir geweſen ſind.“

„Ach, Herr Lieutenant, das paſſirt mir nicht wieder,“ entgegnete ſehr verlegen der Burſche; „das war nur daher gekommen, weil in beiden Düten nur noch ein paar Krümelchen waren, deshalb hatte ich ſie verwechſelt.“

„Und dann kannſt Du beim Herrn Lieutenant wachen, bis ich zurückkomme,“ fuhr der Vater fort, ſich den Säbel umſchnallend und die Mütze aufſetzend; „es iſt mir dann doch ruhiger zu Muthe.“

„Sehr wohl, Herr Lieutenant!“

„Daß Du Dich nicht unterſtehſt, Dahlke,“ flüſterte ihm der Sohn zu; „der Herr Lieutenant behandelt mich gerade wie ein kleines Kind; wenn ich zu Bett bin und den Thee getrunken habe, kannſt Du gehen, Dahlke.“

„Sehr wohl, Herr Lieutenant!“

„Na, gute Beſſerung, Fritz,“ ſagte der alte Officier, ſeinem Sohn noch einmal freundlich zunickend und dann aus dem Zimmer ſchreitend.

„Danke, Vater!“ ſagte der Sohn, indem er aufſtand, um ſich zu Bette zu begeben.

Und Dahlke kochte seinem jungen Herrn Lieutenant Thee; dann war er aber in der größten Verlegenheit, ob er die Befehle des Letzteren oder die seines alten Herrn Lieutenants befolgen sollte.

Nachdem er eine ganze Weile darüber nachgedacht, schien er endlich einen Ausweg gefunden zu haben, denn er murmelte stillvergnügt vor sich hin:

„Der Alte sagt, ich soll bei dem Jungen wachen, und der Junge schickt mich zu Bett; ich glaube, da ist es am Besten, wenn ich jedem meiner beiden Lieutenants zur Hälfte gehorche.“

Und nachdem er also gemurmelt, holte er sich aus seiner Kammer einen hölzernen Schemel und setzte sich vor die Stubenthür auf den Flur.

„Wenn ihm nun etwas ankommt, dann kann er mich doch abrufen,“ sagte er leise vor sich hin, und dann überließ er sich seinen weiteren Gedanken. — —

Als der Lieutenant die Wache revidirt hatte, befand er sich noch in einer innerlich so erregten Stimmung, daß es ihm ganz unmöglich war, gleich wieder nach Hause zu gehen, obgleich er wußte, daß sein Sohn sich nicht ganz wohl befände.

Dahlke wachte ja auch übrigens bei ihm, und auf den konnte er sich verlassen, wie auf sich selbst.

Als die Dragoner also wieder in das Wachtlokal hineingeklappert waren, und der Posten vor dem Gewehr ruhig

und gleichmäßig auf- und niederſchritt auf der mondbeglänzten Seite des großen, regelmäßigen Marktes, begab ſich der Lieutenant Seelenberg I. auf die dunkele Hälfte deſſelben, um durch einen Gang in der erquickenden Abendkühle ſein inneres Gleichgewicht wieder herzuſtellen und halblaut mit ſich ſelber zu ſprechen, was bekanntlich zu einem weit klareren Gedankengange verhilft, als wenn die Worte ganz unausgeſprochen bleiben.

Das kleine Ackerſtädtchen war ſchon friedlich und ſtill; denn die Nacht hatte längſt ihren dunklen, ſanften Schlummermantel über die Straßen und Gaſſen gebreitet und ſelten nur ſchimmerte hier und da noch ein Lichtchen durch die ſchwarzen, verſchloſſenen Laden, oder in den oberen Stockwerken erglänzte ein trübes Fenſter von dem trübhellen Schein einer dürftigen Oellampe.

Die alten Häuſer, die bei Tage ſo hübſch bunt bemalt waren, ſahen jetzt ganz pechſchwarz und ordentlich geiſterhaft aus, als wäre es bei Nacht plötzlich eine andere Welt geworden und als wären die jetzigen Häuſer nur die Geſpenſter der vorigen, oder als ſchliefen ſie einen tiefen, verzauberten Schlaf; denn entweder lehnten ſie ſich todtmüde aneinander, oder waren in die Kniee geſunken, oder ließen ſchläfrig die Schultern hängen; ſchlechte, zerbrechliche Gehäuſe für den vertrauenden, ſchutzloſen Schlaf.

Als der Lieutenant Seelenberg I. ſo an der dunklen Häuſerreihe entlang ſchritt, konnte ſein aufmerkſames

Ohr in der faſt lautloſen Stille der Nacht beinahe die Träume belauſchen; denn durch die dünnen, undichten Lehmwände gab ſich, hie und da, ein inneres Regen kund, und bald vernahm der alte Officier ein tiefes, dröhnendes Schnarchen, bald dumpfe, klagende, gepreßte Seufzer, bald einen ſchlurrenden Tritt, der ruhelos in dem Zimmer umherſchlich, bald das gedämpfte Schreien eines Kindes aus einem hinteren Gemach.

Des Nachts iſt die Seele des Menſchen weit empfänglicher für äußere Eindrücke als bei Tage, deshalb wirkten auch alle dieſe beängſtigenden Klagelaute in einer ganz eigenthümlichen Weiſe auf den guten Lieutenant Seelenberg I.

Es war ihm zu Muthe, als wenn ſich ein ſchwerer, bedrückender Alp ihm auf's Gewiſſen ſenkte, der ihm das bange Herz zuſammenpreßte, daß er hätte laut ſchreien mögen.

Er dachte an ſeinen kranken Sohn zu Hauſe, er dachte an ſich ſelber, an ſeine Armuth und Hoffnungsloſigkeit, die bereits anfing, ſich auch ſeinem einzigen, über Alles geliebten, Kinde mitzutheilen; er dachte an die Zukunft, die ihnen Beiden bevorſtand und die keine Blumen mehr für das Leben zu verſprechen ſchien.

Was hatte er ſelber noch zu erwarten? Im beſten Falle bekam er noch einmal eine Schwadron; aber wie lange konnte er ſie noch haben, dann wurde er zu alt für

ſeine beſcheidene Stellung und man verſetzte ihn in den Ruheſtand mit 500 Thalern Penſion. Und ehe er wirklich Rittmeiſter wurde, war ja ſein hoffnungsvoller Sohn auch längſt verkümmert aus Mangel an Unterſtützung und ging dann demſelben troſtloſen Schickſal entgegen, das er ſelber bereits durchgekoſtet hatte.

Aber, war das auch wohl ganz allein die Schuld des Schickſals? — Hatte er gar nichts dazu beigetragen, daß er jetzt ſo arm und unglücklich war?

O, ja! — Er hatte gewiß auch ſeinen Theil an dem Unglück ſeines verfehlten Lebens; ſeine Beſcheidenheit, für die er es früher gehalten hatte, war Trägheit und Mangel an Energie geweſen; er hatte nie zu einem Entſchluß kommen können und deshalb hatte ihn auch das Glück vergeſſen; weil er niemals auch nur den kleinſten Schritt gethan hatte, um ihm entgegenzugehen.

Er hatte die Campagne mit Auszeichnung mitgemacht und war nur durch eine ganz beſondere Ungunſt der Verhältniſſe nicht zum eiſernen Kreuz gekommen, während Viele mit demſelben decorirt worden waren, die ſich weit weniger ausgezeichnet hatten, als er.

Seine Vorgeſetzten waren ſtets mit ihm zufrieden geweſen, und wenn er auch kein glänzender Kopf genannt werden konnte, ſo war er doch ein tüchtiger, gewiſſenhafter, praktiſcher Officier, der ſeinen Dienſt ſtets zur allgemeinſten Anerkennung gethan hatte, und dem ſollte doch

wohl eine Bitte freigeſtanden haben, namentlich wenn er ſie nicht einmal für ſich that, ſondern für ſeinen weit fähigeren und hoffnungsvolleren Sohn. Für Andere zu bitten iſt es ja überhaupt weit leichter als für ſich ſelber.

Und dann vor allen Dingen die Geſchichte mit Käthchen Mispel. — Die Mutter hatte es ihm ja ſo nahe gelegt, daß er nur das Wort auszuſprechen brauchte, und ihre Hand ruhte in der ſeinen und die goldenen Ringelein wurden gewechſelt.

Wie ſtände er jetzt da in der Welt, wenn er das hübſche Mädchen mit dem hübſchen Vermögen ſein eigen nannte; was könnte er da für die Ausbildung und das Fortkommen ſeines Sohnes thun, während er jetzt durch ſeine unglückliche Schlaffheit das Glück dreier Menſchenleben zerſtört und vernichtet hatte.

An ihm ſelbſt war freilich nicht viel gelegen, aber ſein Sohn, ſein armer, unglücklicher Sohn, und die arme Käthe auch, die er vergebens mit falſchen Hoffnungen hingehalten hatte, bis es auch für ſie zu ſpät geworden war, bis auch ſie ihre ſtille Treue mit ewiger Entſagung bezahlen mußte.

Der alte Lieutenant ſeufzte ſo recht tief und ſchmerzlich auf und rang die Hände in den alten, verwaſchenen Handſchuhen, und blickte mit feuchtem Auge zu dem geſtirnten Himmel empor, als wolle er in einem Gebet ohne Worte, das oft das brünſtigſte iſt von allen, dort

Troſt und Hülfe erflehen gegen den hoffnungsloſen Jammer ſeines Lebens.

Da fiel ſein Blick auf den Mond, auf den lieben, freundlichen Mond, dem ſchon ſo viele Unglückliche ihr Leid geklagt haben und der mit ſeiner milden, ſtummen Sprache ſchon ſo unendlich viele Schmerzen gelindert hat.

Nachdem er eine Weile den ſtillen, nächtlichen Beichtvater angeſchaut und ihm in unausgeſprochener Form ſeine Leiden geklagt hatte, wurde ihm ſchon freier und leichter um's Herz; der, ebenfalls nicht in Worte gekleidete, Troſt begann auch bei ihm zu wirken und die bedrängte Bruſt athmete ſchon wieder mit etwas mehr Lebensmuth.

„Aber, iſt denn das durch mich verſchuldete Unglück nicht mehr gut zu machen?“ ſprach er leiſe vor ſich hin, indem er wieder langſam auf und niederzugehen begann. „Sollte es mir denn nicht gelingen, den Fluch von den beiden Weſen zu entfernen, die ich mit demſelben belaſtet habe?“

Der gute Lieutenant verfiel nach dieſer gewichtigen Frage in tiefe Gedanken, aus denen er erſt nach einer geraumen Zeit erwachte.

„Mich ſelbſt muß ich dabei nur inſofern in's Spiel bringen,“ fuhr er dann wieder in ſeinem leiſen Selbſtgeſpräch fort, „als ich meine eigene Perſon gar nicht beachte, von meinem eigenen Glück und Wohlergehen vollſtändig abſtrahire, mich zum Opfer bringe, um den beiden

Anderen aus dem Aſchenhaufen meiner irdiſchen Seligkeit einige Blumen erſprießen zu laſſen. Aber wie fange ich das an? — Die Zeit drängt und ich muß handeln, ehe ein neues Unglück geſchieht. — Was ſagte vorhin der arme Junge, als ich eben gehen wollte? — Laß gut ſein, Vater, vielleicht giebt es auch für uns noch eine Hülfe, und mir iſt immer ſo zu Muthe, als wäre ſie ſchon recht nahe. — Der tröſtende Gedanke hält mich noch aufrecht, ſonſt würde ich das viele Arbeiten gar nicht mehr aushalten können. — Das waren ſeine Worte, wenn alſo nicht bald Rettung kommt, dann iſt es vielleicht überhaupt ſchon zu ſpät."

Hier unterbrach ſich der Lieutenant Seelenberg I. wieder, verſank abermals in tiefe Gedanken und fuhr dann mit etwas ſchnellerem und belebterem Wortfluß fort:

„Der Junge hat eine ſo vortreffliche ſtrategiſche Arbeit an den Diviſions-Commandeur eingeſchickt, die auch von demſelben nach Gebühr anerkannt worden iſt... hm... der alte Rittmeiſter Sperling iſt mir auch wohlgewogen... wenn ich die Bitte an ihn wagte, daß er meinen Jungen zu einem Orden vorſchlüge. Das iſt bei einem ſo jungen Officier eine große Seltenheit und Auszeichnung und hilft gut vorwärts... vielleicht fällt auch wohl der Umſtand etwas in's Gewicht, daß ich ſelber zum eiſernen Kreuz vorgeſchlagen war und daſſelbe durch eine ganz beſondere Ungunſt der Verhältniſſe nicht erhalten

habe... eben so gut wie die Sünden der Väter heimgesucht werden sollen an den Kindern, eben so gut könnte dies doch auch wohl mit ihren Tugenden der Fall sein... wahrhaftig, ich glaube, ich kann's wagen, wenn ich den Alten einmal in recht guter Stimmung finde. — Das wäre schon ein bedeutender Schritt weiter für meinen Sohn.... aber was thue ich denn nun für das arme Käthchen Mispel?" —

Hier schien plötzlich ein Gedankenblitz die hohe Gestalt des alten Lieutenants zu durchzucken, er stand still, sein Auge leuchtete in wunderbarer Weise und er murmelte in den gedämpften Tönen einer mächtigen inneren Erregung vor sich hin:

„Das ist eine Idee! — Ich habe ihre Liebe zurückgewiesen und sie ist mir treu geblieben dadurch, daß sie sich keinem anderen Mann verlobte.... mich selber kann ich ihr nun nicht mehr anbieten, denn meine Jugend und Schönheit ist dahin, und ich stehe an dem Rande des Alters... aber meinen Sohn will ich ihr zuführen... meinen Sohn, den jugendfrischen, hoffnungsvollen Jungen, er möge ihr ein Ersatz sein für den treulosen, verlorenen Vater, er möge ihr das Glück geben, daß ich ihr entzog, und sie wird ihn lieben, weil ich ihn liebe, wie er ihr zugethan sein wird, wie ich es war... und wie ich es noch heute bin!"

„Am morgenden Tage soll der Gedanke in's Werk gesetzt werden," fuhr der alte Lieutenant immer lebendiger

werdend fort, „ich will mit dem Rittmeiſter ſprechen, ich will mit der Commerzien-Räthin Mispel ſprechen; aber dem Jungen ſage ich noch kein Wort davon, dem muß ich eine Ueberraſchung bereiten, die ihn mit einem Male geſund machen wird. — Was iſt denn auch dabei zu riskiren? — Den Orden wird er ſchon nehmen und das Mädchen auch, wenn ſie auch ein Bischen älter iſt als er; das thut dem ehelichen Glücke keinen Eintrag... und dann kennen ſie ſich ja ſchon lange... er iſt ja bei Mispels wie das Kind im Hauſe... ich glaube nicht, daß ich da eine Fehlbitte thun werde, wenn ich für ihn um Käthchens Hand anhalte.“

Nach dieſem jetzt in ſeiner Seele klar gewordenen Entſchluß ſtürmte der Lieutenant Seelenberg I. mit langen Schritten aus der beſchatteten Hälfte des Marktes wieder auf die mondbeglänzte hinaus, ging noch einmal an dem Poſten vor dem Gewehr vorbei, der ihn anrief, als wenn die Stadt in Belagerungszuſtand erklärt wäre, und bog dann in die lange Straße ein, die bei dem Reſſourcen-Lokal vorbeiführt und in der auch ſeine Wohnung lag.

Als er bei der Reſſource vorbeikam, die zu ebener Erde neben dem Materialladen liegt, welche beide Lokale von dem dicken Herrn Kiehme verwaltet wurden, der noch ein weitläuftiger Verwandter ſeiner verſtorbenen Frau war, blieb er ſtehen, blickte nach dem Laden hin und ſagte wieder zu ſich ſelber:

„Ich möchte dem Jungen eigentlich eine Düte Zuckerkandi mitbringen... er hat es ja so auf der Bruſt... da kann er heute Abend noch ein Bischen lutſchen; dann iſt es morgen gewiß ſchon bedeutend beſſer.“ —

Und mit dieſen Worten ging er ſchnell über den tiefen Rinnſtein die beiden Stufen hinauf, öffnete die leicht beſchlagene Glasthür, die an die laut tönende Klingel ſchlug, und trat in den Laden, aus dem ihm ein merkwürdig gemiſchter Geruch von Kaffee, Cichorien, Schnupftaback und ſauren Gurken entgegenſtrömte.

Bei dem lauten Ton der Glocke öffnete ſich ſogleich die Thür, welche aus dem Laden in die Räume des Reſſourcen-Lokals führt und Herr Kiehme, in höchſteigener Perſon, begleitet von einem ganzen Strom Tabacksdampfes, der ſich ihm durch die halb offen gelaſſene Thürſpalte nachdrängte, trat in den Laden.

„J, ſehen Sie einmal, Gevatter Seelenberg,“ rief der kleine, dicke Kiehme, als er den Lieutenant erkannte; „das iſt doch nochmal 'ne Ueberraſchung. — Was iſt denn los bei Euch zu Hauſe? — Iſt Dahlke krank, daß Sie heute ſelber kommen müſſen? — Na, was iſt denn gefällig, Gevatter Seelenberg, ein Päckchen Taback von der letzten Sorte, wie?“

„Nein, mein Junge iſt mir unwohl geworden, Gevatter Kiehme,“ entgegnete der Lieutenant; „und da wollte ich ihm eine Düte Zuckerkandi mitnehmen; er hat es

ſo auf der Bruſt und ich denke, das ſoll ihm gut thun.“

„J, nun ſagen Sie einmal an, Gevatter Seelenberg,“ krähte der kleine Kiehme wieder los; „alſo unſer Fritz iſt uns krank geworden und hat es auf der Bruſt; da wird Euch aber der Zuckerkandi nicht viel helfen, Gevatter Seelenberg; aber wißt Ihr was, kommt ſo lange ein Bischen 'rein; ich will Euch 'nen ordentlichen Hoppelpoppel machen laſſen, der thut eine beſſere Wirkung, die Verſicherung kann ich Euch geben.“

Der Lieutenant zauderte noch ein Bischen und überlegte es ſich ſchnell, was der Hoppelpoppel wohl koſten könnte und was er denn da im Reſſourcen-Lokal verzehren ſollte, während er auf den Hoppelpoppel wartete; denn geben laſſen mußte er ſich etwas, das ging doch nicht anders; da hätten dann die Andern darüber geſprochen und „ſo viel zu Ehre und Anſtand muß immer ſein,“ das war einmal ſein Grundſatz bei allen Vorkommenheiten des Lebens.

Der kleine Krämer aber ließ ſeinen quasi Verwandten das ſchwierige Rechenexempel gar nicht bis zu Ende bringen, ſondern machte ſchnell die Klappe vom Ladentiſch auf, zog den Lieutenant hindurch und rief mit beinahe ärgerlicher Stimme: „Na! was ſoll denn das heißen? Es wird mir doch wohl erlaubt ſein, meinem Pathen eine Taſſe Hoppelpoppel zu ſchicken? — Gleich 'reingekommen,

Gevatter, ſetzt Euch nur hin, es ſoll gar nicht lange dauern!“

Mit dieſen Worten zog der kleine Kiehme den Lieutenant durch die halb offen gelaſſene Thür in die Räume des Reſſourcen-Lokals.

Daſſelbe beſtand aus zwei größeren Zimmern und einem kleineren. Zuerſt trat man in das Billardzimmer, in deſſen Mitte das Inſtrument ſtand, an dem ſich eben zwei junge Menſchen abquälten, die Bälle auf dem fettigen grünen Tuchüberzug herumzuſtoßen. Ueber dem Billard hing eine trübe Oellampe, die melancholiſch gen Himmel blakte und die Stelle oben am Plafond ſchon ganz ſchwarz gefärbt hatte, und in jeder Ecke des beſagten Zimmers ſtand ein Spieltiſch, an welchem mit tiefſtem, heiligſtem Ernſt einige der Honoratioren von Krautwinkel ſaßen, gewaltige Tabackswolken von ſich blaſend, die ſich über ihnen zu einer baldachinartigen Wolke vereinigten, die trübe und ſchwer in der trüben und ſchweren Atmoſphäre ſchwamm.

Die guten Honoratioren des Städtchens halten die nicht ganz ſauberen Karten ungeſchickt in ihren dicken, ungelenken Fingern, machen ſich jedesmal Daumen und Zeigefinger naß, wenn ſie ausſpielen wollen und beginnen nach jedem beendigten Robber einen ohrenzerreißenden Streit, in welchen die herumſtehenden, zuſchauenden Kritiker mit einer Energie und einer Zähigkeit einſtimmen, die den Guelfen und Ghibellinen Ehre gemacht haben würde.

Als der Lieutenant Seelenberg das Billardzimmer durchſchritt, wurde ihm eigentlich, trotzdem er hier ein äußerſt ſeltener Gaſt war, gar keine Aufmerkſamkeit zugewendet, denn die Whiſt- und Billardſpieler waren mit ſolchem Eifer bei ihrer Sache, daß ſie für nichts Anderes in der Welt Sinn zu haben ſchienen.

Der gute Lieutenant trat in das daranſtoßende Speiſezimmer, von wo die Treppe nach der Küche hinabführt und in deſſen Mitte ſich ein mit Wachstuch bezogener Tiſch befindet, an welchem die kleine Geſellſchaft unbeweibter Krautwinkler bereits ihr Abendbrod eingenommen zu haben ſchien, denn die Teller und Servietten waren bereits abgeräumt und vor jedem der beiden noch an der Tafel übriggebliebenen Herren ſtand ein Glas Grog, das anmuthig duftete und luſtig gen Himmel dampfte.

Die beiden im Speiſezimmer übrig gebliebenen Herren waren der alte Rittmeiſter von Sperling und der Premier-Lieutenant von Schwülenhagen, die in ſo tiefer Unterhaltung begriffen waren, daß ſie Anfangs die Ankunft des Lieutenants Seelenberg I. gar nicht einmal gewahr wurden.

Dieſer ſetzte ſich daher an das äußerſte Ende des Tiſches und während er noch hin und her überlegte, was er ſich wohl ſollte geben laſſen, brachte der Kellner ſchon unaufgefordert ein Glas Grog und eine geſtopfte Pfeife mit einer ſchönen Empfehlung von Herrn Kiehme, der

auch gleich kommen würde, sowie der Hoppelpoppel fertig wäre, den er selbst einrührte.

Die beiden Officiere unterhielten sich also sehr eifrig miteinander; das heißt der alte Rittmeister von Sperling sprach eigentlich allein und der Premier-Lieutenant von Schwülenhagen hob nur von Zeit zu Zeit seinen müden Kopf empor und warf eine tiefsinnige Bemerkung dazwischen, die aber gewöhnlich durchaus nicht zu dem paßte, was vorangegangen war.

Der alte Escadronchef befand sich natürlich bei seinem Lieblingsthema, oder vielmehr bei dem einzigen, das er überhaupt außerhalb des Dienstes abhandelte, das heißt, er bohrte förmlich in seinen Premier-Lieutenant die Gründe hinein, weshalb dieser sich verheirathen sollte, und that dabei alles Mögliche, um seine sieben Töchter in das rosenrotheste Licht zu stellen, während der Premier-Lieutenant, der niemals an etwas Anderes dachte, wie an seine geliebte Bahnreiterei, stets aus diesem Wissenszweige heraus die Antworten auf des Rittmeisters Fragen und Vorschläge gab.

Der alte Sperling war schon ganz roth im Gesicht vor Eifer und hatte sich über den Tisch gebeugt, um seinem Premier-Lieutenant auch räumlich die Gründe näher zu bringen, die er ihm in die Seele trichterte, während von Schwülenhagen auf seinem Stuhl zurückgelehnt saß, den Kopf auf die Brust gesenkt und die Beine weit unter den Tisch gestreckt hatte.

„Wie ich Ihnen ſage, Premier-Lieutenant,“ eiferte der alte Sperling mit halblauter Stimme weiter; „ich habe Ihren Zuſtand erkannt: Sie ſind krank und werden noch kränker werden, wenn Sie Ihren Lebenswandel nicht ganz anders einrichten. Ich wüßte ſchon ein Mittel für Sie, wodurch Sie geſund werden ſollten.“

Von Schwülenhagen hob den müden Kopf etwas empor, ſah den Rittmeiſter eine ganze Weile mit tiefem Ernſt an und entgegnete dann mit einer entſetzlich trockenen Stimme:

„Ja ja, ich glaube auch, ich muß täglich noch ein Pferd mehr reiten, ſechſe ſind mir noch nicht genug.“

Der Rittmeiſter machte ein eigenthümliches Geſicht, ſchien im Augenblick nicht zu wiſſen, was er darauf erwidern ſollte, fuhr aber dann bald in ſeinen Bohrverſuchen fort, indem er ſagte:

„Macht doch nicht immer ſolche Witze, Schwülenhagen; Ihr ſeid ein Schalk, aber das thut nichts, im Gegentheil, bei den zarten Geſchöpfen kann ein gewiſſer Grad von Leichtigkeit nicht ſchaden, das iſt jedenfalls beſſer, als zu große Härte!“

„Ach, du lieber Gott,“ ſeufzte der Lieutenant Seelenberg I., an ſeinem Grog nippend, „der Herr Rittmeiſter bietet ſchon wieder ſeine Töchter an, das iſt eine unglückſelige Eigenſchaft von dem alten Mann!“

„Sehr richtig, ſehr richtig!“ ſagte gleich darauf von

Schwülenhagen, indem er den Rittmeiſter mit einem unendlich tiefdenkenden Geſicht anblickte; „das iſt auch vollkommen meine Anſicht. Die jungen, zarten Remonten können gar nicht leicht und ſpielend genug behandelt werden; zu große Härte der Fauſt kann ſie verderben für das ganze Leben.“

„Gott ſei gelobt!“ dachte der Lieutenant Seelenberg I., wohlgefällig einen größeren Schluck Grog nehmend; „ich habe mich geirrt, ſie ſprechen beide über Pferde; das iſt aber etwas Seltenes beim Herrn Rittmeiſter.“

Was den Letzteren betrifft, ſo war er durch die Antwort des von Schwülenhagen wieder etwas aus der Faſſung gebracht worden, ſammelte ſich jedoch bald wieder und fuhr fort, die zweite Hauptaufgabe ſeines Lebens zu verfolgen.

„Unſinn, Premier-Lieutenant, Ihr wollt mich nur nicht verſtehen, weil Euch fortwährend der Schelm im Nacken ſitzt, aber Ihr ſollt mich nicht aus dem Sattel heben, und ich will nicht eher dieſe Unterhaltung abbrechen . . .“

Bei dem Worte „abbrechen“ hatte der Premier-Lieutenant von Schwülenhagen einen Ruck bekommen, als wenn er an eine verſäumte, wichtige Pflicht erinnert worden wäre. Er zog plötzlich die von ſich geſtreckten Beine wieder an ſich, ſtand vom Stuhl auf, nahm noch ſchnell einen gewaltigen Zug aus ſeiner langen Stammpfeife, die

er dann unausgeraucht in die Ecke ſtellte, und ſagte mit einer Haſt, als wenn er keinen Augenblick Zeit mehr übrig habe:

„Donnerwetter, Herr Rittmeiſter, das iſt gut, daß Sie mich daran erinnern, ich hatte mir vorgenommen, heute Abend noch meine Gedanken über den Vortheil des Abbrechens der Pferde niederzuſchreiben; es werden mit dieſer Procedur nicht allein der Hals und die Ganaſchen weich und biegſam gemacht, ſondern —“

„Aber das weiß ich ja ſchon Alles, liebſter Schwülenhagen,“ rief der Rittmeiſter mit leichtem Unmuth; „das ſteht ja mit der größten Ausführlichkeit in dem erſten Bande der Reitinſtruktion . . .“

„Denkt gar nicht dran!“ rief der Premier-Lieutenant mit beinahe wegwerfender Wichtigkeit, „ſo wie ich es heute Abend niederſchreiben werde, ſteht es noch nirgends gedruckt, darauf können Sie ſich verlaſſen, Herr Rittmeiſter!“

Und mit dieſen Worten hatte er ſchon den Säbel umgeſchnallt und die Mütze in der Hand und dirigirte ſich nach der Thür.

„Aber, ſo bleiben Sie doch noch ein Weilchen, lieber Schwülenhagen,“ bat der alte Sperling; „ich wollte doch erſt noch zur Hauptſache kommen . . .“

„Kenne ich ja Alles, kenne ich ja Alles, lieber Rittmeiſter,“ ſagte der Premier-Lieutenant; „aber ich muß jetzt nach Hauſe, ſonſt kommen mir meine Gedanken über das

Abbrechen wieder aus dem Kopf. — Gute Nacht, lieber Rittmeiſter!“

Und damit nickte er noch einmal ernſt und wichtig mit dem Kopf und klapperte dann durch das Billardzimmer eiligſt von dannen.

Der alte Sperling machte beinahe ein Geſicht, als wenn er weinen wollte, indem er ſich auf ſo gewaltſame Weiſe in der Behandlung ſeines Lieblingsthemas unterbrochen ſah. Er dachte wieder an ſeine ſieben Töchter, die bei ihm zu Hauſe, in dem engen Quartier, begannen von oben herab zu verwelken; er dachte an die Zukunft, die ihm und ihnen bevorſtand, wenn es ihm nicht noch gelänge, ſie ganz oder theilweis an den Mann zu bringen, und ſeine Hand fuhr einige Male, wie beſchwichtigend, hin und her über die ſorgengefurchte Stirn, und ſeiner Bruſt entrang ſich ein tiefer, ſchmerzlicher Seufzer.

Er wollte, da er ſich jetzt allein glaubte, nun auch Anſtalt machen, um den Heimweg anzutreten, als ſeine Blicke auf den Lieutenant Seelenberg I. fielen, der eben wieder einen Schluck Grog genommen hatte und ſich wunderte, daß der Hoppelpoppel ſo lange blieb, den ihm doch ſein Gevatter Kiehme verſprochen hatte, bald zu bringen.

Als der Rittmeiſter von Sperling nun plötzlich, in dem Moment der tiefſten Niedergeſchlagenheit, des Lieutenants Seelenberg I. anſichtig wurde, erheiterten ſich ſeine alten, verwitterten Züge auf eine wundervolle Weiſe;

er nickte ſeinem Officier vertraulich, freundlich zu, ergriff dann ſein Glas, in dem noch eine kleine Neige Grog war, zog ſich ſeine im Ausgehen begriffene Pfeife wieder in Brand, erhob ſeine alten, ſteifen Knochen mühſam von dem Stuhl, auf dem er geſeſſen, ſtackerte zu ſeinem Untergebenen und ließ ſich dieſem gegenüber auf einen anderen Stuhl nieder, wie er vorhin dem Premier-Lieutenant von Schwülenhagen vis-à-vis geſeſſen hatte.

„Na, Sie auch einmal hier, lieber Seelenberg?“ begann der alte Sperling ſogleich die Unterhaltung. „Man bekommt Sie eigentlich nur im Dienſt zu ſehen... müſſen ſich nicht ſo rar machen, lieber Seelenberg; Sie ſind ja ein charmanter Menſch und man plaudert doch gern einmal ein Stündchen mit Ihnen!“

Der Lieutenant machte ein verbindliches Compliment und wollte eben etwas erwidern, als der alte Sperling, dem jede Minute von Wichtigkeit war, ſchon wieder fortfuhr:

„Sie ſind immer ſo allein, liebſter Seelenberg; Sie glauben gar nicht, wie ſchmerzlich mich das berührt, Ihnen fehlt auch etwas, Sie mögen es mir glauben oder nicht.“

„Mir fehlt etwas, Herr Rittmeiſter?“ fragte der Lieutenant, der in ſeinen Gedanken hin- und herſuchte, worauf ſein Chef wohl anſpielen könne.

„Nun natürlich,“ nickte ihm dieſer zu; „denken Sie nur einmal nach, es iſt nicht ſchwer zu finden, Ihnen

fehlt etwas, das Sie ſich mit leichter Mühe anſchaffen könnten, und eigentlich anſchaffen müßten, wenn Alles bei Ihnen in Ordnung ſein ſollte.“

Der Lieutenant Seelenberg I. machte ein verlegen lächelndes Geſicht und antwortete dann mit beſcheidener Stimme:

„Mir fehlt freilich ſehr viel, Herr Rittmeiſter, vor allen Dingen das Glück; aber da wüßte ich allerdings nicht, wie ich mir das mit leichter Mühe anſchaffen ſollte.“

In dem Geſicht des alten Sperling glänzte es plötzlich auf, wie eine hohe Freude.

„Da habt Ihr ja gleich den Nagel auf den Kopf getroffen, ohne es ſelber zu ahnen, alter, ehrlicher Seelenberg,“ ſagte er, noch ein Stückchen näher heranrückend. „Das Glück meinte ich ja grade, als ich ſagte, daß Euch etwas fehlte, und Ihr braucht doch nur zuzugreifen und dann habt Ihr's!“

Der Lieutenant machte ein dummes Geſicht und blickte ſeinen Rittmeiſter verwundert an.

„Aber, Kind,“ fuhr dieſer fort, „nehmt mir's nicht übel, wenn Ihr ſo ſchwer von Begriffen ſeid, dann iſt es allerdings nicht leicht, Euch zu helfen; aber ich will dennoch mein Möglichſtes thun, um Euch auf die richtige Spur zu führen; denn Ihr ſeid ein guter Menſch und verdient es, daß man ſich für Euch intereſſirt. — Na! — Denkt doch einmal an Eure Wohnung, an Euer Quar-

tier... fehlt Euch da nicht etwas, das Ihr von Gott- und Rechtswegen eigentlich haben müßtet? — Iſt Alles vollzählig in Euren vier Pfählen... he?“

Der Lieutenant Seelenberg I. wurde plötzlich mit einer glühenden Röthe übergoſſen.

Mein Gott! dachte er in ſeinem Innern, der Rittmeiſter ſpielt auf das Pferd an, das mir fehlt, und das ich allerdings von Gott- und Rechtswegen eigentlich haben ſollte... oder vielmehr mein Sohn... denn ich habe ja zwei... Das fehlte mir auch noch zu meinem übrigen Unglück, daß ich meinem Jungen jetzt noch ein Pferd kaufen müßte!

„Sehen Sie wohl!“ rief der alte Sperling, den das plötzliche Erröthen auf die Idee brachte, daß ſein Lieutenant ihn verſtanden habe. „Na.., habe ich nicht Recht... ſagen Sie aufrichtig, ehrlicher Seelenberg?“

„Ja... ich kann allerdings nicht leugnen,“ ſtammelte der Lieutenant; „ich hatte ſchon längſt die Abſicht... aber ich konnte noch immer nichts Paſſendes finden...“

„Aber, Kind,“ unterbrach ihn der alte Sperling, „da hört doch am Ende Alles auf... ſeid Ihr denn ganz total mit Blindheit geſchlagen? — Bei mir könnt Ihr ja doch ganz bequem das Glück finden, das Euch fehlt... ich habe ja doch die allerſchönſte Auswahl!“

Dem Lieutenant Seelenberg I. begann es recht unheimlich zu werden.

„Gott ſteh' mir bei!“ ſtöhnte er im Innerſten ſeiner Seele, „er will mir eins von ſeinen vier Pferden verkaufen; wenn doch blos der Gevatter Kiehme nicht auf die unglückliche Idee gekommen wäre, mir Hoppelpoppel für meinen Jungen zu machen, dann wäre ich vielleicht ſobald noch gar nicht in dieſe unangenehme Verlegenheit gerathen. Nun hat er ſich hier gerade mit Schwülenhagen über Pferde unterhalten und da bin ich ihm zur richtigen Stunde in den Weg gelaufen. Es bricht Alles über mir zuſammen!“

„Na,“ fuhr der alte Sperling fort, „ein größeres Entgegenkommen könnt Ihr doch wohl nicht erwarten; aber ich bin ein offener ehrlicher Menſch und mache nicht viel Winkelzüge. Mein praktiſcher Blick hat erkannt, was Euch fehlt, und da komme ich denn als Euer Nächſter zu Euch, reiche Euch die Hand und ſpreche: Alter Junge, ich will Dir helfen; wenn ich ſelber auch einmal in Verlegenheit gerathe, dann thuſt Du mir wieder einen Gefallen. Na, — nun ſagt's offen heraus, welche gefällt Euch am Beſten? Welche wollt Ihr haben?“

Der Lieutenant Seelenberg I. befand ſich in der tödtlichſten Verlegenheit.

Ich ſoll mir eine unter ſeinen vier Stuten ausſuchen, dachte er wieder; aber die ſind ja alle viel zu theuer für mich, das kann ich ja unmöglich erſchwingen... ich muß ihm das nur deutlich zu machen ſuchen... denn wenn er

es auch für ein Glück für mich hält, wenn ich ein Pferd von ihm kaufe und wenn er deshalb vielleicht die Absicht hätte, es mir etwas billiger zu lassen, so übersteigt es dennoch immer sehr weit meine Mittel, namentlich da ich jetzt auch noch nicht einen Thaler zu dem Gelde zusammen habe. — Wie gesagt, es ist nothwendig, daß ich ihm die Situation etwas klar mache. —

„Der Herr Rittmeister werden entschuldigen," sagte er dann laut, zu seinem Chef gewandt; „ich finde sie alle Vier sehr schön; aber...."

„Alle Vier?" unterbrach ihn der alte Sperling erstaunt. Dann aber nickte er leise mit dem Kopf und dachte in seinem Innern; na ja, das kann ich ihm eigentlich nicht verdenken, die drei ältesten sind schon ein Bischen sehr in die Saat geschossen, er hält sich deshalb nur noch an die vier jüngsten; wie gesagt, das kann ich ihm nicht verdenken, aber er hätte es nicht so grade heraus sagen sollen, das ist doch immer etwas unzart, einem Vater gegenüber.

Dann machte er aber wieder ein freundliches Gesicht und wandte sich mit den Worten an seinen Lieutenant, indem er denselben durch einen Scherz etwas zu ermuthigen suchte:

„Ja, liebster Seelenberg, alle Vier kann ich sie Ihnen doch nicht geben, so gern ich es sonst auch thäte; aber was unmöglich ist, das ist einmal unmöglich."

„Ach, mein Gott, das würde mir ja auch viel zu theuer werden," entgegnete der Lieutenant lächelnd auf den Scherz eingehend. „Der Herr Rittmeiſter können mir glauben ... mir würde die Eine ſchon ſauer genug werden."

Ueber das Antlitz des alten Sperling flog ſchon wieder eine leichte Wolke des Mißmuths.

Wieder eine Unzartheit, dachte er. Ich weiß ja, daß er arm iſt und daß es ihm ſchwer werden würde, eine Frau zu ernähren, aber man ſagt das doch nicht ſo dem künftigen Schwiegervater in's Geſicht. — Außerdem verlange ich ja gar nicht, daß er ſie gleich nimmt, wenn er ſich nur feſt mit ihr verlobt, dann bin ich ſchon zufrieden, dann iſt doch Eine untergebracht und der Anfang gemacht, und für die Anderen giebt es ein ermunterndes Beiſpiel. — Ich hätte allerdings lieber einen etwas Reicheren gehabt, jedenfalls iſt er aber immer beſſer als gar Keiner.

Nachdem er alſo reflectirt, legte er ſein altes, runzliches Geſicht wieder in äußerſt freundliche Falten, und ſagte mit Zutrauen erweckender Stimme zu ſeinem Lieutenant:

„Laſſen Sie ſich nur darüber keine grauen Haare wachſen, liebſter Seelenberg; damit hat es ja nicht ſolche Eile. Wenn Sie nur ſagen, welche Sie haben wollen, das iſt die Hauptſache; das Andere kann ſich natürlich nicht eher finden, bis die Mittel da ſind."

Ah! — Das iſt aber ein vortrefflicher Mann, dachte

der Lieutenant Seelenberg I., er will mir eins von seinen Pferden verkaufen und mir das Geld pumpen, bis ich es zusammen habe. — Solche Herzensgüte hätte ich dem alten Menschen niemals zugetraut.

Und dann wandte er sich mit leicht angefeuchteten Augen zu seinem Chef und sagte mit vor Rührung zitternder Stimme:

„Aber, Herr Rittmeister... ich weiß gar nicht, wodurch ich eine solche Güte verdient habe..."

„Ach, lassen Sie jetzt nur die Redensarten, liebster Seelenberg," unterbrach ihn der alte Sperling; bringen wir die Hauptsache zu Ende und sagen Sie mir deshalb, welche Ihnen am besten gefällt und welche Sie haben wollen?"

Der Lieutenant ließ ein wenig den Kopf sinken, als wenn er nachdächte und Vergleiche anstellte, und antwortete dann mit einem behaglich verlegenen Schmunzeln:

„Ja... mir gefällt wohl eigentlich die Schwarzbraune am besten...."

Der Rittmeister stutzte:

Was das für ein rüder Mensch ist, dachte er; so von einem Mädchen zu sprechen... sie nicht einmal mit ihrem Namen zu bezeichnen... ich verstehe allerdings auch so, daß er die Pauline meint... aber so sind viele alte Cavalleristen... sie sprechen von Allem, als wenn sie die Pferde im Sinn hätten...

„Aber da ich sie doch eigentlich nicht für mich haben wollte...“ fuhr der Lieutenant Seelenberg I. fort.

„Wie? — Sie wollten sie nicht für sich haben?“ fragte der Rittmeister, sich erstaunt auf seinem Stuhl emporrichtend.

„Nein... ich wollte sie für meinen Sohn,“ sprach der Lieutenant weiter; „ich habe ja mein Theil, wie der Herr Rittmeister wissen... ich brauche nicht mehr... aber wenn Sie die große Güte haben wollten, meinem Sohn dieselbe Güte zu Theil werden zu lassen, die Sie mir zugedacht hatten, so würden mich der Herr Rittmeister unendlich glücklich machen... natürlich würden Sie dann aber auch wohl meinem Sohn die Auswahl gestatten... da es doch am Ende für ihn ist....“

Der Rittmeister fiel aus einem Erstaunen in's andere. Er hat sein Theil? reflectirte er in der Werkstatt seiner Gedanken. „Er braucht nicht mehr? — Sollte der sonst so rüde Mensch, als den ich ihn heute allerdings zum erstenmal kennen lerne, das Andenken seiner verstorbenen Frau so heilig halten, daß er sich nicht zum zweitenmal verheirathen will... oder ist es der umgekehrte Fall mit ihm und hat er so unglücklich gelebt, daß er genug bekommen und, wie er selbst sagt, sein Theil schon weg hat? — Wer kann's wissen? — Da aber der Sohn nun einmal Lust hat, so sei es ferne von mir, dem jungen hoffnungsvollen Mann Hindernisse in den Weg zu

legen. Machen wir ihn also zuerst glücklich, vielleicht bekommt der Alte späterhin auch noch einmal Appetit.“

Und dann, nachdem er zu diesem Entschluß gekommen, sprach er zu seinem Lieutenant mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit:

„Also für Ihren Sohn wollten Sie sie haben? — J, sehen Sie einmal an! — Nun, mir soll es ganz recht sein, liebster Seelenberg... was ich für Sie gethan hätte, das thue ich eben so gern für Ihren Sohn... na, dann lassen Sie ihn doch einmal zu mir kommen, daß er sie sich ansieht, liebster Seelenberg.“

„Leider ist das für den Augenblick nicht möglich, Herr Rittmeister,“ entgegnete der Lieutenant; „mein Sohn ist krank und wird mindestens einige Tage das Zimmer, wenn nicht das Bett, hüten müssen.“

„O, das thut mir ja in der Seele leid,“ ... bedauerte der alte Sperling, dessen Antlitz von einem seltenen Glück erglänzte; denn bei seinen vielen Versuchen, eine Tochter an den Mann zu bringen, war er noch niemals so weit gekommen, daß Jemand in allem Ernst angebissen hätte.

Dann nahm der Rittmeister aber seinen Lieutenant leise beim Arm, winkte mit den Augen geheimnißvoll nach dem andern Ende des Tisches hin, wo er vorhin mit dem von Schwülenhagen gesessen und flüsterte unter seinem dicken schwarzen Schnurrbart hervor:

„Kommen Sie da in die andere Ecke, liebſter Seelenberg, dort können wir ungeſtörter miteinander ſprechen, hier kommt alle Augenblick Einer vorbei.“

Und ſie ſetzten ſich Beide ihre Pfeifen wieder in Brand, nahmen ihre noch nicht ganz geleerten Gläſer mit und verſenkten ſich in eine tiefe Unterhaltung, die ſich hauptſächlich um die Zukunftspläne des Lieutenants Seelenberg II. drehte, für welchen der Rittmeiſter jetzt ein ſo unausſprechliches Intereſſe zeigte, daß er gar nicht wußte, wie er ihn mit Vortheilen bedenken und ſchnell in die Höhe bringen ſollte.

Das klingt beinahe ſeltſam und dennoch iſt es wahr. — Jemand, der für ſich ſelber nichts zu thun vermag, kann Anderen noch ſehr nützlich werden.

Natürlich kam bei der vertraulichen Unterhaltung auch die ſtrategiſche Arbeit wieder zur Sprache, die der junge Officier dem Herrn Diviſions-Commandeur eingeſchickt hatte und für die er öffentlich belobigt worden war, und es wurde beſchloſſen, daß Fritz Seelenberg das Examen zur Kriegsſchule machen ſollte, dann würde ihm eine Zulage von Seiten des Regiments ausgewirkt werden, um in dem theuern Berlin exiſtiren zu können, und wenn er den dreijährigen Curſus beendet hätte, könnte ein Commando zum topographiſchen Bureau und darauf in den Generalſtab gar nicht fehlen.

Die beiden Officiere waren noch mitten im beſten

Geſpräch, als die Treppenthür plötzlich aufgeriſſen wurde und Herr Kiehme, der Reſſourcenwirth, mit rothen, thränenden Augen und ein großes Glas in der Hand hereingeſtürzt kam.

„Na! — endlich iſt der Hoppelpoppel fertig, Gevatter Seelenberg;“ rief er; „ich habe erſt eine ganze Tonne eingekalkte Eier durchprobiren müſſen, ehe ich ein Paar gute fand und dann habe ich beim Feuerheerd ſo lange gerührt, bis mir die Arme ermüdet und die Augen übergegangen ſind. Dafür iſt es aber jetzt auch ein Hoppelpoppelchen geworden, wo ſich der Fritz alle zehn Finger danach lecken wird. — Da Gevatter, nehmt Euch nachher beim Zuhauſegehen nur recht in Acht, damit Ihr Nichts verſchüttet.“

„Danke, danke, lieber Gevatter Kiehme,“ ſagte der Lieutenant, und dann ſetzte er mit einem verlegenen Zögern hinzu: „Was bin ich Euch ſchuldig dafür... und für das Glas Grog und die Pfeife?“

Der dicke Kiehme nahm eine Phyſiognomie an, die aus Würde und verletztem Zartgefühl zuſammengemiſcht ſein ſollte, wobei er jedoch nur zu einem äußerſt komiſchen Eindruck gelangte, warf den Kopf ein wenig hintenüber und ſagte mit einer Stimme, die wehmüthig ſein ſollte, aber nur verſchnupft klang:

„Gevatter Seelenberg... warum habt Ihr mir das gethan?“ Und dann wiſchte er ſich mit dem fettigen Rockärmel die Thränen aus den Augen, die ihm der

beißende Küchenrauch hineingetrieben hatte, machte eine tragiſche Kehrtwendung und ſchritt in das Billardzimmer, wo er ſich ſogleich damit beſchäftigte, mit naßgemachtem Daumen und Zeigefinger die duftenden Talglichte auf den Spieltiſchen zu putzen, die dort grämlich ihren langen, verkohlenden Docht zur Seite hängen ließen, während die Flamme ihren dicken Blak zu der grauen Tabakswolke emporſandte, welche wie ein luftiger Baldachin über den eifrigen Whiſtſpielern ſchwebte.

„Mein Gott, ſchon halb zwölf," ſagte der Lieutenant Seelenberg I., ſeine dicke, ſilberne Uhr aus der Taſche ziehend; „wie ſchnell die Zeit vergeht bei einer angenehmen Unterhaltung. — Nun muß ich aber nach Hauſe, denn ich bin unruhig wegen meines Jungen. — Dahlke wacht zwar an ſeinem Bett, aber der wird auch gar nicht wiſſen, wo ich geblieben bin... das iſt etwas ganz Unerhörtes, daß ich ſo ſpät nach Hauſe komme."

Und mit dieſen Worten ſtand er auf, ſchnallte ſich den Säbel um, nahm ſeine Mütze, verabſchiedete ſich mit vielem Dank für deſſen Güte von ſeinem Herrn Rittmeiſter und wollte eben durch das Billardzimmer das Reſſourcen-Lokal verlaſſen, als ihm plötzlich noch eine Idee gekommen zu ſein ſchien, denn er ſtand ſtill, wandte ſich dann noch einmal um, ſetzte ſein Glas Hoppelpoppel aus der Hand, ging auf ſeinen Chef zu und ſagte mit bittender Stimme:

„Herr Rittmeiſter...“

„Was iſt denn, alter Seelenberg,“ fragte dieſer mit einem äußerſt freundlichen Geſicht, „kann ich Euch noch mit irgend Etwas dienlich ſein?“

Der Lieutenant nickte und ſchlug dann beſchämt die Augen nieder, wie ein junges Mädchen, das der Mutter das erſte Herzensgeheimniß anvertrauen will.

„Na, ſprecht doch ganz offen und frei heraus, alter Seelenberg,“ ſagte der Rittmeiſter mit ermuthigendem, freundlichem Ton, „was wollt Ihr denn noch?“

„Der Herr Rittmeiſter ſind heut ſchon ſo überaus gütig gegen mich geweſen, daß ich es kaum wage, Sie noch mit einer neuen Bitte zu beläſtigen....“

„Aber, nur heraus doch damit,“ entgegnete der Chef, ſchon beinahe ungeduldig; „wer wird ſich denn ſo lange herumdrehen, wie die Katze um den heißen Brei; ſo ſprecht doch nur, Ihr wißt ja, daß ich einem Mann, der mir ſo nahe ſteht, Nichts abſchlagen werde, wenn es irgend in meiner Macht, es zu erfüllen.“

„Der Herr Rittmeiſter haben meinem Sohn heute ſchon aus einer ſo dringenden Verlegenheit geholfen...“ ſagte der Lieutenant mit leiſer Stimme.

„J,... alſo ſo eilig hatte es der junge Menſch? — Sieh einmal an!“ fuhr der Rittmeiſter heraus, indem ihn die Bemerkung ſeines Lieutenants zu gleicher Zeit erfreute und in Erſtaunen ſetzte.

„Haben ihm ſo etwas Werthvolles anvertraut.... ohne ſogleich zu verlangen, daß....“ ſtotterte der Lieutenant weiter.

„Nein, nein,“ fiel ihm der Rittmeiſter in's Wort, „das verlange ich durchaus nicht ſogleich... wenn er es auch ſo eilig hat, wie Sie vorhin meinten... das hat noch ſeine guten Wege, mein liebſter Seelenberg.“

Der Lieutenant ergriff in tiefer Rührung die Hand ſeines Vorgeſetzten und drückte ſie mit Wärme.

„Edler Mann,“ ſagte er, „und ſogar auf das Handgeld verzichten Sie?“

Der Rittmeiſter fuhr zuſammen und ſah ſeinen Lieutenant mit großen Augen an.

„Herr!“ fuhr er heraus, „halten Sie mich denn für einen Sclavenhändler, oder...“

Dann bekämpfte er aber ſchnell wieder die Aufregung ſeines Innern, und dachte bei ſich ſelbſt: Merkwürdig, wie aus dieſem einfachen, ſimplen Menſchen plötzlich die wildeſten und roheſten ſocialen Anſichten hervorbrechen, aber man muß die Leute nehmen, wie ſie ſind und hierbei ein Auge zudrücken; eine ſo günſtige Gelegenheit kommt vielleicht ſobald nicht wieder.

Dann wandte er ſich wieder mit großer Freundlichkeit und Herablaſſung an den Lieutenant und ſagte mit einer außerordentlichen Milde im Ton:

„Laſſen Sie doch nun den Dank ruhen. Was ich

für Ihren Sohn gethan habe, ist von Herzen gern geschehen. — Was wünschen Sie nun ferner von mir?“

Der Lieutenant zauderte noch ein Weilchen, blickte dann den Rittmeister schüchtern an und stammelte:

„Man hat doch gewiß mit Ehren gedient, Herr Rittmeister, nicht wahr?“

„Gewiß, gewiß, lieber Seelenberg!“

„Man hat die Feldzüge mitgemacht... und ist nur durch ganz besondere Ungunst der Verhältnisse nicht zu dem eisernen Kreuz gekommen....“

„Leider, liebster Seelenberg, leider.“

„Wenn man nun so beinahe abgeschlossen hat mit seinem langen, dienstlichen Leben, was hat man für Lohn und Anerkennung davon getragen?...“

„Wenig, liebster Seelenberg, leider sehr wenig.“

„Und was bleibt Einem wohl für ein Trost im Alter, wenn Einem nicht eine kleine Entschädigung geboten wird, indem... der Herr Rittmeister wissen schon, was ich meine....“

Der alte Sperling zog die Augenbrauen in die Höhe und schien nachzudenken.

„Es würde mir eine ungeheure Freude machen,“ fuhr der Lieutenant gutmüthig fort.

„Aber was denn, was denn eigentlich?“ fragte der Rittmeister, mit dem Kopf schüttelnd, als wenn er noch immer nicht verstanden habe.

Der Lieutenant Seelenberg I. machte mit beiden Händen eine Bewegung, als wenn er ſich ein Band in's Knopfloch ſeines Ueberrockes knüpfte.

„Aha!“ lachte der Rittmeiſter.

Der Lieutenant nickte ihm freundlich zu.

„Na, wir wollen ſehen, was ſich machen läßt,“ entgegnete der Rittmeiſter nach einer kleinen Pauſe, „ich werde dem Herrn Oberſten den Vorſchlag machen, mehr kann ich dabei nicht thun.“

Dem Lieutenant Seelenberg I. traten vor freudiger Rührung die Thränen in die Augen, er ergriff noch einmal des Rittmeiſters Hände, preßte ſie beinahe krampfhaft zwiſchen den ſeinen, ſtammelte noch einmal ſeinen innigſten, tiefempfundenen Dank, ergriff wieder ſein Glas Hoppelpoppel und ſtürmte in höchſter, freudiger Aufregung durch das Billardzimmer von dannen.

„Merkwürdiger Menſch,“ murmelte der Rittmeiſter, ſich ebenfalls den Säbel umſchnallend, „ich habe ihn ſtets für einen ruhigen, einfachen Officier gehalten, ohne jegliche Extravaganzen der Geſinnung; vorhin hat er mir aber Anſichten entwickelt... oh, oh... und nun iſt er auch noch ehrgeizig und will einen Orden haben, blos weil ich ſeinem Sohn meine Tochter gebe... das hätte ich dem Mann allerdings nicht zugetraut... er macht ja ein förmliches Geſchäft mit mir... aber was ſoll man machen... ich ziehe doch hier eigentlich die größten Vor-

theile und deshalb will ich mir auch die größte Mühe geben, seine Verdienste dermaßen herauszustreichen, daß ihm der rothe Adlerorden vierter Klasse nicht gut entgehen kann."

Als der Lieutenant Seelenberg I. durch das Billardzimmer ging, kam ihm der kleine, dicke Kiehme in den Weg, der noch immer das Gefühl verletzten Zartgefühls auf seinem Antlitz trug.

„Lieber, einziger Gevatter!" rief der Lieutenant Seelenberg, dem Wirth einen heftigen Kuß auf die Wange drückend, „ich danke Euch im Namen meines Fritz; oh, wie ich mich freue!"

Der kleine Kiehme stand noch ganz erstaunt über die plötzliche Attacke von Zärtlichkeit, mit der ihn sein Gevatter Seelenberg bedacht hatte, der nun schon zum Zimmer hinausgerast war, als der alte Rittmeister, welcher die vorbeschriebene Scene mit angesehen, an ihm vorüberkam, ihm warm die Hand drückte und mit sehr gnädigem Kopfnicken sagte:

„Gute Nacht, Gevatter Kiehme! Ich danke Euch im Namen unseres Fritz."

Und dann stackerte er ebenfalls langsam und gebrechlich zur Thür des Ressourcen-Lokals hinaus.

Während der kleine Kiehme oben im Billardzimmer noch ganz verwundert stand und gar nicht wußte, was alle diese Liebe und Gnade zu bedeuten habe, war der Lieutenant Seelenberg I. bereits unten auf der Straße

angekommen, den Säbel in der linken Hand, damit er ihm nicht zwiſchen die Beine käme, hoch in der Rechten das Glas Hoppelpoppel, und im Herzen ein ſo loderndes Freudenfeuer, wie er es kaum jemals empfunden hatte.

„Ah!“ machte er, aus voller Bruſt aufathmend, als er unten auf der Straße in der friſchen Nachtluft ankam; „die Ideen waren gut, die mir der alte ehrliche Mond eingegeben hat. Den Orden kriegt der Junge, denn wenn ein ſo junger Officier vorgeſchlagen wird, dann muß immer eine wichtige Veranlaſſung dazu vorhanden ſein. Ja! das Glück hat mir heute in ganz merkwürdiger Weiſe gelächelt... über den alten Rittmeiſter kann ich mich gar nicht genug wundern... auf eine ſo zarte Weiſe dem Jungen eines von ſeinen Pferden anzubieten... und noch dazu auf Pump... es iſt kaum mit den Gedanken zu faſſen. — Freilich dürfen wir nun aber auch die Güte des alten Herrn nicht mißbrauchen und müſſen das Pferd ſobald wie irgend möglich bezahlen... deßhalb ſoll, ebenfalls ſobald wie irgend möglich, die zweite Idee ausgeführt werden, die mir der Mond eingegeben hat, das heißt, ich will ihm auch noch die Käthe Mispel verſchaffen. Die alte Commerzien-Räthin wird mir keinen Korb geben, wenn ich ſie für meinen Jungen um die Hand ihrer Tochter bitte. — Aber erſt muß der Bengel wieder geſund ſein, damit er auch gleich nachher der erröthenden Braut in die Arme ſinken kann. Heute über ſechs Wochen iſt

ſein Geburtstag, bis dahin will ich die ganze Ueberraſchung aufſparen. — Mein Gott, wie ich mich freuen werde über ſeine Freude!“

Nach dieſem Gedanken-Monologe war er vor ſeinem Hauſe angelangt, machte jetzt einen Satz über den breiten Rinnſtein, ließ den Säbel zur Erde hinabfallen, öffnete mit der linken Hand die Hausthür, denn verſchloſſen werden die Häuſer ſelten in kleinen Städtchen, und ſtürmte dann auf den ſtockdunklen Flur, um zu ſeiner Stubenthür zu gelangen.

Kaum hatte er aber einige Schritte gemacht, als er mit großer Heftigkeit an Etwas anrannte und im nächſten Augenblick das ganze Hinderniß umwarf und mit demſelben zu Boden fiel, ſo daß das Hinderniß unten lag und der Lieutenant Seelenberg I. oben.

Einen Moment nach dem harten Fall war Alles ſtill wie dies in der Regel ſo zu ſein pflegt; dann aber hörte man ein leiſes Geräuſch, als wenn Jemand ſtöhnen möchte, aber nicht recht könnte, weil er Klöße im Munde hätte oder etwas Anderes.

„Worüber bin ich denn eigentlich gefallen?“ fragte der Lieutenant, mit der linken Hand vorſichtig umhertaſtend; „das ſcheint mir ja hier ein Stuhl zu ſein und jetzt fühle ich wieder etwas Weiches und Warmes... was habe ich denn da unter meinen Fingern?“

„Au!“ ließ ſich da ein ganz undeutliches gedämpftes

Organ vernehmen, das ſich gewaltſam durch eine verſtopfte Stimmritze durchzuarbeiten ſchien; „au! — nicht doch! nicht kitzeln!“

„Es iſt ein Menſch,“ reflectirte der Lieutenant Seelenberg weiter; „vielleicht ein betrunkener Dragoner, der hier ſeinen Rauſch ausſchlafen wollte; ah, das wäre aber doch ſtark.“

„Heda! — Wer biſt Du!“ fuhr er gleich darauf mit lauter und befehlender Stimme fort; „wie heißt Du, und bei welcher Escadron ſtehſt Du?“

„Au! — Nehmen Sie doch nur die Hand von meinen Rippen weg, Herr Lieutenant,“ gurgelte die verſtopfte Stimme wieder, „ich kann es ja nicht mehr aushalten!“

„Wie? Du biſt es, Dahlke?“ fragte der Lieutenant Seelenberg, der ſeinen Burſchen trotz des umflorten Organs an der Stimme erkannt hatte, „was machſt Du denn hier auf dem Flur, anſtatt in der Stube beim Herrn Lieutenant zu ſitzen, wie ich es Dir befohlen habe?“

„Laſſen Sie mich nur erſt auf, ſonſt ſticke ich,“ ächzte der Burſche, „dann werde ich ja Alles ſagen, aber ſo iſt es mir ganz unmöglich.“

„Weshalb ſprichſt Du denn ſo undeutlich Kerl!“ fragte der Lieutenant weiter, „das klingt ja grade, als wenn Du etwas im Munde hätteſt.“

„Das habe ich auch,“ blubberte Dahlke; „als ich umgefallen war und den Mund aufmachen wollte, um zu

ſchreien, kam mir plötzlich etwas Süßes und Klebriges hineingelaufen... ah... jetzt kommt ſchon wieder was... es hört ja gar nicht auf.“ —

„Himmliſcher Vater, das iſt mein Hoppelpoppel,“ rief der Lieutenant Seelenberg, der mit der linken Hand nach der rechten hingefaßt und dort gefühlt hatte, daß das Glas grade auf den Mund ſeines Burſchen zu liegen gekommen war.

„Ach, iſt das aber eine Idee,“ ſagte Dahlke, jetzt den Inhalt ſeines Mundes herunterſchluckend, „weshalb ſtoßen Sie mich denn um, Herr Lieutenant, und gießen mir Hoppelpoppel in den Mund?“

„Unſinn!“ polterte der Officier, ſich wieder mühſam auf die Beine emporraffend; „weshalb ſitzeſt Du hier in der Nacht auf dem Flur, beantworte mir zuerſt die Frage?“

Der Burſche berichtete, immer noch mit klebrigen Lippen, daß er von ſeinen beiden Herren zwei verſchiedene Befehle bekommen und daß er Keinem habe ungehorſam ſein wollen, weshalb er denn auf die Idee gekommen ſei, zwiſchen beiden die Mitte zu halten. Deshalb habe er ſich hier vor der Stubenthür auf den Stuhl geſetzt, damit ihn der junge Herr Lieutenant hätte abrufen können, wenn er ihn brauchen wollte; da nun aber der alte Herr Lieutenant ſo fürchterlich lange geblieben ſei, ſo wäre er zuletzt eingeſchlafen und deshalb müßten wohl der alte Herr Lieutenant über ihn gefallen ſein.

Nachdem Dahlke seinen Bericht abgestattet, ging er in das Zimmer, steckte den Wachsstock an und leuchtete dann vorsichtig und behutsam an das Bett des jungen Herrn Lieutenants.

Derselbe schlief aber so schön, daß es unrecht gewesen wäre, ihn zu wecken, namentlich da er doch keinen Hoppelpoppel mehr bekommen konnte, weil derselbe dem ehrlichen Dahlke in den Mund gelaufen war. Der Lieutenant Seelenberg I. schickte deshalb den Burschen zu Bett in seine Kammer neben dem Stall, warf noch einen zärtlichen Blick auf seinen Sohn und ging dann ebenfalls schlafen, um die angenehmen Bilder, die der Tag ihm geschenkt, in die nächtlichen Träume übergehen zu lassen.

Als er am andern Morgen erwachte, drückte ihm das doppelte, ja dreifache Geheimniß, das er auf der Seele trug, beinahe das Herz ab, denn er hätte es zu gern gesagt; aber er besaß doch die Kraft, sich zu beherrschen und verrieth keine Silbe, um nachher die Ueberraschung eine desto größere sein zu lassen; aber das konnte er doch nicht lassen, daß er seinen Sohn fortwährend freundlich anblickte, ihm ermunternd zunickte, ihm kräftig die Hand drückte, oder daß er auch wohl einmal in einem sehr schwachen Augenblick einige dunkle, räthselhafte Worte fallen ließ, aber dabei blieb es denn auch, obgleich Fritzens Neugierde und Verwunderung über das unerklärliche, ganz

ungewohnte Benehmen seines Vaters bedeutend rege gemacht wurde.

So vergingen mehrere Wochen und der Lieutenant Seelenberg II. wollte und wollte nicht gesund werden, worüber sich sein Vater, der Lieutenant Seelenberg I., sehr bekümmerte, denn die Ueberraschung wurde immer weiter und weiter hinausgeschoben, und der alte vortreffliche Rittmeister von Sperling konnte sich auch schon vor Ungeduld gar nicht mehr lassen und fragte seinen Lieutenant jedesmal, wenn er ihm begegnete:

„Na, liebster Seelenberg, ist der Fritz immer noch nicht gesund! Schade! schade! Nehmen Sie ihn nur ja recht in Acht, damit er nicht einen Knacks wegbekommt, oder gar draufgeht, das wäre ein Unglück, wie es noch gar nicht zum zweitenmal in der Welt dagewesen ist!“

Und der Lieutenant Seelenberg ließ dann gar betrübt den Kopf sinken und nachdem Beide noch einmal tief aufgeseufzt, schieden sie mit einem vielsagenden Händedruck, um, bei jedem neuen Begegnen, dieselbe Scene zu wiederholen.

Als aber noch zwei andere Wochen über das Städtchen Krautwinkel und seine friedlichen Bewohner dahingegangen waren, hatte sich der Fritz schon so bedeutend erholt, daß er wieder ein Stündchen in der Sonne spazieren gehen konnte, und als endlich sein Geburtstag herankam, war er ganz frisch und munter, so daß sein Vater den

Entſchluß faßte, den großen Hauptplan jetzt in's Werk zu ſetzen und ſich am andern Morgen, dem Morgen des Geburtstages ſelbſt, zur verwittweten Frau Commerzien-Räthin Mispel zu begeben, um dieſelbe in Namen ſeines Sohnes um die Hand ihres Käthchens zu bitten.

Nachdem er die Nacht vorher ſchon ſehr ſchlecht geſchlafen hatte, ſtand er ungewöhnlich früh auf, machte mit höchſter Sorgfalt Toilette, raſirte ſich viel glatter als ſonſt, bürſtete ſich das Haar mit einer künſtleriſchen Sorgfalt, gab dem ſchönen Schnurrbart einen poetiſchen Schwung, goß ſich die Neige Parfum an, die er noch von ſeiner ſeligen Frau aufgehoben hatte und nahm dann von ſeinem Sohne Abſchied.

„Adieu, Fritz," ſagte er, das geliebte Kind an ſeine Bruſt drückend, „adieu! Wenn wir uns wiederſehen, Fritz... dann... dann... o dann biſt Du glücklich, mein Sohn... mehr kann ich Dir jetzt noch nicht ſagen!"

Und damit riß er ſich gewaltſam aus der Umarmung empor, warf noch einen prophetiſch vielſagenden Blick zurück und ſchritt dann, ſo ſtolz und innerlich glücklich, die Straße hinab, wie er es lange, lange nicht geweſen.

Nach wenigen Minuten ſtand er vor der Hausthür der Commerzien-Räthin Mispel, ſtieg leichten Schrittes die Stufen der nach oben führenden Treppe hinauf und klopfte dann mit beſcheidenem Finger an die Thür des Wohnzimmers.

„Herein!“ ertönte ſogleich eine kurzathmige, weibliche Stimme.

Der Lieutenant öffnete die Thür und befand ſich nun in dem Wohnzimmer der Frau Commerzien-Räthin, welche behaglich auf dem Sopha ſaß und ſich ihrer großen Corpulenz wegen nicht erhob, ſondern ihren alten Bekannten winkte, er möge ebenfalls Platz nehmen.

„Na, das iſt ſchön, daß Sie auch einmal wieder da ſind, lieber Seelenberg,“ ſagte die dicke Dame, mit ihrer fetten, aſthmatiſchen Stimme; „es iſt ja förmlich eine Ewigkeit her, daß Sie ſich nicht haben bei uns ſehen laſſen. — Der Fritz iſt doch hoffentlich wieder geſund... ja... na, freut mich. — Schnallen Sie ſich Ihren langen Säbel ab und holen Sie ſich 'nen Stuhl, Seelenberg; die Käthe wird auch gleich kommen, ſie iſt wahrſcheinlich noch nicht ganz mit ihrer Toilette fertig.“

Bei den letzten Worten war der Lieutenant etwas unruhig geworden und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, als wenn er verhindern wollte, daß die Commerzien-Räthin nach ihrer Tochter riefe.

„Verzeihen Sie, hochverehrte Frau,“ ſagte er mit befangener, aber doch auch freudig bewegter Stimme, wie ein Mann, der jedenfalls glaubt, eine gute Nachricht zu bringen; „verzeihen Sie, ich möchte doch zuerſt ein paar Worte mit Ihnen allein ſprechen.“

„Mit mir allein?“ fragte die Commerzien-Räthin, den Lieutenant etwas verwundert anblickend.

„Ja!“ ſagte dieſer, indem er ſich zugleich räusperte, wie wenn er eine längere, bedeutſame Rede zu halten gedächte.

„Na, dann ſchnallen Sie den Säbel ab und ſetzen Sie ſich,“ entgegnete die dicke Dame; „das lange Stehen muß Ihnen ja ſauer werden.“

„Verzeihen Sie, hochverehrte Frau,“ begann der Lieutenant wieder, indem er den rechten Fuß in die dritte Poſition ſetzte und eine gewiſſe Feierlichkeit in den Ton ſeiner Stimme legte; „was ich Ihnen jetzt mitzutheilen habe, kann ich Ihnen nur ſtehend vortragen.“

Die Commerzien-Räthin begann auf dem Sopha zu rücken und ſah den Lieutenant noch erſtaunter an als zuvor.

Dieſer räusperte ſich noch einmal und ſprach dann, noch immer feierlich, aber jetzt mit zu Boden geſchlagenen Augen:

„Hochverehrte Frau... es kann und wird Ihnen nicht entgangen ſein.... wie ich ſeit geraumer Zeit.... Ihnen und Ihrer Fräulein Tochter aufrichtigſt ergeben und... mehr als freundſchaftlich zugethan geweſen bin..“

„Herr Gott, Sie wollen uns doch nicht verlaſſen?.. Sie ſind doch nicht verſetzt?“ unterbrach ihn die Commerzien-Räthin, indem ſie ein ganz ängſtliches und beſorgtes Geſicht machte.

„Nein ... das nicht," begann der gute Lieutenant wieder, den die Störung etwas aus ſeinem Gedankengange gebracht zu haben ſchien... „Sie werden alſo, wie ich ſchon vorhin zu ſagen die Ehre hatte, bemerkt haben, wie ich Ihnen und Ihrer Fräulein Tochter.. mehr als freundſchaftlich zugethan geweſen bin... und wie es ſogar mein Wunſch geweſen iſt... und auch meine Pflicht geweſen wäre... dieſes freundſchaftliche Verhältniß, das uns Jahre lang verband, zu einem... noch feſteren... noch innigeren zu führen... indem ich..."

„Seelenberg!" rief die kleine Commerzien-Räthin, indem ſie vor Freude einen ordentlichen Satz auf dem elaſtiſchen Sopha machte; „was ſagen Sie da? — Wie?"

Der Lieutenant, der noch immer die Augen zu Boden geſenkt hatte, fuhr nach dieſem angedeuteten Geſtändniß mit etwas feſterem und zuverſichtlicherem Ton fort:

„Ich habe dies leider unterlaſſen, hochverehrte Frau, aus Gründen unterlaſſen, die mir früher kaum klar waren, und deren Unzulänglichkeit und Fehlerhaftigkeit ich jetzt zu ſpät eingeſehen habe..."

„Seelenberg," unterbrach ihn die kleine Commerzien-Räthin noch einmal, indem ſie noch höher auf dem Sopha emporflog.

„Ich habe großes Unrecht gegen Sie und Ihr Fräulein Tochter begangen, ich geſtehe es ein," fuhr der Lieu-

tenant fort, „aber ich komme heute, um es wieder gut zu machen, so viel es noch in meiner Macht steht...“

Die Commerzien-Räthin wollte noch einmal „Seelenberg!“ rufen, aber sie bekam den langen Namen vor innerer Aufregung nicht mehr heraus, sondern förderte nur einen eigenthümlich gutturalen Ton zu Tage.

„Allerdings kann ich es nicht mehr wagen, Ihrer Fräulein Tochter eine mehr als verbleichte Jugend anzubieten,“ sprach der Lieutenant weiter, „einen dem Greisenalter sich langsam nähernden Mann...“

„J, warum denn nicht?“ kreischte die Commerzien-Räthin, ihre vor Erstaunen und Aufregung zugeschnürte Stimmritze gewaltsam durchbrechend. — Und dann rief sie mit einem Organ, daß die Fensterscheiben leise erbebten:

„Käthe! Käthe! Kä...the!!!“

„Ja!“ ertönte eine andere weibliche Stimme aus einem anstoßenden Zimmer.

„Um Gotteswillen.. lassen Sie mich doch ausreden,“ flehte der Lieutenant, ängstlich nach der Thür blickend.

„J, das ist gar nicht nöthig,“ sagte die Commerzien-Räthin, „was Sie noch zu sagen haben, können Sie Alles nachher sagen.“

In diesem Moment öffnete sich die Thür und Käthchen Mispel, ein leicht verblühtes, aber immer noch hübsches Mädchen, mit außerordentlich gutmüthigem Gesicht, stürzte in's Zimmer.

„Denke Dir doch an, Käthe," rief die Commerzien-Räthin, während der Lieutenant vergebliche Anſtrengungen machte, um zu Worte zu kommen; „denke Dir doch an, da kommt eben unſer alter Freund Seelenberg und ſagt, er ſähe es ein, daß er Dich ſchon hätte früher heirathen ſollen, leider hätte er das aber bis jetzt, aus fehlerhaften Gründen, verabſäumt, und nun käme er jedoch, um das Verſäumte nachzuholen..."

„Ah!" machte Käthchen, indem ſie erſt glühendroth und dann leichenblaß wurde.

„Er ſagt, er könnte es allerdings jetzt nicht mehr wagen, Dir ſeine verblühte Jugend anzubieten"... fuhr die Commerzien-Räthin fort.

Der Lieutenant wandte ſich zu dem Fräulein und ſtreckte die rechte Hand gegen ſie aus, um ihr einige Aufklärung zukommen zu laſſen; kaum hatte er jedoch dieſe Bewegung gemacht, als Käthchen ihre Hand in die ſeine legte, und im nächſten Moment in holder Scham erglühend, an ſeine Bruſt ſank und den Kopf an ſeine Schulter lehnte.

„Das hätten Sie allerdings früher haben können, lieber Seelenberg," ſagte die Commerzien-Räthin, nachdem ſie ſich ein Weilchen an dem Anblick geweidet, der allen Mutterherzen ſo wohl thut, weil ſie dabei an ihre eigene Jugend und Liebe zurückdenken; „aber es iſt immer noch beſſer ſpäter als gar nicht. Na, Gott ſegne Euch,

Kinder, und daß Ihr mir nun bald Hochzeit macht, damit nicht noch mehr Zeit unnütz verſtreicht!“

Der Lieutenant wußte gar nicht, wie ihm geſchah; er fühlte ſich einer Ohnmacht nahe, und die kleine Stube, mitſammt der dicken Commerzien-Räthin, tanzten im Kreiſe um ihn herum; endlich ermannte er ſich aber, die alten Gefühle der Jugend machten ſein Herz wieder warm und er drückte einen Kuß auf die Stirn des Mädchens, das ſein Arm umſchloß, und als ſie darauf aufblickte, um ihm in's Auge zu ſehen, küßte er ſie auch auf den Mund.

Sie blieben noch eine ſelige halbe Stunde zuſammen und dann empfahl ſich der Lieutenant auf kurze Zeit, um ſeinem Sohn die frohe Nachricht mitzutheilen.

Unterwegs fiel es ihm erſt wie ein Stein auf die Seele, daß er nun genommen habe, was doch eigentlich für den Fritz beſtimmt geweſen ſei; aber der Zufall hatte es nun doch einmal ſo gefügt und nun kam er ja auch in den Beſitz der Mittel, um ſeinem Sohn beſſer vorwärts helfen zu können.

Als er zu Hauſe ankam, ſaß Fritz auf dem Sopha und machte ein freudiges Geſicht.

Der alte Lieutenant ſchämte ſich eigentlich ein Bischen; aber lange durfte er das Geheimniß doch nicht bei ſich behalten, deshalb ſetzte er ſich neben ſeinen Jungen und erzählte ihm in kurzen Worten, daß er ſich ſo eben mit Käthchen Mispel verlobt habe.

Der Sohn war allerdings im Anfang etwas erſtaunt, gratulirte dann aber aus vollem Herzen und ſagte, indem er dem Papa freundlich auf die Schulter klopfte:

„Na, Alterchen, heute iſt aber wirklich ein Glückstag für Dich!“

„Wie ſo?“ fragte der alte Officier.

Fritz ſtreckte die Hand aus, nahm ein kleines Etui, das auf dem Tiſch ſtand und überreichte es ſeinem Vater.

„Ah!“ rief dieſer in freudiger Ueberraſchung, indem er das Käſtchen öffnete, aus dem ihm der rothe Adlerorden entgegenſchimmerte; „ſo haſt Du alſo doch noch ein Geburtstagsgeſchenk, armer Junge!“

Fritz lächelte und gab dem Vater dann den großen Brief, der das Käſtchen begleitet hatte.

Der alte Officier ergriff ihn ſchnell und las die Adreſſe:

„An den Königlichen Secunde-Lieutenant im xten Dragoner-Regiment, Herrn Seelenberg I....“

Er ließ den Arm mit dem Brief matt herabſinken und ſah ſeinen Sohn erſtaunt an.

„Du haſt einen Orden bekommen, Papa,“ ſagte dieſer, „und die Freude, die mir dadurch bereitet wird, iſt allerdings ein ſehr liebes Geburtstagsgeſchenk für mich.“

Der alte Lieutenant ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken und verfiel in tiefe Gedanken.

Als ihm endlich Manches klar geworden war, zog

er doch vor, dem Sohn nicht den ganzen Zuſammenhang der Sache zu erzählen, ſondern ſo zu thun, als wenn er Alles in der vollſtändigſten Ordnung fände. Er freute ſich daher noch gebührend über ſeinen Orden, dann aber wandte er ſich wieder zu ſeinem Sohn und ſagte mit dem Ausdruck einer inneren Herzensfreude:

„Fritz! nun will ich Dir aber doch noch etwas zum Geburtstag ſchenken... komm mit zum alten Rittmeiſter Sperling... Du ſollſt Dir dort eines von ſeinen vier Pferden ausſuchen!“

Hierzu ließ ſich denn der Fritz auch nicht lange nöthigen, und wenige Minuten darauf wanderten Vater und Sohn beflügelten Schrittes durch die Straßen von Krautwinkel der Wohnung des Rittmeiſters zu.

Als ſie ſich hatten durch den Burſchen melden laſſen und gebeten worden waren, näher zu treten, kam ihnen gleich der alte Sperling mit einem förmlich ſtrahlenden Geſicht entgegen, drückte ihnen Beiden mit überſtrömender Zärtlichkeit die Hände und ſagte mit einer Stimme, welche die hohe Freude ſeines Innern deutlich genug verdolmetſchte:

„Na, ſeid mir herzlich willkommen, meine lieben, lieben Freunde; nun will ich ſie aber auch gleich hereinkommen laſſen!“

Und damit bekam er den Fritz beim Kopf, küßte ihn tüchtig ab und wollte darauf zur Thür hinausſtackern.

„Sie wollen ſie hier hereinkommen laſſen, Herr Rittmeiſter?“ fragte der Lieutenant Seelenberg I. erſtaunt.

„Nun natürlich,“ kicherte der alte Sperling, indem er ein kreuzfideles Geſicht machte; „ſie wiſſen noch von Nichts; da kann ſich unſer Junge ja deſto unbefangener eine ausſuchen.“

„Wollen wir jetzt nicht hinunter in den Stall gehen?“ fragte der Lieutenant Seelenberg I.

„In den Stall?“ wiederholte der Rittmeiſter, indem er ein ſehr verwundertes Geſicht machte. „Sie haben wohl vor Freude den Verſtand verloren, lieber Seelenberg?“

„Entſchuldigen der Herr Rittmeiſter gütigſt,“ ſagte der Lieutenant beſcheiden lächelnd, „ich kann nur glauben, daß der Herr Rittmeiſter heute ſehr zum Scherzen aufgelegt ſind, denn es iſt doch ganz unmöglich, daß Sie Ihre Pferde hier oben herauf können kommen laſſen!“

„Meine Pferde!?“ rief der Rittmeiſter, indem er ein Geſicht machte, als wenn ihn der Schlag gerührt hätte.

„Nun natürlich,“ ſagte der Lieutenant Seelenberg I., „der Herr Rittmeiſter hatten doch auf der Reſſource die große Güte und Freundlichkeit, meinem Sohn eines von Ihren Pferden anzubieten und ſogar hinzuzufügen, daß es mit der Zahlung keine Eile habe.“

Der Rittmeiſter machte ein fürchterlich dummes Ge-

ſicht und ſuchte in ſeinen Gedanken verſchiedene Mißverſtändniſſe aufzuklären, wobei er fortwährend, wie an ſich ſelber zweifelnd, mit dem Kopf ſchüttelte. Da er aber einſah, daß es hier für ihn das Beſte ſei, den beiden Officieren ſein eigenes Mißverſtändniß nicht zu enthüllen, ſo machte er endlich gute Miene zum böſen Spiel, und ſagte mit einem noch ganz verdonnerten Geſicht:

„Na, Kinder, nehmts nicht übel, ich bin heute ſo luſtig und habe mir nur einen kleinen Scherz mit Euch machen wollen, laßt uns alſo hinuntergehen in den Stall.“

„Wir wollen Ihre große Güte auch nicht mißbrauchen, Herr Rittmeiſter,“ ſagte der Lieutenant Seelenberg I. unterwegs, „die Zahlung ſoll nicht lange auf ſich warten laſſen.“

Das Geſicht des alten Sperling klärte ſich wieder etwas auf, denn der Gedanke, einen guten Pferdehandel zu machen, ließ ihn für den erſten Augenblick ſein gehabtes Unglück vergeſſen.

„Na, ich gratulire auch zum Orden, lieber Seelenberg,“ ſagte er, als ſie über den Hof gingen, dann aber dachte er bei ſich: „Wenn ich das gewußt hätte, würde ich auch nicht dafür geſorgt haben.“

Nachdem der Pferdehandel zu Aller Zufriedenheit abgemacht war, nahm der Rittmeiſter den Lieutenant Seelenberg I. etwas bei Seite und flüſterte ihm zu:

„Hören Sie, alter Freund, wiſſen Sie was, Sie

ſollten ſich eigentlich verheirathen, der Gedanke iſt mir ſchon lange durch den Kopf gegangen."

Der Lieutenant lächelte fein und ſagte dann mit höflicher Verbeugung: „Es freut mich außerordentlich, daß ich im Stande bin, den Wunſch des Herrn Rittmeiſters zu erfüllen. Ich habe die Ehre, dem Herrn Rittmeiſter meine Verlobung mit Fräulein Käthchen Mispel anzuzeigen!"

Der Rittmeiſter ſah den Lieutenant eine Weile ſtarr an, dann grunzte er ein bärbeißiges „Gratulire!" und ſtackerte über den Hof, dem Hauſe zu, in deſſen Thür er verſchwand.

Die Hochzeit des Lieutenants Seelenberg I. mit der Tochter der Commerzien-Räthin fand ſo ſchnell ſtatt, wie es geſetzlich nur möglich war, und was den alten Rittmeiſter von Sperling anbetrifft, ſo hatte er ſechs Monate nach dieſer Hochzeit das große Glück, daß ſeine jüngſte Tochter einen reichen, dicken Pächter heirathete, der ein luſtiges Haus und ein großer Freund von vieler Geſellſchaft war und der deshalb alle ſeine ſechs Schwägerinnen mit ſich auf's Land nahm, wo ſich die Familie auch dann bald noch auf andere Weiſe erfreulich vermehrte.

Als der Rittmeiſter den Abſchied bekam, zog er mit ſeiner Frau auch noch zu dem luſtigen Pächter hinaus; der Lieutenant Seelenberg I. aber fing wirklich an, Alles für ſeinen Sohn zu thun, was er irgend konnte.

---

## 2.

# Der Regenmann.

---



Digitized by Google

# Der Regenmann.

Es war einer von jenen Tagen, an denen die ganze Atmosphäre aussieht, als wenn sie gleichmäßig mit einem Maurerpinsel überstrichen wäre, an denen die Wolken vom Himmel gefallen zu sein scheinen und an denen ein langweilig consequenter Regen immer in demselben Tempo und mit derselben Melodie aus dem mürrischen Aether auf die hypochondrische Erde fällt.

An solchen Tagen, wo die Natur den Anschein hat, als wollte sie sich in schmutzig flüssige Substanzen auflösen, ist es entsetzlich überall, folglich auch in Berlin. Die Straßen gleichen dann öden Gestaden, in denen grauschwarze Ströme, Bäche, Seen und Quellen ihr Unwesen treiben, die Häuser haben alle eine schwermüthigere Färbung angenommen, die Droschken schleppen sich lebensmüde und in negativer Verzweiflung durch das unsaubere Ter-

rain, und wenn man einem Menſchen begegnet, hört man ihn gewöhnlich nieſen, wodurch er ausdrücken will, daß ſeine Füße naſſer geworden ſind, als ſeine Conſtitution es vertragen kann.

An ſolchen Tagen muß man eigentlich zu Hauſe bleiben, die Rouleaux herunterlaſſen, Licht anzünden, ſich eine Cigarre anſtecken und ein Märchen aus „Tauſend und eine Nacht“ leſen, in dem recht viel von Sonnenſchein und Blüthenduft vorkommt, damit man ſeine Phantaſie täuſcht über die naßkalte, rheumatiſche Wirklichkeit. — Wer aber dennoch ausgehen muß, geräth in eine eigenthümliche Lage: es iſt von oben naß und ſchmutzig, von unten naß und ſchmutzig, ſo daß der Unglückliche in Verlegenheit kommt, ob er den Regenſchirm nach oben oder nach unten halten und ob er die Gummiſchuhe auf die Füße ziehen oder in die Hände nehmen ſoll.

An einem ſolchen liebenswürdigen Tage ſtand der Portier Rumpelmann in der offenen Thür des ſeiner Obhut anvertrauten Hauſes, ſtarrte mürriſch in das mürriſche Wetter hinaus und kratzte ſich bald den halbkahlen Kopf, daß das ſchwarze, fettige Käppſel ſich verſchob, bald hob er das eine Bein aus dem Holzpantoffel und ſchnitt ein Geſicht dazu, als wenn er einen bitteren Schnaps getrunken hätte.

„Das iſt ja eine wahre Sündfluth heute!“ begann er ſein leiſes Selbſtgeſpräch. „Ich habe es ſchon geſtern

in meinen Hühneraugen gefühlt, daß wir heute Regen bekommen würden... aber was zu viel iſt, daß iſt doch am Ende zu viel. — Je mehr Waſſer man 'rausfegt, deſto mehr ſtürzt wieder herein... da läßt man's lieber ganz und gar ſein." Und damit ſtellte er den naſſen Beſen an die Wand und ging in ſeine Kellerwohnung, um ſich eine Zeitung herauszuholen und die europäiſchen Verhältniſſe zu überblicken. —

Auf der Straße regnete es noch immer in Strömen, aber nicht etwa mit peitſchender Heftigkeit, die ein baldiges Ende verräth, wie alles zu Stürmiſche und Heftige, ſondern mit jener langweiligen, charakterloſen Mittelgeſchwindigkeit, die den Menſchen zur Verzweiflung bringen kann. Außer dem momentanen Plätſchern des Regens hörte man faſt keinen Laut draußen, nur dann und wann ſchlug das ferne grämliche Gerumpel einer Droſchke an das träumende Ohr, oder die haſtigen, patſchenden Tritte eines Vorübergehenden mit kühn vorgehaltenem Regenſchirm, als gälte es eine Schanze zu ſtürmen, unterbrachen die einförmige Harmonie der ſich ſelbſt einſchläfernden Natur.

Da ging ein junges Mädchen vorüber, leicht geſchürzt wie Atalante, mit beiden Händen den Schirm haltend und zierlich mit den kleinen Kamaſchenſtiefelchen die trockenſten, oder vielmehr die am wenigſten naſſen, Stellen des ſchwimmenden Trottoirs herausſuchend.

Ungefähr zehn Schritte hinter ihr folgte ein junger Mann, der den gebildeten Mittelclaſſen anzugehören ſchien, aber ohne Regenſchirm und triefend wie eine naſſe Trauerweide.

„Donnerwetter, iſt das ein hübſches Mädchen!“ ſagte er mit leidenſchaftlicher Stimme, als er gerade vor der Hausthür angekommen war. „Und keinen Regenſchirm zu haben... es iſt entſetzlich! — Ich muß die Verfolgung aufgeben... es gießt zu unmenſchlich!“

Mit dieſen Worten trat er in den Hausflur, nahm ſeinen triefenden Hut vom Kopfe und betrachtete ihn mit wehmüthigen Blicken.

„Das iſt ja gar kein Hut mehr!“ fuhr er leicht unwillig fort; „das iſt ein Schwamm... und den haben ſie mir als waſſerdicht verkauft... o Zeit! o Sitten!“

Und mit dieſen Worten ſchwenkte er ſeine vollgeſogene Kopfbedeckung einige Male kräftig durch die Luft, um ſie wenigſtens von dem überflüſſigen Waſſer zu befreien.

„Nanu! Nehmen Sie ſich doch in Acht, Sie!“ ertönte mit einem Male die rauhe Stimme des Portiers, der gerade in dieſem Augenblick mit ſeiner Zeitung aus der Thür ſeiner Wohnung getreten war und die volle Ladung ins Geſicht bekommen hatte.

„Ich bitte um Entſchuldigung... ich ſah Sie nicht!“ entgegnete der junge Mann, wieder mit ſeinem Hute be-

ſchäftigt und ihn von allen Seiten beſehend und befühlend. Dann aber ſchwenkte er ihn noch einmal mit doppelter Vehemenz nach der anderen Seite hin, daß es ordentlich ziſchte.

„Nanu! — Schon wieder? — Schwenken Sie doch Ihren Hut auf der Straße aus und nicht in mein Geſicht!“ grunzte von neuem der Portier, der der Sicherheit halber auf die andere Seite getreten war und deshalb noch einmal die Ladung bekommen hatte.

„Sie ſind ſehr gütig!“ erwiderte höflich der junge Mann; „bei dem Wetter würde man nicht einmal einen Portier hinausjagen.“

Der würdige Herr Rumpelmann wollte eben die Höflichkeit des jungen Mannes durch eine Grobheit vergelten, als letzterer plötzlich mit einem Satz bis dicht an die Straße ſprang und wiederum begeiſtert ausrief:

„Donnerwetter, iſt das ein hübſches Mädchen! — Und keinen Regenſchirm zu haben... keinen Regenſchirm! — Vielleicht kann ich mir hier im Hauſe einen borgen!“

Und damit wollte er eiligſt die Treppe hinaufſpringen, als der entrüſtete Portier ihm mit Donnerſtimme zurief, wo er denn hin wolle.

„Ich will ſehen, ob ich nicht einen Regenſchirm geborgt bekomme!“ entgegnete der junge Mann, indem er wieder das linke Bein hob, um die Treppe hinaufzuſpringen; aber mit einem Satz war der Portier bei ihm, packte

ihn an beiden Rockſchößen, zog ihn gewaltſam von der Treppe fort und rief in immer zürnenderen Tönen:

„Wollen Sie wohl gleich hier bleiben! — Sehen Sie nicht, daß die Treppe friſch geſcheuert iſt? — Nun hören Sie überhaupt bald mit Ihrem Unſinn auf, ſonſt werfe ich Sie aus dem Hauſe hinaus. — Verſtehen Sie mich?“

„Sollten Sie das übers Herz bringen können? Wäre es Ihnen möglich, dieſen Hut mit trockenen Augen anzuſehen? — Sprechen Sie, Cerberus!“

Während dieſer Worte hatte er die blaue Schürze des Portiers ergriffen und trocknete ſorgſam ſeine naſſe Kopfbedeckung damit ab. Rumpelmann machte dieſe unerhörte Frechheit einen Augenblick ſo verdutzt, daß er blos den Mund aufſperrte und ſeinen Widerſacher entſetzt anblickte; dann aber ermannte er ſich, riß ihm wüthend die Schürze aus den Händen und ſtrich ſie ſich über dem linken Knie wieder glatt.

Der junge Menſch ſah ihm eine Weile ſchweigend zu und ſagte dann mit faſt wehmüthigen Tönen, die ſeiner Natur eigenthümlich zu ſein ſchienen:

„Sollten Sie mir wirklich keinen Regenſchirm borgen können, grauſamer Mann? — Ich ſehe es Ihnen an, daß Sie einen haben.“

„Meine Gattin iſt damit ausgegangen!“ entgegnete Rumpelmann barſch; „und wenn ſie auch nicht damit

ausgegangen wäre... würde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen Ihr Amendement abzuſchlagen!“

Und damit ſetzte er ſich auf einen Stuhl, wandte dem jungen Menſchen den Rücken und fing an ſich in ſeine Zeitung zu vertiefen.

„Das iſt ein liebenswürdiger Menſch,“ ſagte der junge Mann zu ſich ſelbſt... „mit dem ſcheint wirklich kein Geſchäft zu machen zu ſein.“

Dann aber ging er noch einmal zu dem erzürnten Portier, legte die rechte Hand milde auf ſeine Schulter und ſagte wieder mit ſanfter Stimme:

„Soll ich Ihnen meine Lebensgeſchichte erzählen, Herr Hausverweſer? — Sie geben mir keine Antwort? — Weshalb nicht? — Wollen Sie einen jungen Menſchen verdammen, ehe Sie mit kritiſchem Blick die Motive ſeines Handelns erforſcht haben? — Das iſt grauſam.. aber ich will Ihnen Böſes mit Gutem vergelten, indem ich Ihnen die kritiſche Forſchung erſpare und Ihnen aus freien Stücken jene Motive vor Augen lege. — Sehen Sie, Herr Hausverweſer, ich liebe den Regen. — Sie werden das zwar nicht begreifen, aber das ſchadet nichts.. ich liebe ihn doch... ich bete ihn ſogar an, und ich will Ihnen auch ſagen, weshalb. — Sehen Sie, ich heiße Wachtel und bin Graveur... ein Mann, der Licht braucht.. das ſchöne Licht des Tages... wenn er ſich nicht die Augen verderben will. So lange ich alſo Licht habe, arbeite

ich, denn von der Arbeit lebe ich... wenn es aber ſo an die Fenſter klitſcht und klatſcht wie an dem heutigen geſegneten Tage, dann denke ich, das Schickſal will etwas für mich thun und ruft mir förmlich zu: Zieh Dich an, fleißiger Wachtel, und geh' hinaus und freue Dich Deines Lebens, denn Du biſt ein Menſch, ſo gut wie andere Menſchen. Und das thue ich dann auch, werfe mich in meinen zweitbeſten Staat und eile flüchtigen Fußes auf die ſchlammige Straße hinaus. Ah! Wie ſchön iſt es dann zum Spazierengehen, namentlich wenn man ein weiches und gefühlvolles Herz hat, wie ich. Die Mädchen eilen ſo ängſtlich über das feuchte Trottoir. Und wenn man einen Regenſchirm hat und die Dame keinen, dann macht ſich ſo leicht eine Bekanntſchaft. — Sehen Sie, Hausverweſer, deshalb liebe ich den Regen, deshalb bete ich ihn an, und deshalb bin ich heute ſo glücklich geweſen, Ihre werthe Bekanntſchaft zu machen."

Der Portier hatte ſich während der langen Rede des Graveurs allmählich immer mehr und mehr beſänftigt, und als der junge Mann endlich ſchwieg, wandte er ſich auf ſeinem Stuhle herum, ließ die Zeitung, in der er noch gar nicht geleſen, in den Schooß fallen und ſagte, mit einem breiten Schmunzeln auf ſeinen fettigen Zügen:

„Ja — ja! — Sie ſcheinen ſich auf den Regen zu verſtehen... unſer Hauswirth, mein Herr Principal, aber auch. — Der iſt nämlich Arzt... der riecht den Regen

förmlich. — Heute Morgen zeigte er nach dem Himmel und ſagte zu mir: Papa Rumpelmann... da ſteht eine Wolke, die ſehr krank iſt!“

„Und da hat er ihr zur Ader gelaſſen, nicht wahr?“ entgegnete ſchelmiſch der Graveur.

„Ah! Sie ſind ein Spaßvogel!“ rief jetzt der Portier mit ſtrahlendem Antlitz und wollte eben Herrn Wachtel eines Weiteren über die meteorologiſchen Kenntniſſe ſeines Principals belehren, als eine Dienſtmagd ihn abrief, damit er die Vorderſtube des Hauswirthes noch aufbürſte. Papa Rumpelmann ſah ſich daher, obwohl mit ſchwerem Herzen, genöthigt ſeine neue Bekanntſchaft zu verlaſſen und eilte widerſtrebend zu ſeiner Pflicht, während Wachtel an die Straße hinantrat, wo der Regen noch immer ſeine eintönige, traurige Melodie ſpielte. Er ſah die Straße rechts hinauf und links hinunter; aber ſie war leer, langweilig und öde, und die Rinnſteine metamorphoſirten ſich immer mehr und mehr zu reißenden Strömen. Plötzlich aber belebten ſich Wachtels ganz trübe und träumeriſch gewordene Augen mit neuem Glanz, ſeine Züge ſtrahlten eine hohe, erhabene Freude aus, und ſeine Blicke hefteten ſich feſt auf einen Gegenſtand, rechts die Straße hinauf.

„Sie kommt hierher!“ murmelte er endlich frohlockend in ſich hinein und war mit einem Satz hinter der Hausthür.

In der That trat nach wenigen Minuten eine junge Dame ohne Regenſchirm in den Hausflur, ſchüttelte ihre naſſen Kleider und ging dann tiefer in das Haus hinein.

Nach einigen Augenblicken jedoch trieb ſie die Ungeduld wieder in die Thür, um zu ſehen, ob der Regen nicht bald aufhören werde, als plötzlich Wachtel, wie Ziethen aus dem Buſch, hinter der Hausthür hervortrat und ihr ein tiefes, verbindliches Compliment machte.

Die junge Dame machte erſtaunt einen Schritt zurück, indem ſie glaubte, es ſei ein Bewohner des Hauſes der hinaus wolle; als jedoch Wachtel noch einen tiefen Diener zum Beſten gab und ihr näher trat, ſo wandte ſie ſich unwillig ab und ging wieder tiefer in das Haus hinein.

Wachtel war aber nicht geſonnen, ſich ſo leicht abweiſen zu laſſen; er folgte deshalb der Dame mit leichten, ſchwebenden Schritten, machte ein drittes, noch tieferes und verbindlicheres Compliment und ſagte mit ſeinen gewöhnlichen weichen und wehmüthigen Tönen:

„Sie haben die Güte gehabt, ſich zu irren, Fräulein... ich wollte nicht vorbei... wie wäre es bei ſolchem Wetter wohl möglich, vorbei zu wollen, wenn man im Trockenen ſitzt... und in ſo liebenswürdiger Geſellſchaft!“

Die Dame trat auf die andere Seite des Hausflurs und wandte Wachtel von neuem den Rücken. Dieſer folgte ihr jedoch abermals und fuhr in ſüßen Schmeicheltönen fort:

„Verzeihen Sie, Fräulein, ich habe vergeſſen, mich Ihnen vorzuſtellen... ich heiße Wachtel, bin Graveur... und habe eben das ſüßeſte Bild in mein Herz gravirt.“

„Sie ſcheinen nicht zu wiſſen, mit wem Sie ſprechen!“ entgegnete die junge Dame jetzt kurz und unwillig; „ich bin verheirathet, mein Herr!“ —

„Dann iſt Ihr Herr Gemahl der Glücklichſte der Sterblichen!“ antwortete mit ſchneller Faſſung der junge Mann. „Aber Sie werden hier auf dieſem zugigen Hausflur einen Schnupfen bekommen oder vielleicht gar einen häßlichen Rheumatismus in einen dieſer ſchönen Arme. Darf ich Ihnen nicht meinen Arm und meinen Regenſchirm anbieten... ah ſo, ich habe ja keinen Regenſchirm... verzeihen Sie, Madame... alſo dann nur meinen Arm... bitte... ich werde mich bemühen, Sie ſo trocken wie möglich nach Hauſe zu bringen.“

Die junge Frau drehte ſich jetzt mit einer Viertelwendung um und blickte den jungen Mann lächelnd an. Bösartig ſchien er nicht zu ſein, außerdem hatte er ihr eine Schmeichelei geſagt, welche die Frauen niemals verſchmähen, und drittens kam noch die angeborene Schwatzhaftigkeit des ſchönen Geſchlechts dazu; kurz der innere Kampf dauerte nicht lange, die rothen Lippen öffneten ſich und ſie ſagte mit halb ängſtlicher Wichtigkeit:

„Um Gotteswillen nicht, mein Herr. — O, wenn Sie meinen Mann kennten! — Er iſt eiferſüchtig! —

O, mein Gott, wie ich mich ängſtige! — Wenn mein Mann nach Hauſe käme und mich nicht fände; ich wäre unglücklich! — Ich darf nämlich niemals allein ausgehen," fuhr ſie, ihrer natürlichen Schwatzhaftigkeit die Zügel ſchießen laſſend, fort; „niemals! Ich muß immer allein zu Hauſe ſitzen, bei heruntergelaſſenen Rouleaux. Nur wenn es anfängt zu regnen, wage ich es zuweilen, das Haus zu verlaſſen, um eine Jugendfreundin zu beſuchen. — O, lächeln Sie nicht, mein Herr! — Ja — ja... ſtets, wenn es anfängt zu regnen. — Mein Mann iſt nämlich des Nachmittags immer auf ſeiner Reſſource, und wenn es regnet, bin ich ziemlich ſicher, daß er nicht unverſehens nach Hauſe kommt... heute kam es aber ſo ſchnell, ſo heftig..."

„Alſo Sie lieben eigentlich den Regen auch, Madame?" fiel Wachtel freudeſtrahlend ein; plötzlich aber fing er an zu lachen, daß er ſich die Seiten halten mußte und die junge Frau ihn ganz verwundert anſah.

„Was iſt Ihnen denn?" fragte ſie faſt beleidigt. „Lachen Sie etwa über mich?"

„O behüte!" kicherte Wachtel; „da kommt nur ein Herr durch den Schmutz gewatet, der zieht die Beine ſo hoch wie ein Storch, wenn er ſpazieren geht... er ſieht zu komiſch aus!"

„Mein Gott, wenn es mein Mann wäre!" rief jetzt die Frau, mit dem Ausdruck der höchſten Angſt.

O, bitte, mein Herr, retten Sie mich, verbergen Sie mich!“

Und dabei blickte sie sich nach allen Seiten um und lief endlich, ihre nassen Kleider zusammennehmend, mit einem leisen Freudenschrei in die Stube des Portiers, deren Thür sie hinter sich zumachte. — Wachtel blickte ihr mit flammenden Blicken nach und war fest entschlossen alles aufzubieten, die junge hübsche Frau aus der fatalen Lage, in der sie sich befand, zu befreien.

Er ging mit großen, gedankenvollen Schritten auf und nieder und überlegte hin und her, wie er die dringende Gefahr von dem lieblichen Wesen abwenden könne, ehe der gefürchtete, sie wahrscheinlich verfolgende, Ehemann in dem verhängnißvollen Hausflur anlangte.

Seine Schritte wurden immer heftiger, bis er plötzlich, als er eben wieder umwenden wollte, an einen weichen, nassen Gegenstand anlief, der früher nicht dagewesen sein konnte.

Wachtel riß verwundert die Augen auf und erblickte dicht vor sich einen fremden Herrn, der eben seinen Regenschirm zumachte und sich mit der rechten Hand die linke Schulter rieb. — Wie ein Blitz fuhr dem Graveur jetzt eine Idee durch den Kopf. Der fremde Herr hatte ja einen Regenschirm, und ein Regenschirm war augenblicklich der Gegenstand, auf den sich alle seine Wünsche concentrirten. Er faltete daher bittend die Hände und

beſchwor den fremden Herrn, ihm nur auf eine einzige Stunde ſeinen Schirm zu leihen, es hinge ein Menſchenleben davon ab und er wolle ihn trockener zurückbringen, als er es jetzt ſei. Als er endlich dem Herrn ſeine Karte gab, hatte dieſer Mitleid mit dem Unglücklichen, reichte ihm lächelnd den Schirm, ſagte ihm ebenfalls ſeinen Namen und ſchritt die Treppe hinauf, denn er wohnte in dem Hauſe, in der erſten Etage. — Triumphirend ſchwang Wachtel jetzt den naſſen Regenſchirm um ſein Haupt und blickte dann wieder auf die Straße hinaus, um zu ſehen, ob der Feind ſich ſeinem Lager nähere. — Der Herr, den er vorhin entdeckt, hatte ſich jedoch unterdeß in einen zuſammengefegten Schmutzhaufen verirrt, aus dem er ſich ſobald noch nicht herausfinden zu wollen ſchien.

Wachtel hielt es deshalb für ſtrategiſch wichtiger, ſeinen Beobachtungspoſten zu verlaſſen, um keinen Verdacht zu erregen, und ruhig abzuwarten, ob der Herr in das Haus kommen werde oder nicht. — Er trat deshalb tiefer in das Haus hinein und nahm dort eine Aufſtellung, wie ein Menſch, der den Regen abzuwarten gedenkt.

Er hatte aber noch nicht lange geſtanden, als der bewußte Herr triefend und ohne Regenſchirm in das Haus trat. Es war ein ältlicher Mann, von kleiner leicht gebückter Statur und in etwas veraltetem Coſtüm. Seine Züge drückten eine ganz ausnehmende Zufriedenheit und Behaglichkeit aus und, trotzdem er augenſcheinlich bis auf

die Haut durchnäßt war, ging er doch, ſowie er Wachtel erblickte, mit kurzen trippelnden Schritten auf denſelben zu, nickte freundlich mit dem Kopf und begann mit etwas hoher, aber außerordentlich milder und wohlwollender Stimme:

„Niedlicher Regen heute? — Was? — Und bei Oſtwind. — Was ſagen Sie dazu? — Wie? — Dieſer Regen iſt eigentlich ein Unſinn, wiſſen Sie... ganz gegen alle Geſetze der Natur und der Erfahrung. — Ich notire mir alle Morgen den Wind... unter hundert Malen haben wir fünfundneunzig mal bei Oſtwind trockenes Wetter. — das letzte mal, daß wir bei Oſtwind Regen hatten, war am 26. Juni 1846... aber damals war ich auch Schuld daran, ja.“

Wachtel, den der Eintritt des alten Herrn anfangs in eine ſehr unbehagliche Stimmung verſetzt hatte, wurde doch ſehr bald durch die harmloſe Gemüthlichkeit deſſelben wieder beruhigt und er unterbrach ihn deshalb jetzt ſchon mit lächelnder ungläubiger Miene:

„Wie? Sie waren Schuld am Regen?“

„Nun natürlich!“ fuhr der Alte fort, indem er eine zuſtimmende Bewegung mit der Hand machte; „nun natürlich! damals ebenſo gut wie heute! — Als ich heute Morgen aufſtand und nach der Wetterfahne, gegenüber beim Bäcker, ſah, hatten wir den ſchönſten, reinſten Oſt, ohne die geringſte Beimiſchung von Nord oder Süd. J!

denke ich, da kannſt du's mal riskiren und ohne Regenſchirm ausgehen. — Kaum war ich aber eine Stunde unterwegs, da ging's los... und, weil ich auch 'nen neuen Hut auf hatte, ward's ein Wolkenbruch... ja! — Sehen Sie; wenn ich nämlich ohne Regenſchirm ausgehe, regnet's immer, und wenn ich den Regenſchirm bei mir habe, nimmer... Sagen Sie, kennen Sie mich denn nicht?"

„Nein; ich habe nicht das Vergnügen!" entgegnete Wachtel höflich.

„J, das iſt aber merkwürdig, wiſſen Sie," fuhr der Alte beinahe verwundert aber eben ſo liebenswürdig fort. „In meiner Gegend kann kein Optikus aufkommen... ich bin der Barometer für das ganze Stadtviertel... die Leute nennen mich deshalb immer den Regenmann... ich glaube die Meiſten wiſſen gar nicht, wie ich mit meinem wirklichen Namen heiße. — Ja... und die Uhren ſtellen ſie auch alle nach mir... weil ich ſtets zu beſtimmten Zeiten an beſtimmten Orten vorübergehe. — Wollen hier auch wohl den Regen abwarten... wie?..."

Wachtel bejahte.

„Hört nicht auf; hört nicht auf, lieber Freund!" fuhr der Alte fort, indem ſein Geſicht einen immer freundlicheren und wohlwollenderen Ausdruck annahm. „So lange ich hier bei Ihnen eingeſperrt bin, haben Sie nicht die leiſeſte Hoffnung! — Ich bin ſo ſicher wie der beſte

Barometer. — Sehen Sie, ich habe einen Vetter, der iſt Gutsbeſitzer... wenn bei dem einmal Dürre iſt, läßt er mich kommen. — Kaum bin ich ohne Regenſchirm und mit 'nem neuen Hut mitten auf dem Felde... haſt Du nicht geſehen! Da gießt's los... ja... und wenn er Näſſe hat, mach' ich's ihm trocken... darin bin ich nun ein merkwürdiger Menſch."

Obwohl Wachtel durch das freundliche, einnehmende Weſen des Alten ſehr angenehm berührt worden war, bemächtigte ſich doch ſeiner eine lebhafte Unruhe, wenn er an ſeine ſchöne Schutzbefohlene dachte, die gewiß in dem einſamen Portierszimmer von der peinlichſten Angſt gefoltert wurde, und er unterbrach daher die Geſchwätzigkeit des Alten mit der ziemlich abrupten Frage:

„Sagen Sie 'mal, Herr Regenmann... ſind Sie verheirathet?"

„Nein!" antwortete der Alte, ſofort mit derſelben Liebenswürdigkeit auf den neuen Gegenſtand eingehend und Wachtel durch dieſes „Nein" auf die angenehmſte Weiſe beruhigend... „ſehen Sie, das wäre ja gar nicht möglich... und wenn ich noch ſo ſorgfältig gewählt hätte, bei meinem Unglück hätte ich ja den leibhaftigen Satan auf den Hals bekommen... ja!"

Der getreue Wachtel athmete tief auf bei dem Geſtändniß, daß der alte Herr nicht der Gatte ſeiner ſchönen Regenbekanntſchaft war, und wandte ſich nach der Woh-

nung des Portiers, um der geängſteten Dame die frohe Mittheilung zu machen.

Eben wollte er die Hand auf die Thürklinke legen, als er die Stimme des alten Herrn hinter ſich hörte, der in der froheſten Laune ausrief:

„Aber da haben Sie ja einen Regenſchirm!... da ſind Sie ja gerettet, junger Mann... Leben Sie wohl!“ Und damit ergriff er den Schirm des fremden Herrn, den Wachtel an die Wand geſtellt hatte, ſpannte ihn triumphirend auf und rief noch im Abgehen, indem er mit hochgezogenen Beinen durch den Schmutz watete:

„Seien Sie ganz unbeſorgt, junger Mann; in einer halben Stunde ſcheint die Sonne!“ Fort war er.

Wachtel zog die Hand wieder von der Thürklinke zurück und blickte dem abgehenden Alten mit offenem Munde nach. „Nun das iſt denn doch zu toll,“ dachte er bei ſich ſelbſt, „das hätte ich dem alten Menſchen denn doch nicht zugetraut! Schlängelt ſich hier ganz gutmüthig an mich an, erzählt mir mit der ehrlichſten Miene wunderbare Geſchichten, macht mich vertrauensvoll, und das alles blos um mir meinen ſauer erworbenen Regenſchirm auszuführen, der mir gar nicht einmal gehört und den ich nun noch das Vergnügen haben werde zu erſetzen! — Ah! das iſt denn doch zu arg, und ich will gleich...“

Mit dieſen Worten war er in zwei Sätzen an der Hausthür und wollte auf die Straße hinaus, um den

Räuber ſeines Schirms und ſeines Vergnügens zu verfolgen; aber es regnete im Augenblick ſo furchtbar, daß er entſetzt wieder zurückprallte.

„Burr! Nein, das iſt doch nicht möglich!“ ſagte er in verzweiflungsvollen Tönen.

Dann aber trat er noch einmal an die Hausthür heran und rief mit der ganzen Kraft ſeiner Lunge dem Alten nach:

„Sie! — Wollen Sie mir wohl gleich meinen Regenſchirm wiederbringen! — Sie!!! — Hören Sie denn nicht?“

Aber der Alte watetete immer weiter und weiter durch die ſchwimmende Straße, und Wachtel hörte nur noch aus weiter Ferne die freundlichen Worte:

„Seien Sie ganz unbeſorgt, junger Mann, in einer halben Stunde ſcheint die Sonne!“

„Da geht er hin!“ rief Wachtel ſchmerzlich. „Ein Dieb in ſo einfältiger Geſtalt. — O Zeit! O Sitten!“ —

Es blieb ihm jedoch keine Zeit, ſeine Betrachtungen über die Depravation der ſocialen Verhältniſſe weiter auszuſpinnen, denn er ſah zu ſeinem nicht geringen Schrecken einen Mann die Straße herabkommen. — Der ſah ihm allerdings eher aus wie ein eiferſüchtiger Ehemann, und er zog es deshalb vor, diesmal die Begegnung nicht abzuwarten, ſondern ſich zum unmittelbaren Schutze der jungen Frau zu verwenden.

Kaum hatte er dieſen Entſchluß Wirklichkeit werden laſſen und die Thür der Portiersſtube hinter ſich geſchloſſen, als der wilde Menſch auch ſchon wie ein raſender Roland auf den Hausflur ſtürzte, wo er ſich ſchüttelte, wie ein Pudel, der aus dem Waſſer kommt.

„Ah! — das wird mir aber denn doch zu toll!“ begann Roland ein Selbſtgeſpräch, wie man es in ähnlichen Situationen zu halten pflegt. „Ich wollte eigentlich einmal nach Hauſe gehen und nachſehen, ob meine Frau auch nicht das Rouleaux aufgezogen hat; aber man weicht ja vollſtändig durch. — Sonſt liebe ich eigentlich den Regen. — Er iſt ein natürlicher Tugendwächter der Frau... denn bei einem ſolchen Wetter auszugehen, das gehört zu den Kunſtſtücken. — Und was mich betrifft, ſo habe ich immer meine triftige Entſchuldigung, wenn ich etwas ſpäter nach Hauſe komme. — Mein Gott, man iſt ja noch jung... man hat auch gern noch ein kleines Abenteuer!“

Das Glück ſchien dem jungen Abenteurer allerdings heute zu lächeln; denn kaum hatte er die letzten Worte geſprochen, als, triefend und mit zugeklapptem Regenſchirm, die Frau des Portiers wieder an den heimiſchen Geſtaden landete. Sie war noch eine ganz anſehnliche Frau und namentlich jetzt, wo ihr das etwas auseinandergegangene Haar maleriſch in das Geſicht herabhing, und die Wangen

von Sturm und Regen gar lieblich geröthet waren, konnte ſie noch immer als ſehr hübſch und jung gelten.

Dieſer Anſicht ſchien auch Roland zu ſein, denn nachdem er die neue Erſcheinung einen Augenblick lorgnettirt hatte, nähert er ſich galant und eröffnete die Unterhaltung damit, daß er ſich tief verbeugte und auf eine graziös verführeriſche Weiſe lächelte.

Auf die Portiersfrau ſchien das jedoch keinen Eindruck zu machen, denn ſie betrachtete ſich den wilden Mann mit äußerſter Gemüthsruhe und ſagte dann mit unnachahmlicher Ruhe, die namentlich den Berlinerinnen der niederen Kreiſe in ähnlichen Lagen charakteriſtiſch iſt:

„Nanu! zu wem wollen Sie denn?“

„Sollte Amor hier nicht?“ ... hauchte Roland, indem er noch graziöſer zu lächeln verſuchte.

„Wohnt hier nicht!“ unterbrach ihn Madame Rumpelmann, drehte dem Zudringlichen den Rücken und eilte in die Stube, deren Thür ſie heftig hinter ſich zuwarf. — Roland erklärte ſich durchaus noch nicht für geſchlagen, ſondern ſammelte ſofort wieder die Streitkräfte ſeiner Seele und ſtürzte dann, mit kühner Geberde, ihr nach in das ſtille Heiligthum.

Kaum war er in demſelben verſchwunden, als Papa Rumpelmann, der Portier, wieder auf den Hausflur trat, ſich umſah und dann ſich vergnügt die Hände rieb:

„So!“ murmelte er ſchmunzelnd vor ſich hin. „Der

Hauswirth iſt aufgebürſtet... der unausſtehliche Menſch iſt auch fort... nun können wir endlich in Ruhe unſere Zeitung leſen.“

Und damit watſchelte er gar behaglich nach der Thür ſeines Zimmers, die er eben öffnen wollte, als ihm, wie ein plötzlicher Lava-Ausbruch, der raſende Roland, deſſen Frau, Wachtel und ſeine eigene Frau mit ſolcher Heftigkeit entgegenſtürzten, daß der arme Rumpelmann erſchrocken zurückprallte.

Nun entſpann ſich ein entſetzlicher Streit zwiſchen Roland und deſſen Gattin. Der wilde Mann hatte ſein ſanftes Weib mit einem fremden Herrn in einer fremden Stube überraſcht, und das ſanfte Weib hatte ihren wilden Mann eine fremde Frauensperſon in ein fremdes Zimmer verfolgen ſehen. Beide machten ſich die bitterſten Vorwürfe, beſchuldigten ſich der Untreue, betheuerten ihre Unſchuld und trampelten endlich vor Wuth mit den Füßen, weil es keiner dem andern glauben wollte. Der Portier und ſeine Frau ſtanden dabei und verſtanden kein Wort von der ganzen Geſchichte, während Wachtel vergeblich Bemühungen machte, um ſich vermittelnd dazwiſchen zu legen.

Der Streit der empörten Gatten erreichte endlich den höchſten Grad, und namentlich glaubte Roland ſeine Frau in weit größerem Unrecht, als ſich ſelbſt, und verlangte wüthend und immer wüthender von ihr, ſie ſolle wenigſtens in ſich gehen und ihre Schuld bekennen. — Das

ſanfte Weib wurde jedoch auch mit der Zeit heftig, verweigerte auf das ſtandhafteſte das Bekenntniß ihrer Schuld, und endlich als beide Theile einſahen, daß ſie ſelbſt nicht im Stande ſein würden dem Myſterium auf den Grund zu kommen, hoben ſie, in höchſter Extaſe und Verzweiflung ihre Arme gen Himmel empor und flehten um ein Zeichen, daß ſie ſich einander glauben dürften.

Und ſiehe da! Kaum hatten ſie gefleht, als plötzlich das dunkle Gewölke ſich theilte und ein heller Sonnenblick die Straße und den Flur beleuchtete.

Alle ſahen ſich erſtaunt an; der wilde Mann aber reichte ſeinem ſanften Weibe die Hand, und ſie blickten verſöhnend einander in's Auge und baten ſich beſchämt und ſchweigend gegenſeitig um Verzeihung.

Als eben ein Kuß das neue Bündniß beſiegelte, als Wachtel ſich vergnügt die Hände rieb und Rumpelmann und ſeine Frau die Geſchichte noch nicht begriffen hatten, trat plötzlich der alte Herr von vorhin, mit aufgeſpanntem Regenſchirm, mitten unter ſie, klappte dann den Schirm zuſammen, reichte ihn Wachtel mit gutmüthigem Kopfnicken und ſagte freundlich:

„Sehen Sie wohl, lieber Freund! Ich bin blos eine halbe Stunde mit dem Regenſchirm ſpazieren gegangen, und da haben Sie den ſchönſten Sonnenſchein. — Na! — Da haben Sie Ihren Schirm wieder! — Und nun guten Abend, meine Herrſchaften guten Abend!“ fuhr der Alte

zu den übrigen Perſonen fort; „es hat mich gefreut, Ihnen einen kleinen Dienſt leiſten zu können.“

Und damit nickte er freundlich und verließ den Hausflur.

Kaum ſah ihn Wachtel jedoch im blanken Sonnenſchein von dannen ſchreiten, als er beinahe entſetzt ausrief:

„Der Regenmann geht ohne Schirm und mit 'nem neuen Hut! — Beeilen Sie ſich meine Herrſchaften... in fünf Minuten haben wir einen Wolkenbruch!“

Mit dieſen Worten zog er Roland und ſeine Frau faſt gewaltſam mit ſich fort; der Portier aber und ſeine Gattin blieben ſtehen und konnten's nicht begreifen und ſahen ſich mit offenem Munde an.

# 3.

# Der Junker von Barſewiſch.

Epiſode aus der Schlacht von Leuthen,
nach den Berichten eines Augenzeugen.

---

# Der Junker von Barſewiſch.

Epiſode aus der Schlacht von Leuthen, nach den Berichten eines Augenzeugen*).

---

In dem vorjährigen Kriege gegen Oeſterreich und den größten Theil von Deutſchland hat ſich unſere Armee gewiß gut geſchlagen, von Seiner Majeſtät dem König bis auf den gemeinen Mann herunter, und Officiere und Soldaten haben die Entbehrungen und Strapazen ertragen, daß es eine wahre Luſt und Freude war, wenn man in den Zeitungen davon las.

Aber wenn die Väter der jungen Helden hörten und ſahen, wie im ganzen Lande für die Verwundeten und Kranken geſammelt wurde, um ihnen ihr hartes Schickſal ſoviel wie möglich zu erleichtern, dann mögen die Alten, bei allem Stolz, der ihre Bruſt ſchwellte, doch ganz leiſe

---

*) Meine Kriegserlebniſſe während des ſiebenjährigen Krieges von C. F. R. von Barſewiſch.

bei ſich gedacht haben; ja ja, heutzutage wird's ihnen doch bequemer gemacht. Als wir Anno 13, 14 und 15 die Franzoſen aus Deutſchland jagten, da wurde für das Wohlleben des Soldaten wenig gethan; aber freilich hatte auch Niemand recht viel übrig zu geben.

Und wenn die Alten dann vollends d'ran dachten, was ihre Väter ihnen erzählt hatten vom ſiebenjährigen Kriege und was der Soldat da alles thun mußte für ſeine ſechs Dreier täglich und ſein elendes Kommißbrod; dann mußten ſie ſich allerdings ſagen, daß früher die Menſchen härter und anſpruchsloſer waren, daß aber doch die heutige Zeit beſſer geworden iſt.

Im ſiebenjährigen Kriege ſorgte Niemand für den Soldaten, wie der König, und wenn der nicht Brod gebacken hatte, dann konnte die Armee nicht marſchiren; heutzutage ſorgt das ganze Land für ſeine kämpfenden Brüder und Söhne, und ſo iſt es auch in der Ordnung. — — —

Es war am 5. Dezember des Jahres 1757, als der alte Fritz mit ſeiner kleinen Armee gegen die dreimal ſtärkeren Oeſterreicher zog, um nach den Unfällen, die er in der letzten Zeit erlitten, Alles auf's Spiel zu ſetzen und zu ſiegen oder zu ſterben.

Das hatte er zu ſeinen Generalen vor jener denkwürdigen Schlacht geſagt, die er am heutigen Tage bei Leuthen ſchlagen wollte, und die Generale hatten es wieder

den Soldaten mitgetheilt, so daß sich die ganze Armee in einer Stimmung befand, als hätte sie das Abendmahl genommen und ginge jetzt mit kaltblütigem Muth dem großen Spiel um Tod und Leben entgegen.

Es war noch früh Morgens, ein kalter Decemberwind pfiff den Soldaten durch die engen, knappen Uniformen, beinahe bis in den leeren Magen hinein, und die frierenden Füße wateten im Schnee, der die einzige Leuchte dieser Nacht war; denn der gute Mond hatte sich hinter den Wolken verkrochen, als wenn er sich fürchtete vor dem, was sich nun bald ereignen sollte.

Endlich dämmerte ein bleicher Tag herein, und die Armee marschirte immer weiter und weiter, als wenn sich eine dunkle Riesenschlange über eine weiße Ebene hinbewegt.

Das Regiment Meyerinck, das fast aus lauter Frankfurtern, Beeskowern, Storkowern und Leuten aus dem Oderbruch bestand, hatte die Avantgarde und war vom König expreß zu dieser Ehre ausersehen worden, weil er jene Leute für eine vorzüglich brave Nation hielt, die ihrem Landesherrn ganz besonders ergeben und die schon im ersten schlesischen Kriege bei Molwitz, sowie auch im siebenjährigen Kriege, hauptsächlich bei Prag, vor den Augen des Königs und der ganzen Armee, sich mit unvergänglichem Ruhm bedeckt hatte.

Der Fürst von Anhalt Dessau, unter dem das Regiment fast immer gefochten, hatte über dasselbe einmal

zum König geſagt: „Ihre Majeſtät können dem Regiment Ihre Krone und Ihr Scepter anvertrauen; wann die vor dem Feinde laufen, ſo will ich ſelber ein Hundsfott heißen.“

Das Regiment Meyerinck alſo hatte die Avantgarde und trat ſo forſch aus, daß die Anderen kaum mitkommen konnten und der König mehrmals Adjutanten vorſchicken mußte, mit der Ordre, daß ſie kürzer treten ſollten.

Vor dem erſten Zuge der Leib-Compagnie marſchirten zwei blutjunge Junker, die viel kleiner waren, als die rieſigen Grenadiere, die ihnen auf dem Fuße folgten und die deshalb ihre kurzen Beine ſchmiſſen, als wenn ſie ſie ſich aus den Hüften ſchleudern wollten, damit ihnen die Anderen nicht auf die Hacken treten ſollten, und dabei hielten ſie aber ihre Fahnen ſo feſt in den zarten Händen, als wenn ſie ſie nie in ihrem Leben wieder loslaſſen wollten.

Es waren die Frei-Corporals von Barſewiſch und von Unruh, die alſo die beiden Erſten ſein ſollten, die heute in die Oeſterreicher hineingingen.

Es war ſchon eine ganze Zeit Mittag vorüber, als die lange Linie einſchwenkte und nun der dreifach längeren Linie der Oeſterreicher gegenüberſtand.

Vor der preußiſchen Avantgarde lag die ganze, ausgedehnte öſterreichiſche Stellung, und hinter derſelben formirten ſich die dunkleu Maſſen der Preußen.

Während die Generale noch ihre höheren Officiere

inſtruirten, und die Leute ſich rühren konnten, trat der Compagnie-Feldſcheer Wohlgemuth zu dem von Barſewiſch heran und fragte ihn mit leiſer Stimme:

„Na, Herr Junker; wie wär's denn mit 'nem kleinen Bittern; ich habe noch grade zwei gute Schluck in meiner Feldflaſche!“

„Nein; ich danke Ihnen, lieber Wohlgemuth“, entgegnete der Fahnenträger faſt noch leiſer; „die Leute könnten denken, ich wollte mir Courage trinken, und das mag ich um alle Welt nicht von mir glauben laſſen.“

Der Feldſcheer ſchüttelte lächelnd den Kopf.

„Hm!“ machte er; „was iſt denn heute eigentlich mit Ihnen; Sie ſehen mir gar nicht ſo luſtig aus, wie ſonſt.“

Der Junker zog den Chirurgus näher zu ſich heran.

„Ihnen will ich es erzählen, Wohlgemuth;“ ſprach er mit leiſer Stimme; „namentlich da ich noch eine Bitte an meine Mittheilung zu knüpfen habe. Mir hat nämlich die Nacht geträumt, daß ich mitten zwiſchen den Kaiſerlichen wäre und daß ich dergeſtalt verwundet worden, daß mir dabei das Blut aus dem Körper floß und ich die Befürchtung hegte, mich zu Tode bluten zu müſſen. Ich glaube nun, daß mir dieſer Traum nichts Gutes bedeuten wird und bitte Sie um die Gefälligkeit, daß Sie ſich auf dem Schlachtfelde ein bischen nach mir umſehen

und wenn Sie mich auf der Erde liegen finden, mir meine Wunde zu verbinden.“

Der Feldscheer wollte eben etwas erwidern, als auf der ganzen Linie der Avantgarde „Stillgestanden!“ kommandirt wurde.

Als wenn der Blitz in die beiden Junker gefahren wäre, stellten sie sich grade und hielten die Fahnen hoch, während der ehrliche Wohlgemuth, mit langen Schritten, wie ein Storch, der im Salat spazieren geht, wieder hinter die Front eilte.

Was mochte denn nur eigentlich los sein?

Aha! — Da kamen mehrere Officiere die Front herauf geritten.

Voran ritt Einer auf einem Schimmel, ein kleiner Mann, mit vornübergebeugter Haltung, der die Leute mit seinen großen Augen ansah, als wenn er ihnen bis in die Herzen schauen wollte. Auf dem Kopfe trug er einen alten, schlechten Dreimaster; um die kleine eingesunkene Gestalt schlotterte ein grauer Mantel mit kurzem Kragen und an den schlecht gewichsten Stiefeln trug er keine Sporen.

Als der vorderste Reiter bei den beiden Fahnenträgern angekommen war; sah er sie auch erst eine Weile mit seinen großen Augen an, und dann streckte er den Arm mit einem Krückstock unter dem Mantel hervor und sagte, nach dem linken Flügel der Oesterreicher zeigend mit einer hohlen, klanglosen Stimme:

„Junker von der Leib-Compagnie; ſiehet Er wohl; auf den Verhack ſoll Er zu marſchiren; Er muß aber nicht zu ſtark avanciren; damit die Armee folgen kann!“

„Zu Befehl, Ihro Majeſtät!“ riefen die beiden Fahnenträger, wie aus einem Munde.

Und dann wandte ſich der König an die Soldaten und ſprach noch lauter:

„Burſche! Sehet Ihr dort wohl die Weißröcke? Die ſollt Ihr aus den Schanzen wegjagen; Ihr müßt nur ſtark auf ſie marſchiren und ſie mit dem Bajonnett vertreiben; ich will Euch alsdann mit der ganzen Armee unterſtützen. Hier heißt es ſiegen oder ſterben; vor Euch habt Ihr den Feind und hinter Euch die ganze Armee, daß Ihr alſo auf keiner Seite zurück oder vorwärts anders als ſiegend Platz findet.“

„Jawohl; Ihro Majeſtät, wir wollen ſchon machen!“ brüllten die braven Frankfurter und Oderbrüchler, indem ſie gar grimmige Geſichter ſchnitten.

Der König verzog keine Miene, ſondern faßte nur leicht an den Hut und ritt mit ſeinen Begleitern weiter.

Bald darauf wurde der Befehl zum Angriff gegeben und die preußiſche Armee ſetzte ſich nach den Klängen der Feldmuſik mit einer Ruhe und Ordnung in Bewegung, als wenn ſie in Berlin auf dem Exercierplatz wäre.

Zehn Schritt vor der Front der Leibcompagnie, die vorderſten von der ganzen Armee, die Fahnen hoch und

die kurzen Beine gewaltig aus dem Leibe ſchmeißend, marſchirten die Junker von Unruh und von Barſewiſch, und hinter der Front ſtakte der Chirurgus Wohlgemuth, wie ein Storch auf der Bauernwieſe.

Der Feind ſtand ganz ruhig und bewegte ſich nicht eher, bis ſich ihm die Avantgarde ungefähr auf zweihundert Schritte genähert hatte; dann war es plötzlich, als wenn er den Angreifenden eine ganze Wolke Rauch in's Geſicht puſtete, und gleich darauf brüllte ihnen der Kanonendonner entgegen, und die Kartätſchen pfiffen ihnen um die Ohren, als wenn ſie ihnen ihr Todeslied vorſpielen wollten.

Aus den Gliedern tönte hie und da ein geller Aufſchrei und mancher Brave ſchloß die Augen für immer und ſank zurück in den kalten, naſſen Schnee; aber die Anderen ſtürmten nur um ſo raſender vorwärts. — Was fällt, das liegt; da darf man Keinem die Hand reichen und ihm helfen.

Der Verhack war mit Grenadieren beſetzt, welche über ihre blauken Mützen weiße Ueberzüge hatten.

Sie knatterten auch aus ihren Gewehren ganz luſtig los; aber die ehrlichen Frankfurter vom Regiment Meyerinck hatten nun ebenfalls nicht länger Geduld, ſondern ſprangen über den Graben, traten mit ihren kräftigen Beinen das Verhack nieder und befanden ſich nach wenigen Minuten mitten unter den Kanonen, wo ſie ſo herzhaft mit dem Bajonnett unter den Oeſterreichern aufräumten, daß

dieſe ihre ſieben Kanonen im Stich ließen und, in ihren weißen Röcken, wie die Schneemänner über das Feld liefen, das ſich bald mit Todten und Verwundeten beſäete.

Die Preußen hinterher, wie das Donnerwetter.

Bei der Verfolgung kamen ſie aber doch ein bischen auseinander und als ſie nun ein zweites Verhack vor ſich ſahen, war keine rechte Kraft in ihrem zerſtreuten Anlauf.

Da ſtellten ſich aber die beiden Junker auf die Zehen, um ſich recht groß zu machen, hielten ihre Fahnen ſo hoch wie möglich empor und ſchrieen, was die Lunge halten wollte:

„Burſche! Hierher! Folgt Euren Fahnen!“

Und als ſie auf dieſe Weiſe einen tüchtigen Klumpen zuſammengebracht hatten, ſtürmten ſie wieder, zehn Schritte voran, die Fahne in der Linken, den kurzen Säbel in der Rechten, auf die feindlichen Batterien los, als wenn ſie ſie beide allein nehmen wollten.

Da wurde plötzlich die eine Fahne niedriger, und als die Grenadiere hinblickten, ſahen ſie den kleinen Junker von Barſewiſch in den Knieen wanken; dann wurde er leichenblaß, ſchloß die Augen und ſank, die Fahne noch in der Hand behaltend, vornüber in den häßlichen, kalten Schnee.

Was fällt, das liegt; die Andern mußten vorwärts. —

Eine Minute waren ſie an dem armen Junker vorbei; noch eine Minute, und der, der ſie ſo muthig in den

Kampf geführt hatte, lag hinter der Front, und dann ſchritten die Bataillone kalt und gefühllos über ihn hinweg, und der junge Held blieb liegen; ſeinen Antheil an dem ſchönen Tage hatte er empfangen.

Und die Schlacht ging weiter:

Die Kanonen brüllten auf beiden Seiten, daß die gefrorene Erde zitterte; Cavalleriemaſſen ſtürmten und wogten gegeneinander; die Infanterie überſchüttete ſich gegenſeitig mit Gewehrkugeln und drang mit dem Bajonnett auf einander ein, und die höheren Officiere ſprengten hierhin und dorthin, um überall zu ordnen und zu helfen.

Endlich nach unerhörten Anſtrengungen des kleinen Häufleins Preußen, die heute mit verdoppelten Kräften kämpfen, weicht die koloſſale öſterreichiſche Linie auf allen Punkten; aber im Centrum ballt ſich noch eine furchtbare Infanterie- und Artilleriemaſſe in und um das Dorf Leuthen zuſammen, um hier noch einen letzten, verzweifelten Widerſtand zu leiſten.

Man kämpft Mann gegen Mann, Stirn gegen Stirn; endlich dringt der tapfere Möllendorf mit ſeinem Bataillon in das Dorf; die Anderen drängen nach; es entſteht ein grauſiges Handgemenge und ſchließlich drücken die Preußen, durch die bloße Wucht ihres Anlaufes, die hohe, ſteinerne Kirchhofsmauer ein; die Oeſterreicher weichen aus ihrem letzten, feſten Punkt; Flucht und Verfolgung werden all-

gemein, und die größte, glänzendſte Schlacht des Jahrhunderts iſt gewonnen.

Die feindliche Armee geſchlagen und zerſprengt; faſt ihr ganzes Geſchütz und eine große Menge von Gefangenen verloren; und das Alles in den wenigen Nachmittagsſtunden eines kurzen, dunklen Decembertages.

Das Regiment Meyerinck hatte keinen kleinen Ehrenantheil an dem Gewinn der Schlacht gehabt; es hatte drei feindliche Treffen und einen Theil der Cavallerie in die Flucht geſchlagen und war vor der oft bedeutenden Uebermacht auch nicht einen Schritt zurückgewichen.

Seine Majeſtät der König erkannte das auch bereitwilligſt an.

Er dankte dem braven Regiment öffentlich nach der Schlacht für ſeine Tapferkeit und vertheilte an die Officiere 14 Orden Pour le mérite und an die Gemeinen 1500 Thaler und ſagte dabei, daß er dem Regiment, welches ſich bei Molwitz und in Schleſien ſo verdient gemacht, die Erhaltung dieſer Provinz mehr als einmal verdankte und daß es bei ihm nie in Vergeſſenheit gerathen ſollte.

Als das Regiment in der Nacht vom 5ten zum 6ten December in der Nähe eines Dorfes im ſchlechten Bivouak ſtand, kam der König herangeritten und ſagte:

„Burſche, Ihr dürft nicht naß werden und frieren, Ihr habt Euch heute beſonders hervorgethan; tretet in die Gebäude, da werdet Ihr Schutz finden vor dem Schneewetter.“

Die ganze übrige Armee mußte unter freiem Himmel bleiben.

Kehren wir nun aber zu dem Helden unſerer Geſchichte, dem Fahnenjunker von Barſewiſch zurück:

Die Schlacht war ausgekämpft; eine frühe Dämmerung breitete ſich über die blutgetränkte Wahlſtatt, und das Regiment Meyerinck ging ein ganzes Stück zurück, um ein Bivouak zu beziehen.

Ein Tambour, der ein wenig hinkte und deshalb ein ganzes Ende hinterdreinſchlich, hatte den Kopf geſenkt und ſchien in recht trübe Betrachtungen verſunken zu ſein, bei dem Anblick der vielen Leichen, die den Erdboden bedeckten, und über die der fallende Schnee ſchon ein großes, weißes Todtentuch zu breiten begann.

Plötzlich aber blieb der Tambour ſtehen, ſtarrte erſt eine ganze Weile zu Boden und dann bückte er ſich hinunter und ſchüttelte und rüttelte einen Soldaten, der auf das Geſicht gefallen und der ſeine Fahne noch feſt im Arme hielt.

„Junker!“ rief der Tambour; „Junker! Leben Sie, oder ſind Sie todt?“

Keine Antwort.

Der Trommelſchläger knieete nieder, drehte den Gefallenen um und wollte ihm die Fahne aus dem Arm ziehen.

Bei dieſer Berührung durchzuckte es den erſtarrten

Körper und er preßte die Fahne noch krampfhafter an die Bruſt.

„Junker, Junker!“ fuhr der Tambour fort, den jungen Menſchen an beiden Schultern packend; „ſtehen Sie auf, hier können Sie nicht liegen bleiben; Sie bluten ja fürchterlich am Halſe.“

Den angeſtrengten Bemühungen des guten Soldaten gelang es endlich, den Junker von Barſewiſch in's Leben zurückzurufen, der die Augen aufſchlug, verwundert um ſich blickte und ſich dann nur langſam entſann, was mit ihm vorgegangen wäre.

Als der Tambour ihn aufrichten wollte, ſchoß ihm das Blut ſtromweis aus dem Halſe und er fiel von neuem in den Schnee zurück.

Der Soldat nahm eine Hand voll Schnee, wuſch die Wunde damit tüchtig aus und band dem Junker dann ein altes Tuch ſo feſt um den Hals, daß es nicht mehr bluten konnte.

„So!“ ſagte er, dem Verwundeten auf die Beine helfend, „nun kommen Sie, Herr von Barſewiſch; wir wollen ſehen, ob wir nicht einen Verbandplatz finden; mir juckt es eklig im linken Fuß; ich glaube, ich habe da auch eins abgekriegt.“

Als der Tambour den Junker endlich auf die Beine gebracht und einige Schritte mit ihm gemacht hatte, ſtanden Beide wieder ſtill.

„Was iſt denn das?“ wandte ſich der Erſtere an den Letzteren; „Sie ziehen ja auch mit dem linken Fuß, Junker... er iſt Ihnen wohl eingeſchlafen, bei dem langen Liegen?“

„Ich glaube eher, daß ich einen Streifſchuß an der Wade bekommen habe,“ antwortete Barſewiſch; „es ſchrint ganz gewaltig... und außerdem fühle ich auch ganz deutlich, daß die Musketenkugel, die mir zum Halſe hereingegangen, zwiſchen den Schulterblättern ſtecken geblieben iſt... ſie ſenkt ſich mit jedem Schritt, den ich mache, tiefer hinab.“

Aber es half alles nichts; es wurde immer dunkler, der Schneefall immer dichter, und wenn ſie ſich nicht total auf dem Schlachtfelde verirren wollten, mußten ſie ſchon weiter, wenn es ihnen auch ſauer wurde.

So humpelten ſie denn, einander unterfaſſend, auf gut Glück vorwärts, indem der Junker den Schaft ſeiner Fahne als Stütze brauchte.

Die Fahne vergalt es ihm jetzt, daß er ſie gerettet hatte.

Aber ſie gingen und gingen, ohne einen Verbandplatz zu finden, ja ohne einem lebenden Weſen zu begegnen; und der Schnee deckte die Todten immer dichter mit ſeiner kalten, weißen Decke zu.

Da befanden ſie ſich plötzlich in der dicken, faſt undurchſichtigen Luft, dicht vor einem kleinen Gehöft, aus deſſen Fenſtern ein trübes, gelbes Licht, wie ein mattes

Hoffnungslächeln, in die Nacht des Todes und des Elends hinausſchimmerte.

Mit neubelebten Kräften ſchritten die beiden Verwundeten weiter und hatten nach wenigen Minuten das kleine Wohnhaus erreicht.

Als ſie in die Stube traten, war unſer alter Bekannter, der Chirurgus Wohlgemuth, eben damit beſchäftigt, einen Officier Namens von Kreckwitz zu verbinden, der auf dem Rücken auf einem Tiſch lag, und dem eine Kanonenkugel das Fleiſch der Lende bis auf den Knochen weggeriſſen hatte.

Dabei rauchte er aber ſo ruhig ſeine Pfeife Taback, als wenn er ſich von ſeinem Burſchen die Füße waſchen ließe.

„J, Herr von Barſewiſch!“ rief der Feldſcheer, ſich aus ſeiner gebückten Stellung emporrichtend; „wo kommen Sie denn hierher?“

„Nun ... ich komme zum Verbinden,“ antwortete der Junker; „ich habe es Ihnen ja heute Morgen geſagt, daß mein Traum in Erfüllung gehen würde und daß Sie mich verbinden ſollten; da Sie mich nicht gefunden haben, bleibt mir doch nichts anderes übrig, als Sie aufzuſuchen.“

„Nehmen Sie Platz, Junker!“ rief der Lieutenant, trotz ſeiner heftigen Schmerzen lächelnd; „hoffentlich hat der Doctor mich nun bald genug gequält, dann ſoll er Sie vornehmen.“

Das geſchah denn auch; aber es war natürlich nur

von einem oberflächlichen Verband der Wunde die Rede, die Kugel konnte noch nicht herausgeſchnitten werden.

Noch an demſelben Abend ſchickte der Lieutenant von Kreckwitz ſeinen Bedienten zu Pferde nach dem nächſten Dorf hinter der Front und ließ einen Bauernwagen mit Stroh herbeiholen, um auf demſelben nach dem Städtchen Neumarkt zu fahren, weil der Ort mit preußiſchen Truppen beſetzt und dort ein Lazareth eingerichtet war. Er äußerte ſich ſehr freundlich gegen den Junker, und ſagte ihm, er ſolle mit ihm nach Neumarkt fahren und dort ſein Gaſt ſein.

Es dauerte auch gar nicht lange, ſo rumpelte der Wagen auf dem harten Erdboden vor, und Herr von Kreckwitz ließ ſich ſogleich hinauftragen.

„So, Junker," ſagte er, als er ordentlich mit Stroh zugedeckt war; „nun legen Sie ſich an meine Seite; in dem Buſch hier nahebei knaſtert und knackert es fortwährend; es wäre doch ein fataler Streich, wenn wir zuletzt noch von öſterreichiſchen Plänklern gefangen genommen würden."

Herr von Barſewiſch, nachdem er von ſeinem braven Tambour Abſchied genommen und ſeine Fahne auf den Wagen gelegt hatte, ſetzte eben ſeinen geſunden Fuß auf das Vorderrad und faßte dann an den Leiterbaum, um ſich daran emporzuziehen, als plötzlich vier Soldaten einen Lieutenant von Schladen, vom Prinz Carl'ſchen Infanterie-

Regiment herbeitrugen und ihn, aller Gegenvorſtellungen ungeachtet, neben Herrn von Kreckwitz in das Stroh legten.

Da nun aber der Wagen ſehr ſchmal war und darauf nicht mehr als Zwei Platz hatten, ſo zog der arme Barſewiſch traurig ſeinen Fuß wieder vom Rad herunter und wollte eben in die Stube zurückhumpeln, als Herr von Kreckwitz ihm nachrief:

„Es thut mir leid, Junker,“ ſagte er wohlwollende Mann; „daß Sie wider meinen Willen auf dem Wagen keinen Platz finden; verſuchen Sie einmal, ob Sie nicht auf meinem Pferde mit uns reiten können.“

Das war allerdings ein Vorſchlag zur Güte, und Herr von Barſewiſch ließ ſich auch ſogleich auf das Pferd helfen und ſetzte ſich, ſo gut es gehen wollte, im Sattel zurecht.

Als nun aber das Reiten losging, hatte der arme Junker, bei jedem Tritt, den das Pferd machte, die heftigſten Schmerzen und namentlich die Kugel zwiſchen den Schulterblättern brannte ihm wie hölliſches Feuer.

So mochten ſie ſich ungefähr eine halbe Stunde fortbewegt haben, als der Hufſchlag eines Pferdes an ihr Ohr ſchlug.

„Na; wenn das eine öſterreichiſche Patrouille wäre; dann müßte ja ein heiliges Donnerwetter d'reinſchlagen!“ fluchte der Lieutenant von Kreckwitz aus ſeinem Stroh heraus; „können Sie denn nichts ſehen, Barſewiſch?“

In dem Augenblick hörte das Pferdegetrappel auf.

„Allerdings ſehe ich etwas," antwortete der Junker, nachdem er eine Weile in die Nacht hineingeſchaut; „ungefähr zehn Schritte vor uns ſehe ich ein Pferd."

„Na; wenn es blos Einer iſt, werden wir vielleicht mit ihm fertig, trotz unſerer zerſchoſſenen Knochen," ſagte der Lieutenant, nach dem Fahnenſtock grabbelnd, um ſich deſſelben nöthigenfalls als Waffe zu bedienen.

„Aber es ſitzen zwei Menſchen auf dem Pferde!" fuhr Barſewiſch fort; „ich kann es jetzt ganz deutlich unterſcheiden."

„Das wird ja immer hübſcher!" brummte der Lieutenant; „vielleicht ſpukt es gar auf dem Schlachtfelde... obgleich es doch noch nicht einmal Mitternacht iſt."

„Halt! Werda!" ertönte in demſelben Moment eine laute Stimme.

„Gutfreund... und Verwundete!" antwortete von Kreckwitz, indem er verſuchte, durch das Stroh zu ſehen.

Das Pferdegetrappel klapperte wieder los und gleich darauf hielt ein Reiter neben dem Wagen, den die Anderen an der Reiherfeder an der Pelzmütze ſogleich für einen Ziethen'ſchen Huſaren erkannten.

„Guten Abend, meine Herren!" ſagte er, höflich an die Mütze faſſend, als der Wagen ſtillhielt; „da Sie verwundet ſind, wird es Ihnen nicht unangenehm ſein, wenn ich Ihnen einen Feldſcheer bringe. Ich habe ihn auf

dem Schlachtfelde gefangen genommen und eine gute Beute von ihm erhalten, deshalb interreſſire ich mich für ihn und möchte ihn gern guten Händen übergeben.“

„Aeußerſt liebenswürdig von Ihnen, Herr Kamerad,“ ſagte der Lieutenant von Kreckwitz; „wir haben zwar gar keinen Platz mehr auf dem Wagen und hinter dem Junker kann er auch nicht aufhucken, weil der ſo ſchon Schmerzen genug hat; aber einen Chirurgus unter dieſen Umſtänden abzuweiſen, wäre Blödſinn. „Verſuchen Sie es daher,“ wandte er ſich dann an den fremden Feldſcheer, „und ſtellen Sie ſich mit den Beinen von auswendig auf die Wagenbretter; wenn Sie ſich dann mit beiden Händen ordentlich an der Leiter feſthalten, iſt es ſchon eine Möglichkeit, daß Sie es bis Neumarkt aushalten, wenn Ihnen die Arme nicht abſterben.“

Der Chirurgus ging freundlich auf das Anerbieten ein, rutſchte von der Pferdekruppe hinter dem Huſaren herunter, fiel erſt nochmal in den Schnee und kletterte dann von auswendig an dem Wagen empor, wo er die Stellung einnahm, die ihm der Lieutenant von Kreckwitz angegeben hatte.

Der Ziethen'ſche Huſar wünſchte gute Nacht und ritt in die Dunkelheit zurück; der Wagen ſetzte ſich wieder in Bewegung.

Wie der gefangene Feldſcheer unterwegs erzählte, war er vom Modena'ſchen Küraſſier-Regiment, ein geborener

Niederländer von der franzöſiſchen Grenze, der ſeine chirurgiſche Kunſt auf der anatomiſchen Schule zu Lyon erlernt hatte.

Es war nicht weit von Mitternacht, als der Wagen endlich in der Dunkelheit und bei den ſchlechten Wegen in Neumarkt anlangte; da jedoch die Stadt mit Verwundeten, Verſprengten und ſonſtiger Einquartierung überfüllt war, ſo mußten die bereits Halberſtarrten eine geraume Zeit in den Straßen herumfahren, bis ſie endlich nach vielem vergeblichen Klopfen und Fragen eine ziemlich große Stube, in einer zweiten Etage, bei einem Schuſter bekamen.

Nachdem ſich die Kranken mit Speis' und Trank, ſo gut es zu haben war, geſtärkt und erquickt hatten, wurde jedem ein Lager zurechtgemacht, und der neue Feldſcheer unterſuchte den Zuſtand des Junkers von Barſewiſch.

Die Halswunde hatte ſich durch das lange Reiten bedeutend verſchlimmert, und das Blut war in ſo ſtarke Wallung gerathen, daß der Chirurgus erklärte, wenn die Kugel nicht ſofort herausgeſchnitten würde, könnte leicht der Brand hinzutreten und dann wäre keine Hülfe mehr möglich.

Das wäre nun alles recht ſchön geweſen; denn wenn es auch nicht zu den Annehmlichkeiten gehört, ſich vor dem Schlafengehen im Fleiſch herumſchneiden zu laſſen, ſo iſt es doch immer noch beſſer, als elendiglich dem Tode zu

verfallen, namentlich wenn man ein blutjunger Menſch iſt, dem das Leben noch viele Freuden bieten kann, wie geſagt, das wäre alſo alles recht ſchön geweſen, wenn der liebenswürdige Ziethen'ſche Huſar unſerem Feldſcheer, außer der ganzen Baarſchaft, nicht auch ſein ſilbernes chirurgiſches Beſteck und ganzes Verbandzeug weggenommen hätte.

Nun war allerdings guter Rath ſehr theuer.

Inſtrumente waren nicht vorhanden, und die Kugel mußte noch vor Nacht herausgeſchnitten werden, wenn nicht der Brand hinzutreten ſollte; aber der liebe Gott hatte die Verwundeten, trotz allem Mißgeſchick, doch wieder wunderbar gnädig geführt, indem Er ſie zu einem Schuſter gelangen ließ.

Der fremde Feldſcheer nämlich verfiel auf den glücklichen Gedanken, ſich von dem ehrlichen Schuhmacher ein altes, ſtumpfes Federmeſſer und einen Schuſterpfriem zu borgen.

Nachdem er den Letzteren als Sonde angewandt und dem armen Junker damit durch die Halswunde bis zwiſchen die Schulterblätter gefahren war, wo die Kugel noch ſaß, begann er mit dem ſtumpfen Federmeſſer herzhaft drauf loszuſchneiden und da der Herr von Barſewiſch, mit zuſammengebiſſenen Zähnen, ebenſo herzhaft ſtillhielt, gelang es dem geſchickten Arzt mit zehn oder zwölf Schnitten die Kugel glücklich herauszubringen.

Nachdem die Wunde auf dem Rücken verbunden war,

rieth der Chirurgus noch zu einem Aderlaß, weil dadurch einer Möglichkeit des Brandes vorgebeugt werde und das unfehlbar eintretende Wundfieber jedenfalls an Heftigkeit verlieren würde, und dann machte er ſich die Spitze des alten Federmeſſers ſcharf und vollzog mit demſelben den Aderlaß ebenſo geſchickt, wie er vorhin die große Operation ausgeführt hatte.

Deſſenungeachtet blieb aber die Wunde des Junkers noch ſehr gefährlich und erforderte die größte Vorſicht.

Am andern Morgen erfuhren die Verwundeten erſt die näheren Ausführlichkeiten des großen und wunderbaren Sieges, den Gott der Herr geſtern Seiner Majeſtät dem Könige verliehen hatte, und dieſe freudige und erhebende Nachricht war nicht die ſchlechteſte Heilſalbe auf den ſchmerzenden Wunden der braven Soldaten.

Sie konnten auch von großem Glück ſagen, daß ſie noch eine eigene Stube bekommen hatten; denn von neuem ſtrömte tagtäglich eine ſo große Anzahl von Verwundeten beider Armeen in Neumarkt zuſammen, daß es zuletzt über 20,000 wurden und ſie nicht mehr alle in den Häuſern unterzubringen waren.

Obgleich ſämmtliche öffentliche und Privatgebäude keinen Mann mehr faſſen konnten; ſo blieben deſſenungenoch viele übrig, die in Ställen und Scheunen und unter den Schwibbogen der Häuſer ihr Lager aufſchlagen mußten, welche letztere jedoch von der heftigen Kälte und dem fort-

während fallenden Schnee faſt ebenſoviel zu leiden hatten, wie von ihren ſchmerzenden Wunden.

Der wohlgeſinnte Herr von Kreckwitz ſorgte nun für einen leidlichen Mittagstiſch und nahm, nachdem er einige Tage mit dem Junker und dem Feldſcheer allein gewohnt, noch einige andere Bleſſirte auf, weil die Noth um Unterkommen mit jedem neuen Tage zunahm.

Die Angekommenen waren zwei Junker vom Regiment Meyerinck, ein Herr von Hertzberg, der durch die Wade, und ein Herr von Blücher, der durch die Hüfte geſchoſſen war; der dritte war ein junger Baron Gans Edler zu Putlitz, vom Ramin'ſchen Regiment, den eine Kartätſchenkugel dermaßen am Hacken bleſſirt hatte, daß alle Knochen zerſplittert und der Brand ſchon im Fuß fraß, weil der arme Junge einen Tag und zwei Nächte auf dem Schlachtfelde im Schnee gelegen hatte, bis er endlich gefunden und hierhergebracht worden war.

Der Feldſcheer verſprach ihn zu kuriren, wenn er ſich entſchließen wollte, den Fuß unterhalb der Wade abnehmen zu laſſen.

Da er dies aber zu Anfang nicht nachgab und der Brand, in 48 Stunden, trotz aller angewandten Mittel, dergeſtalt zunahm, daß er bis zum Knie heraufgerückt war, ſo ſagte es ihm der Feldſcheer voraus, daß er höchſtens noch 8 bis 9 Tage zu leben habe.

Noch war Hülfe möglich, wenn er ſich entſchloß, den

Fuß am Knie amputiren zu laſſen; aber er zögerte und zögerte; als ihm jedoch der Brand ſchon beinahe bis zum Unterleibe emporgeſtiegen war, erfaßte ihn eine fürchterliche Angſt und er bot dem Feldſcheer 1000 Thaler, wenn er ihn am Leben erhalten wollte.

Da war es aber nicht mehr möglich und er ſtarb den neunten Tag, nachdem ihm der Brand allmählich bis zum Herzen trat, ganz ſanft und ohne Schmerzen neben dem Bett des Junkers von Barſewiſch, dem er noch Grüße an ſeine Eltern in Mecklenburg auftrug, deren einziges Kind er war, damit ſie doch wüßten, was aus ihm geworden und wo man ihn begraben hätte. —

Nach dem Tode des jungen Putlitz verfiel Herr von Barſewiſch in ein Wundfieber, das mehrere Tage anhielt, doch die Wunde ſelbſt beſſerte ſich unter der Pflege des geſchickten Feldſcheers zuſehends.

Nachdem in langſam fortſchreitender Geneſung ſechs bis ſieben Tage vergangen ſein mochten, kam aber eines Morgens eine recht betrübende Nachricht, nämlich die Ordre aus dem Hauptquartier, daß alle gefangenen Regiments-Feldſcheerer, Feldprediger ꝛc., nicht unter die Gefangenen zu rechnen ſeien und daher die Erlaubniß erhielten, zu ihren Regimentern zurückzukehren.

Der Abſchied von dem guten Chirurgus wurde den Verwundeten recht ſchwer; aber der liebe Gott, der ihn auf ſo wunderbare Weiſe geſchickt hatte, half auch wieder

weiter und führte, trotz der unſäglichen Betrübniß, alles zum guten Ende.

Dem Junker von Barſewiſch gab der ſcheidende Feldſcheer noch den Rath, er ſollte ſich, wenn ihm ſein Leben lieb wäre, keinem unerfahrenem Wundarzt anvertrauen und niemals zugeben, daß die Wunde am Halſe, wo der Schuß hineingegangen, noch einmal geſchnitten und weiter geöffnet würde, weil, wie er ihm im Spiegel zeigte, die beiden Adern ganz bloß lägen.

Am andern Tage, nachdem der öſterreichiſche Regiments-Feldſcheer die Stadt Neumarkt verlaſſen, kam ein anderer Chirurgus zum Verbinden der Verwundeten.

Schon als er den Lieutenant von Kreckwitz vornahm, ſchnitt dieſer unter der ungeſchickten Behandlung fürchterliche Geſichter, und als es ihm ſchließlich zu toll wurde, verſetzte er dem Chirurgus mit ſeinem geſunden Fuß einen ſo kräftigen Tritt, daß Jener bis an die Wand flog und mit dem Kopf ſo laut dagegenſtieß, daß es durch's ganze Zimmer knallte.

„Kommen Sie mir nicht wieder zu nahe!“ ſchrie ihn von Kreckwitz an; indem er ſich ſelbſt die Bandagen umlegte; „Sie thun mir mehr Schaden als Nutzen!“

Der Chirurgus wagte es nicht, gegen den ihm vorgeſetzten Officier aufzuſprechen; aber machte ein verbiſſenes Geſicht und trat dann mit bedeutend übler Laune zu Herrn von Barſewiſch.

Als er ihm den Verband abgenommen und die Wunde beſehen hatte, ſchüttelte er mit dem Kopf und holte eine große Scheere aus ſeinem Beſteck.

„Was wollen Sie denn machen?“ fragte ihn der Junker, ein wenig zurückweichend.

„Die Wunde iſt viel zu klein und muß bedeutend größer geſchnitten werden, ſagte der Chirurgus, indem er Herrn von Barſewiſch mit der Scheere wieder auf's Leib rückte.

„Nein,“ rief dieſer, mit ſeinem Stuhl noch weiter zurückrutſchend; „ich laſſe mich auf keinen Fall mehr ſchneiden; verbinden Sie mir die Wunde und damit gut!“

Der Chirurgus wurde puterroth im Geſicht, ſteckte ſeine große Scheere wieder in's Beſteck, nahm ſeinen Hut und verließ ohne ein Wort zu ſagen, das Zimmer.

„Der kommt nicht wieder, und das iſt mir auch ſehr angenehm,“ lachte der Lieutenant von Kreckwitz; ich habe unſerem Feldſcheer ſoviel abgelernt, daß ich mich zur Noth allein verbinden kann.“

Der Junker befand ſich glücklicher Weiſe in derſelben Lage. Indem er ſich mit dem Rücken gegen einen Spiegel ſetzte und ſich einen kleineren Spiegel vor das Geſicht hielt, konnte er ſich von dem Zuſtande ſeiner Wunde genau überzeugen und ſich, ſo ſchwer es ihm auch im Anfang wurde, ſelbſt verbinden.

Endlich kam denn auch wieder ein beſſerer Arzt, der

den Lieutenant von Kreckwitz und den Junker von Barſewiſch vollſtändig heilte, und an dem Tage, wo der Officier ſeinen erſten Ausgang machte, ſchickte ihm der König, in Anerkennung ſeiner bewieſenen Tapferkeit, den Orden pour le mérite.

Ein ſolcher Augenblick entſchädigt vollkommen für monatelange Qualen und Schmerzen.

Und dann erſt die Erinnerung!

Wenn der junge, tapfre Soldat alt und ſchwach geworden und er als Vater oder gar als Großvater vor der Thür ſeines kleinen Hauſes, im Schatten des davorſtehenden Baumes, ſeine kurze Pfeife dampft, dann denkt er wohl oft zurück an die große, ſchöne Zeit ſeiner Jugend.

Wenn aber vom alten Kirchthurm herab, in langſamen Schlägen die zwölfte Stunde ertönt, wenn die Thür des niedrigen Schulhauſes ſich öffnet, um die flachshaarige Jugend herauszulaſſen; und wenn dann Euer eigner Sohn oder Großſohn, wie ein junges Füllen, mit einem Satz auf Euren Schooß ſpringt, den Landkarten-Atlas aufſchlägt und mit dem Finger hineinzeigend ausruft:

„Sieh 'mal, Vater; das iſt Schleſien... oder Schleswig Holſtein... oder Hannover, Heſſen und Naſſau... das haben die Preußen in den und den Jahren erobert!“ Dann ſchlägt Euch das alte Herz mit einem Male ſo ſchnell, wie in den ſchönen Tagen Eurer Jugend, und wenn Ihr einige Minuten ſpäter um die dampfende

Suppenſchüſſel herumſitzt, dann erzählt Ihr Eurer Familie, wie es damals zugegangen, und wie der König und die Königlichen Prinzen zu Euch geſprochen, und wenn dann Eure Frau mit Stolz zu Euch hinüberblickt und Euch unvermerkt den beſten Kloß auf Euren Teller legt, und wenn Euer Junge vor Verwunderung den Mund aufreißt und das Eſſen vergißt, das ihm doch ſonſt über Alles geht; dann zieht es doch wieder ſo wohlthuend durch Eure Seele, als wenn die Schlachten, von denen Ihr erzählt, erſt heute geweſen wären.

Oder wenn Ihr die ganze Woche ſchwer gearbeitet habt und Ihr zieht dann am Sonntagsmorgen den guten Rock an, dann leuchtet Euch das Ehrenzeichen am ſchwarzweißen Bande entgegen, und der alte, krumme Rücken richtet ſich grader und ſtolzer empor, wenn Ihr, mit dem Geſangbuch unter dem Arm, nach der ſtillen Dorfkirche ſchreitet, und Ihr fühlt wieder ſo recht lebhaft, was Ihr ſeid und was Ihr gethan, und dieſes Gefühl Eures Werthes giebt Euch wieder Kraft und Friſche zur ſchweren Arbeit der nächſten Woche.

Das iſt das Bewußtſein treu erfüllter Pflicht, das bis zum letzten Augenblick in der Menſchenbruſt ausharrt und das alte Herz erwärmt, ſelbſt wenn die Glieder ſchon das erkaltende Vorgefühl des nahen Todes empfinden.

Das Bewußtſein treu erfüllter Pflicht iſt ein ſanftes Schlummer- und Sterbekiſſen. —

Der Junker von Barſewiſch machte den ganzen ſiebenjährigen Krieg mit, erhielt noch manche Wunde und wurde zuletzt General-Quartiermeiſter-Lieutenant.

Als ein Nachkomme von ihm die Handſchrift des Tagebuches, dem dieſe Erzählung entlehnt iſt, im Jahre 1857 Seiner Majeſtät dem Könige Friedrich Wilhelm IV. ehrerbietigſt überreichte, geruhte der unvergeßliche Monarch ſeine Anerkennung in nachfolgendem Schreiben auszudrücken:

„Das intereſſante Tagebuch Ihres Großvaters iſt Mir eine rechte Freude, und iſt Mir lieb, grade heute, als an dem einhundertjährigen Gedächtnißtage eines Hauptehrentages deſſelben (Schlacht bei Leuthen) Ihnen meinen Dank dafür ausſprechen zu können. Auch die Geſinnungen und Wünſche, die Sie in Ihrem Schreiben für meine Perſon ausdrücken, thun Mir wohl. Wir ſtehen Alle in Gottes Hand — möge es Ihm gefallen, auch Ihre Geſundheit wiederherzuſtellen, die Sie in Meinem und des Vaterlandes Dienſt verloren haben.

Charlottenburg den 5ten December 1858.

(gez.) Friedrich Wilhelm.“

4.

# Der Hirſchreiter.

Eine Einquartierungsgeſchichte aus Holſtein
im Jahre 1849.

# Der Hirschreiter.*)

Eine Einquartierungsgeschichte aus Holstein im Jahre 1849.

---

Es war ein prächtiges Wetter, als unser freiwilliges Jägercorps im Jahre 1849 eines Sonntags Nachmittags auf das kleine Dorf H.... zumarschirte. Die Sonne schien freundlich; das heißt, sie brannte nicht so toll, aber sie versteckte auch nicht, ab und zu, ihr strahlendes Gesicht hinter einem Paar dunkler, schwarzer Wolken, um mit uns blinde Kuh zu spielen, sondern lachte uns so recht herzlich an, und ihre kleinen Kinder, die Strahlen, hatten so viel Freude an unseren blanken Gewehren, daß sie es gar nicht satt bekommen konnten, darauf herumzuspielen.

Das war an jenem Tage wirklich eine Lust zu marschiren, und wir sangen so viele schöne Lieder, daß die kleinen Vögel in der Luft vor lauter Verwunderung stillschwiegen. Unser Major, der heute auch gerade so recht oben auf war, hatte auch seinen Spaß daran, und als

---

*) Einer plattdeutschen Mittheilung nacherzählt.

wir uns heiser gesungen hatten, war er so gut, und ließ uns von der Musik so recht etwas Lustiges aufspielen, daß uns die Beine nur immer so unter dem Leibe wegflogen, als wenn wir einen Parademarsch machen sollten.

Eine jede Compagnie hatte gewöhnlich ihren Spaßmacher, solch unglückliches Menschenkind, das gewöhnlich herhalten mußte, wenn andere Leute sich ein bischen Zeitvertreib machen wollten.

Der Spaßmacher von unserer Compagnie war ein echtes Hamburger Kind, ein Kahnschiffer von Profession und ein gewaltig komischer Kerl, der immer etwas zu lachen hatte. Der Scherz ging ihm niemals aus; immer hatte er etwas Frisches und wollte ihm Alles nicht glücken, dann fing er an seinen besten Freund aufzuziehen, das war der Schulmeister, das heißt eigentlich so Einer der die Schulmeisterei erst lernen wollte und noch nicht auf dem Seminar gewesen war. Aber ein komischer Kerl war er auch, das muß man ihm lassen.

Der obere Theil seines Körpers war eigentlich gar nicht so uneben, aber unten sah er vertenfelt schäbig aus. Ich habe in meinem ganzen Leben nicht solche krumme Beine gesehen und dazu hatte er noch Plattfüße. Marschiren konnte er aber wie ein Daus; immer war er vorne, wenn es zum Essen oder ins Quartier ging, und bloß wenn die blauen Bohnen die Luft unsicher machten, lief er, daß er hinter der Fronte kam. Man kann gerade

nicht ſagen, daß er ſich fürchtete, Gott bewahre! denn wenn ſie ihn da hinten fragten: „Na Schulmeiſter! Wo willſt Du denn ſo ſchnell hin?“ dann ſchrie er ganz ärgerlich: „Ach, was! Sie haben mich da vorne immer zum Narren!“

Der Schulmeiſter war nun des Kahnſchiffers beſter Freund; ſie ſtanden zuſammen im Gliede, hatten einen Löffel und eine Pfeife zuſammen und lagen Abends auch immer bei einander im Stroh. Paſſen thaten ſie eigentlich nicht zu einander, aber das war egal, ſie waren doch die beſten Freunde, und wenn der Kahnſchiffer den Schulmeiſter auch oft zum Narren hatte, ſo litt er doch nicht, daß ihm andere Leute zu nahe kamen.

Der Schulmeiſter hatte ein gutes Herz und trug nichts nach und hatte es ſein Freund auch wirklich einmal etwas zu toll gemacht und ihn erzürnt, ſo brauchte der ihm bloß ein paar Mal über die Backen zu ſtreichen und zu ſagen: „Na, ſei nicht böſe, Hans!“ und Alles war wieder vergeſſen. Heute hatte der Kahnſchiffer den Schulmeiſter auch wieder gehörig vorgehabt und konnte gar nicht aufhören über ſeine Teckelbeine zu ſpotten, ſo daß der Schulmeiſter zuletzt ganz böſe wurde und ſagte: „Laß mich in Ruhe, Hamburger!“ — Aber nun ging der Skandal erſt recht los und von allen Seiten zogen ſie über den armen Hans her und es gab ein mörderliches Gelache und Geſchrei, bis auf einmal „Schritt gehalten!“ com-

mandirt wurde, und als wir die Augen aufmachten, ſahen wir, daß wir unſer Quartier vor uns hatten, wo wir ein paar Tage Raſt haben ſollten.

Das kleine Dorf ſah ganz nett aus, lag beinahe mitten in einem grünen Walde und dicht vorüber floß das klare Waſſer der Schlei. Hier waren noch gar keine Soldaten hergekommen und man hatte dort von dem ganzen Kriege noch nichts weiter bemerkt und gehört, als, ab und zu, einmal ein paar Kanonenſchüſſe aus der Ferne. Das war uns auch ganz angenehm; denn wer zuerſt kommt, mahlt zuerſt, und wir konnten gewiß überzeugt ſein, daß wir hier gute Tage haben würden, wie ſie unſer Herrgott im Himmel nicht beſſer hat.

Als wir am erſten Hauſe ankamen, mußte unſere Muſik wieder etwas Luſtiges aufſpielen und, haſt du nicht geſeh'n! war das ganze Dorf verſammelt und ſperrte Mund und Naſe auf, was da wohl los wäre.

Und wie jauchzten ſie und ſchrieen „Hurrah!“ als ſie uns zu ſehen bekamen! Alt und Jung, Groß und Klein, war ganz wie unklug. Der Eine warf ſeine Mütze in die Höhe, der Andere ſchoß einen Purzelbock und noch ein Anderer lief in den Krug, als wenn ihm der Kopf brennte und holte ein Viertel Branntwein.

Den jungen, ſchmucken, drallen Dirnen mit ihren bunten Mützen und rothen Röcken lachte das Herz unter dem Mieder, als ſie alle die hübſchen Jäger in den präch-

tigen Uniformen zu Geſicht bekamen. — Aber ſie waren doch gewaltig ſcheu; die Eine ſteckte ſich immer hinter die Andere und doch wollten ſie gerne Alles ſehen und dann ſtieß die Eine die Andere immer in die Seite und wisperte ihr in die Ohren, bis ſie ſich dann zuletzt doch nicht länger halten konnte und ganz laut rief: „Sieh' mal, Anna, was für'n Hübſcher!“ — Und ſah ſo ein ſchmucker junger Jäger einmal hin nach einer kleinen Bauerndirn' und nickte ihr freundlich zu, dann wurde ſie ſo roth über's ganze Geſicht, wie ein Krebs, und wußte gar nicht, was ſie vor Verlegenheit angeben ſollte.

Als wir endlich nach einem großen, freien Platz marſchirt waren, wurde „Halt“ commandirt und nun bekamen die Bauern erſt zu wiſſen, daß wir ein paar Tage bei ihnen im Quartier liegen ſollten. War die Freude noch nicht groß genug geweſen, ſo wurde ſie es jetzt, das war ein Jubel und kein Ende und Einer wollte immer mehr Einquartierung haben als der Andere.

„Rührt Euch!“ ſchrie der Major, als die Quartierzettel ausgetheilt wurden, und nun ging die Beſcheerung los. Die Unterofficiere machten gleich Brüderſchaft mit der Schnapsflaſche, und die Jäger liefen nach den Mädchen und gingen ziemlich ungenirt mit ihnen um, und ſchmeichelten und ſtreichelten, daß ſie bald ganz vertraut mit ihnen wurden und daß manche kleine Dirne, die erſt ganz ſcheu und bange gethan hatte, verſprach, des Abends

um neun Uhr bei der großen Eiche vor dem Dorfe zu ſein.

Auf meinem Quartierzettel ſtand: „Hans Höhnk.“ — Ich wollte gerade einen kleinen Jungen fragen, wo der Bauer Hans Höhnk wohne, als ich auf einmal dicht hinter mir eine Baßſtimme ſchreien hörte: „Jungens! Wer von Euch ſoll zu Hans Höhnk?“ —

Ich drehte mich um und ſah einen Mann vor mir ſtehen, dem ich es gleich anſah, daß er die Worte wohl geſprochen haben mußte. Er war mindeſtens noch einen Kopf größer als unſer Flügelmann, der auch gerade kein Zwerg war; und hatte ein paar mächtige, breite Schultern und Arme und Beine wie ein Pferd. — „Potz Tauſend! Der muß Kraft haben!“ dachte ich, und gleich ſollte ich es gewahr werden.

Als der Rieſe noch einmal anfing zu ſchreien: „Wer von Euch ſoll zu Hans Höhnk?“ gab ich ihm meinen Zettel. Neugierig ſah er mich darauf an, von oben bis unten; aber kaum hatte er meine Fähnrichstreſſen und meinen langen Säbel bemerkt, ſo brüllte er wieder los: „Hurrah! Ich hab' 'nen Fähnrich!!“ — Und eins, zwei, drei, nahm er mich auf den Arm, wie ein kleines Kind, und trabte mit mir auf und davon.

Ich hatte ſchon Vieles in der Welt erlebt, aber ſo etwas war mir denn doch noch nicht vorgekommen. Ich ärgerte mich nicht wenig, daß ein Bauer ſo mit mir

umſprang, mit mir, einem Fähnrich, der doch eine Reſpectsperſon war in der Compagnie und der ſein Anſehen aufrecht erhalten mußte. Der Major und die Officiere hielten ſich den Bauch vor Lachen und weinten die hellen Thränen, und die Jäger ſchrieen ganz verwundert: „Herr Jeſus! Wo will denn der mit unſ'rem dicken Fähnrich hin?“ Hans Höhnk trabte aber immer weiter mit mir und kehrte ſich nicht an all mein Strampeln. Ich ſah auch bald genug ein, daß das durchaus nichts half, denn der Kerl hielt mich ſo feſt wie ein Schraubſtock; ich konnte alſo nichts Beſſeres thun, als die ganze Geſchichte für einen Spaß aufzunehmen und gute Miene zum böſen Spiel zu machen. Ich zog alſo meinen Säbel aus der Scheide und commandirte: „Marſch! marſch!“ und Hans Höhnk lief wie das beſte Pferd. —

In drei Minuten war er mit mir zu Hauſe. — Zum Glück wurde ich bei Zeiten gewahr, daß dort nur eine niedrige Hausthür war, ſonſt hätte er mir in ſeiner Freude auch wohl noch den Kopf abgeriſſen. — „Halt an, Hans Höhnk!“ rief ich, „Purrr!“ — Das half; denn er ſtand ſofort gehorſam ſtill und ſetzte mich ganz ſachte auf die Erde. Mit dem gutmüthigſten und freundlichſten Geſicht von der Welt drückte er mir nun zum Willkommen ſo furchtbar die Hand, daß ich vor Schmerzen beinahe laut aufgeſchrieen hätte. — Er mußte es aber doch wohl nicht für ganz paſſend gehalten haben, daß er

mich auf dem Arm nach Hauſe getragen denn er ſagte nach einer kleinen Weile: „Herr Fähnrich, Sie haben es mir doch wohl nicht übel genommen; ich freute mich ſo unbändig, daß ich mich nicht mehr halten konnte!“

Was war da zu machen!? — Ich hätte es natürlich lieber geſehen, wenn er ſich nicht ſo unbändig gefreut hätte; denn meinen Kameraden war das gewiß noch lange Zeit Waſſer auf ihre Mühle und meine Hand that mir auch noch gewaltig weh; aber ich machte doch ſolch freundliches Geſicht, wie ich nur irgend konnte, und ſagte, daß es mir ein außerordentliches Vergnügen gemacht hätte. Da fing er noch einmal an „Hurrah!“ zu ſchreien, daß die Fenſter klirrten, und als ſeine Alte herauskam und fragte: „Zum Teufel, Kinder, was iſt denn hier los?“ ſo hätte wenig gefehlt, daß er mich wieder auf den Arm genommen und mit mir auf dem Hausflur herumgetanzt hätte. Seine Frau freute ſich auch gewaltig über die große Ehre, daß ſie einen Fähnrich mit einem großen Säbel in's Quartier bekommen hätte, und wußte gar nicht, was ſie mir Alles zu Liebe thun ſollte. — Eins, zwei, drei hatte ſie die Kaffeekanne hereingebracht und Butterbrot und Käſe auf den Tiſch geſetzt, damit ich ein Bischen Frühſtück zu mir nehmen ſollte.

Mit ſeiner verdammten Freude und Freundlichkeit hätte mir nun Hans Höhnk beinahe wieder Schaden gethan, denn er goß mir ſo viele Taſſen Kaffee ein und

pfropfte mir ſo viele Butterbrode hinunter, daß ich gar keine Luft mehr bekommen konnte. Endlich ließ er mich zufrieden und nun machte ich, daß ich nach meiner Stube kam, wo ich mich in einen Lehnſtuhl warf und nach Luft ſchnappte. Mein Burſche mochte mich wohl für nicht recht geſcheidt halten, denn er machte ein ganz verwundertes Geſicht, als ich anfing über mein ſchlechtes Quartier zu ſchimpfen. — „Herr Fähnrich," ſagte er, „das iſt ja ein reizendes Quartier; ein beſſeres finden wir nirgends." — Nach ſeinem Sinn hatte er Recht; denn er war ein Freßſack, der mit ſeiner Portion niemals auskam, und ſich heute einmal wieder ordentlich ſatt gegeſſen hatte, während ich zuviel bekommen hatte und dem Platzen nahe war.

Nach einigen Tagen machte ich es meinem guten Wirth aber begreiflich, daß ein Fähnrich nicht ſo viel eſſen kann wie ein Bauer, und er ließ dann auch ſein Nöthigen ſein; aber jeden Mittag, wenn ich meine Gabel fortlegte, ſah er mich ganz wehmüthig an, ſchüttelte traurig den Kopf und ſagte: „Herr Fähnrich, Sie müſſen aber wahrhaftig mehr eſſen, Sie werden mir ſonſt gewiß und wahrhaftig mager!"

Wir wurden nun mit jedem Tage beſſere Freunde und er drückte mir jetzt auch nicht mehr ſo gewaltig die die Hand, als er merkte, daß ich das nicht vertragen konnte. Ich konnte ihn zuletzt auch ganz gut leiden, denn

wenn er mir auch manchmal freundſchaftlich mit der Fauſt auf den Rücken paukte oder mich mit der Miſtforke kitzeln wollte, ſo war er doch im Ganzen ein prächtiger Kerl und meinte es ſehr gut mit mir.

Was hatte der Menſch aber für Kräfte, das war etwas Gewaltiges. Er konnte ein Pferd auf ſeinem Rücken tragen, und einmal ſah ich ihn, unter jedem Arm eine Tonne Erbſen, die ſteile Bodentreppe hinauflaufen, und dabei rauchte er ganz vergnügt ſeine kurze Pfeife, als wäre das gar nichts. Der liebe Gott weiß das Alles doch eigentlich prächtig einzurichten: hitzige Leute, denen immer gleich das Feuer aus dem Dach herausbrennt, ſind meiſt nur ſchwächlich und klein, und die großen Kerls, die Bärenkräfte haben, ſind ſo ſanft und gutmüthig, und brauchen ihre Kräfte gar nicht, wenn ſie einmal angegriffen werden.

So war es auch mit Hans Höhnk; er war ſo gutmüthig und ließ ſich lieber ſchlagen, als daß er ſelber Prügel austheilte. Das Zeugniß gab ihm auch ſein Schulmeiſter, der ihn acht Jahre unter der Fuchtel gehabt hatte. Dumm war Hans Höhnk eigentlich nicht, denn als er confirmirt werden ſollte, konnte er ſchon ganz paſſabel leſen, wenn er ſich mit dem Buchſtabiren ein bischen Zeit ließ; und wenn er im Schreiben und Rechnen immer der Unterſte in der Schule war, ſo lag das, wie der Schulmeiſter meinte, bloß daran, daß er keine Anlagen dazu hatte. Sonſt mußte er bei alledem doch ein kluger Junge

geweſen ſein, denn Oſtern und Martini brachte er ſtets ein wunderſchönes Zeugniß mit nach Hauſe, worin hübſch und deutlich zu leſen ſtand, daß Hans Höhnk immer fleißig und aufmerkſam geweſen wäre und gewaltig viel gelernt hätte. Die böſen Jungen ſagten freilich; das käme von den Eiern und den fetten Gänſen, die immer auf den Küchentiſch des Schulmeiſters gelegt würden; aber wenn man Alles glauben will, was die Leute ſagen, dann hätte man viel zu thun.

Als Hans confirmirt werden ſollte, ſprach der Schulmeiſter freilich ganz anders und ſagte, daß Hans ſo dumm und dämlich wäre, wie ſeines Vaters Kälber; aber das hatte wieder ſeine eigenen Gründe.

Der Schulmeiſter hatte nämlich die häßliche Angewohnheit, wenn er die Jungen ſchlagen wollte, dann ihre Köpfe zwiſchen ſeine Beine zu ſtecken, weil es ihm dann beſſer und bequemer zur Hand war. Hans Höhnk hatte nun auch einmal etwas begangen, und der Schulmeiſter nahm ihn beim Kragen, ſteckte ſeinen Kopf zwiſchen ſeine Beine und walkte ihn tüchtig durch. Hans Höhnk heulte und ſchrie und gelobte hoch und theuer, er wollte es nicht wieder thun, aber das half Nichts; der Schulmeiſter ließ ſich nicht ſtören, ſondern prügelte darauf los, was das Zeug halten wollte. Zuletzt wurde es aber doch Hans Höhnk zu arg und er richtete ſich in die Höhe, daß der Schulmeiſter mit dem Kopfe an die Decke ſtieß.

Die anderen Jungen wollten ſich beinahe krank lachen, als ſie das ſahen. Das machte ſich aber auch wirklich zu pudelnärriſch, als der große Hans Höhnk mit dem Schulmeiſter auf dem Nacken daſtand und ſich die Thränen abwiſchte und dann vergnügt anfing zu lachen.

Der Schulmeiſter aber wurde furchtbar wüthend und hätte den Hans gewiß zu Schanden geſchlagen, wenn er auf der Erde geſtanden hätte. Hans wollte ihn aber nicht eher niederſetzen, bis er ihm verſprochen hätte, ihn nicht mehr zu ſchlagen.

Als der Schulmeiſter das nun endlich thun mußte, weil die Jungen immer toller und ungebärdiger wurden, ſetzte ihn Hans ganz ſachte und behutſam auf die Dielen. — In der Schule konnte Hans aber nun nicht mehr bleiben und er wurde mit einer fürchterlichen Strafrede weggejagt. Da es ſchon dicht vor der Confirmation war, ſo machte das auch ſoviel nicht aus; denn Hans wußte ſeinen Katechismus ebenſo gut als die andern. — Der Schulmeiſter konnte ihm aber den Streich nicht wieder vergeſſen und trug es ihm noch lange Zeit nach. Seit jener Zeit hat er aber nie wieder einen großen Jungen auf ſeine Manier durchgeprügelt.

Als ich Hans Höhnk kennen lernte, war er wohl zu Anfang der Dreißiger und hatte eine ganz gewaltige Stärke. Im Dorf hatten ſie ihn oftmals zum Narren, aber er

ließ ſich das ganz ruhig gefallen oder merkte es auch wohl gar nicht.

Die gewöhnliche Redensart, wenn ſie im Krug mit ihm zuſammenkamen, war immer: „Menſch, Hans Höhnk, ich glaube, Du kannſt wohl 'nen Hirſch halten!“ — Und dann fing Hans Höhnk meiſtentheils an zu lachen und pflegte zu antworten: „Ach nein, Junge; das glaub' ich nicht!“ —

Das kitzelte ihm aber immer durch und durch, wenn die Leute von ſeiner großen Kraft ſprachen und er hörte es gewaltig gern, wenn ſie ſo etwas zu ihm ſagten. Ein jeder Menſch hat ja ſeine ſchwache Seite, bei der er leicht zu faſſen iſt. — Der Eine hat dies und der Andere jenes Steckenpferd auf dem er gern reitet, und Hans Höhnk mochte das gar zu gern hören, wenn die Bauern zu ihm ſagten, daß er wohl einen Hirſch feſthalten könnte.

Ein Sprichwort ſagt: Vor Unglück kann kein Menſch, und wem ein Unglück paſſiren ſoll, der fällt auf den Rücken und bricht ſich die Naſe, und wenn man vom Teufel ſpricht, dann iſt er nicht weit. — Hans Höhnk ſollte das auch bald erfahren.

Einſtmals... es war grade in der Ernte und gewaltig heiß... wollte er nach ſeinem Felde gehen und einmal zuſehen, ob ſeine Leute auch fleißig wären und Alles ſo gemacht hätten, wie es ſeine Anordnung geweſen

war. Da er kein Freund vom vielen Laufen war, ſo ging er einen Richtſteig durch's königliche Holz.

Als er nun mitten darin iſt, ſieht er plötzlich unter einem Baume einen Hirſch liegen und ſchlafen. Hans Höhnk ſteht ſtill und rührt ſich nicht; das Herz pocht ihm vor Freude... er dachte an ſeine Freunde und Nachbarn, die immer ſagten, daß er wohl einen Hirſch feſthalten könnte... und nun — nun lag da einer... Der Spaß, däuchte ihm, müßte verſucht werden. Er wußte nur blos nicht, wie er das anfangen ſollte, daß der Hirſch ihn nicht ſtieße; denn vor ſeinen Hörnern hatte er doch einen gewaltigen Reſpect.

Das Thier ſchien tüchtig abgejagt zu ſein und hatte ihm den Rücken zugekehrt. Der Wind ſtand auch ſo, daß er keine Witterung von ihm bekommen konnte, und Hans dachte: „Wenn ich mich ganz leiſe an ihn heran ſchleiche und erſt über ihm ſtehe, dann will ich ihn ſchon halten!“ Als er das ſo hin und her überlegte, wurde ſeine Luſt noch größer und ſchnell zog er die Jacke und Schuhe aus und ſchlich auf den Strümpfen näher heran.

Der Hirſch merkte noch immer nichts. — Hans Höhnk wurde nun immer dreiſter und dachte: „Den da will ich ſchon kriegen!“ — Noch zwei Schritt iſt er von ihm entfernt, da kann er ſich nicht länger halten — wie ein Tiger ſpringt er mit einem gewaltigen Satz auf den Hirſch und drückt den Kopf mit dem Geweih zu Boden.

Der Hirſch, ganz erſchrocken über den Reiter, ſpringt in die Höhe, und macht einen Satz wohl zehn Fuß weit.

Dabei hatte das Thier den Kopf ſoweit zurückgeworfen, daß das große Geweih Hans Höhnk's dicke Lenden eingeklemmt hatte, ſo daß er nicht wieder loskommen konnte. Hans Höhnk in ſeiner Todesangſt ſchrie: „Prrr! Prrrr!! — Will er wohl ſteh'n! — Prrrr!!!“ — und wollte abſteigen; aber er konnte nicht: er ſaß ſo feſt, als wenn er angeſchraubt wäre. Der Hirſch machte noch ein paar Sätze, um ſeinen Reiter abzuwerfen, und als ihm das nicht glücken wollte, fing er an zu laufen, als wenn der Teufel hinter ihm wäre.

Hans, der ſonſt ſehr ſteif und ungeberdig war, bückte ſich bald vorn, bald hintenüber, wie ein Kunſtreiter, um ſeinen Kopf nicht an den Baumzweigen entzwei zu ſtoßen.

Ich war um dieſe Zeit auch gerade nach dem Felde hinausgegangen, um nach der Ordnung zu ſehen, und die Leute wollten grade mit dem letzten Fuder nach Hauſe fahren, als ein Junge, der eben auf dem Fuder ſaß, ſchrie: „Halt't 'mal ſtill! da kommt 'was!“

Der Junge war ein naſeweiſer Bengel, der gern Witze machte, deshalb ſagte der Großknecht zu ihm: „Junge, willſt Du wohl ruhig ſein!“ Aber die Anderen fingen nun auch an zu ſchreien: „Halt't ſtill! Was iſt das? Was kommt da her?„

Ich blickte nun auch hin und sah einen Menschen auf einem Thiere auf uns zu sausen.

„Jesus!“ schrie der Junge, „das ist ja unser Herr, Hans Höhnk... er reitet auf 'nem Hirsch!“

Und richtig es war so. Als er näher kam, schrie ihm der naseweise Bengel von Junge entgegen: „Na, Herr; wo wollt Ihr denn so schnell hin?“

Wie ein Blitz aber sauste Hans Höhnk an uns vorüber, und wir hörten ihn blos sagen: „Das weiß Gott und der Hirsch!“

Ich sagte zu den Anderen: „Kinder, wir müssen ihm nach, das geht nicht!“

Und schnell warfen wir uns auf die Pferde und setzten hinter ihm drein. Das war gut, daß wir das gethan hatten; denn der Hirsch wäre sonst mit seinem Reiter in den Sumpf gelaufen und wir kamen gerade zu rechter Zeit, um ihn vor'm Ertrinken zu retten.

Als wir Hans Höhnk losgemacht hatten, sagte er kein Wort. Der naseweise Junge, der das Necken nicht lassen konnte, fragte ihn: „Na, Herr! geht das gut, auf 'nem Hirsch zu reiten?“ Als ihm aber darauf Hans Höhnk seine fünf Finger in's Gesicht schmiß, stellte er auch seine Conversation ein.

Die Leute im Dorf wollten sich todtlachen, als sie von der Geschichte hörten, und Hans Höhnk mußte noch lange Zeit damit herhalten.

Das ſind nun ſchon ſieben Jahre her und Hans Höhnk hat ſchon einen ganzen Berg Kinder mit ſeiner Frau, aber jedesmal, wenn er ein Hirſchgeweih ſieht, kratzt er ſich den Kopf und macht ein grimmiges Geſicht.

Als ich vor vier Wochen im Schleswig'ſchen war, ſagte Einer im Gaſthauſe zu ihm: „Hans Höhnk, ich glaube, Du kannſt 'nen Hirſch halten!“

Hans Höhnk aber antwortete nichts, ſondern trank ſein Glas aus und ging aus der Stube, ſo ärgerte ihn das.

Druck von Carl Koepsel, Berlin, Krausenstr. 38.

Digitized by Google

Digitized by Go

In **B. Behr's** Buchhandlung (E. Bock) in Berlin erschienen von demselben Verfasser die nachstehenden Werke:

# Humoristische Soldaten-Novellen

für

## Sopha und Wachtstube.

**Erstes Bändchen:**
Ein Fähnrich mit einem Fehler. Eine Spukgeschichte. Die alte Schabracke.

**Zweites Bändchen:**
Herr von Ströming. Eine gemischte Ehe. Der Mayadar.

**Drittes Bändchen:**
Der Lieutenant von Methusalem. Eine Nachtpatrouille. Die Liebe außer Diensten.

**Viertes Bändchen:**
Ein Junker von 1806. Der Bittere. Plato in Lederhosen.

**Fünftes Bändchen:**
Eine Marketenderin des großen Königs. Miß Kitty mit dem Stummel. Joseph im Regen.

**Sechstes Bändchen:**
Mein Bursche, der General. Der Stellvertreter. Alexander von Düsterberg.

**Siebentes Bändchen:**
Die zugemauerte Trompete. Der verschwundene Mießtisch. Ein eminenter Geist.

**Achtes Bändchen:**
Der Ritter Toggenburg. Die Hosen der Baronay'schen Husaren. Theorie und Praxis.

**Neuntes Bändchen:**
Die Esel von Chatanooga. Die Geschichte von den Kanonen. Der Erste über die Schlei.

**Zehntes Bändchen:**
Ein Husarenritt. Der grüne Schnurrbart. Die Düppelstürmer.

**Elftes Bändchen:**
Marienbader Kreuz. Memoiren eines Officierburschen. Wie die Alten sungen.

**Zwölftes Bändchen:**
Aus Hochkirchs Nacht. Apollo mit dem rothen Kragen. Der Hausschlüssel.

**Dreizehntes Bändchen.**
Erzählungen eines alten Wachtmeisters.

Jedes Bändchen eleg. geh. 15 Sgr.

---

# Ein Spazierritt nach Jütland.

## Campagne-Bilder.

Mit dem Motto: Aus dem Soldaten kann Alles werden,
Denn Krieg ist jetzt die Losung auf Erden.

Eleg. geh. 15 Sgr

---

Die

# Abenteuer des Lieutenant Puhlmann.

**Soldaten-Humoreske.**

Elegant geheftet. 15 Sgr.

---

# Humoristischer u. practischer Reise-Begleiter

nach

## England, Schottland und Irland.

Eleg. geh. 24 Sgr.

305364

# HUMORESKE

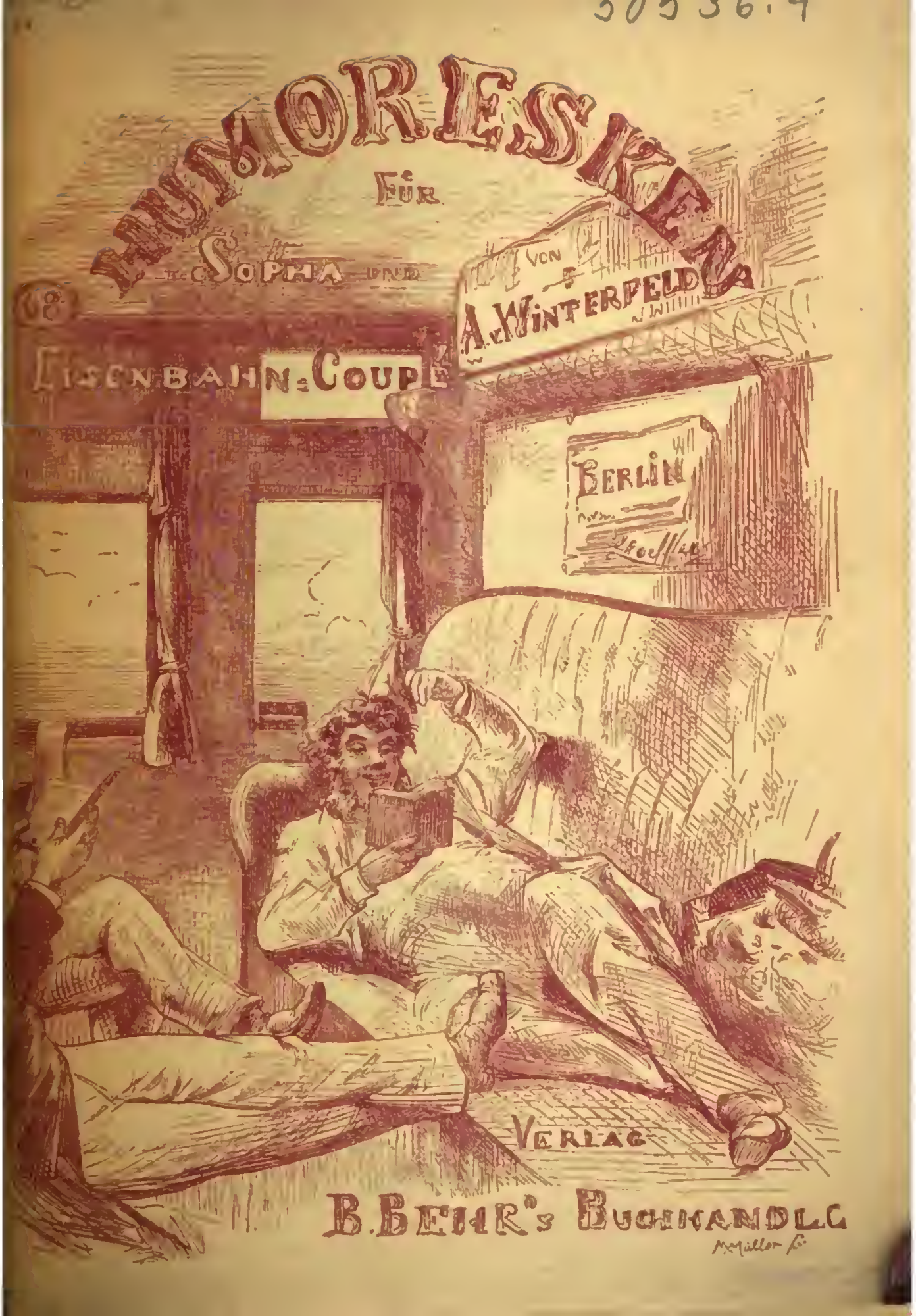
FÜR

SOPHA UND

EISENBAHN-COUPÉ

VON

A. v. WINTERFELD




VERLAG

B. BEER'S BUCHHANDLG.

# Humoresken

für

# Sopha und Eisenbahn-Coupé.

Von

**A. von Winterfeld.**

**II.**

1. Onkel Heinrich.
2. Die Gastspielreise.
3. Der Stadttrompeter von Cöpenick.
4. Eine Jagdgeschichte.

**Berlin.**

**B. Behr's Buchhandlung (E. Bock)**

**27, Unter den Linden.**

**1869.**

Digitized by Google

505364

HARVARD COLLEGE LIBRARY
THE GIFT OF
MRS. GEORGE E. RICHARDS
NOV. 1, 1919.

Digitized by Google

# 1.

# Onkel Heinrich.

---

# Onkel Heinrich.

---

O, Liebe ſchleicht ſich ein,
Auch durch die kleinſte Thür;
O, Liebe ſchleicht ſich ein;
Wer kann etwas dafür? —

Das hat Robert Burns geſungen, und der verſtand etwas von Liebe.

Herr Heinrich Hartmann, der in der ganzen Gegend gewöhnlich „Onkel Heinrich“ genannt wurde, ſchien früher nichts davon verſtanden zu haben; denn er war ſechszig Jahre alt geworden, ohne ſich verheirathet zu haben, und die Heirath iſt doch in den meiſten Fällen das Reſultat der Liebe, freilich auch oft das frühe Ende derſelben, während die Liebe, die nicht zur Ehe führt, gewöhnlich länger fortglüht.

Aber Männer, die den größten Theil ihres Lebens Verächter der Liebe geweſen ſind, fallen in ihren ſpäteren Jahren derſelben oft dennoch zum Opfer und werden geſtraft für die unnatürliche Oppoſition, die ſie dem natürlichſten Gefühle gemacht haben.

Onkel Heinrich hatte in ſeiner Jugend nicht geliebt; als aber das reifere Mannesalter herangekommen war, ſchien ihn doch die Sehnſucht nach einer Häuslichkeit durchdrungen zu haben, denn er hatte eine arme Wittwe mit ihrem Töchterchen zu ſich in's Haus genommen, damit die Erſtere ihm die Wirthſchaft führe und die Letztere ihn erheitere durch ihr kindliches Geplauder.

Er bewohnte eine reizende Beſitzung bei Potsdam, ließ ſich von ſeiner Wirthſchafterin, Frau Troſt, und ſeinem alten Diener Karl pflegen und ergötzte ſich an der kindlichen Heiterkeit und Naivetät der kleinen Eliſe, die er förmlich erziehen ließ, als wenn es ſeine eigene Tochter geweſen wäre.

Er beſaß zwar eine Schweſtertochter, die einen Kaufmann Sauer in Berlin geheirathet hatte und die ſich als ſeine einzige Erbin betrachtete; aber aus der machte er ſich nicht viel, weil er das gerechtfertigte Bewußtſein in ſich trug, daß er ihr nur im Wege ſei und daß ſie nichts ſehnlicher wünſche, als daß er bald zu ſeinen Vätern verſammelt werde und ihr ſein bedeutendes Vermögen hinterlaſſe.

Der Kaufmann Sauer hatte früher in ſehr glänzenden Verhältniſſen gelebt, aber dennoch, wie es bei

Reichen gewöhnlich der Fall ist, seine Frau nur geheirathet, weil er auf die reiche Erbschaft des Onkel Heinrich ebenfalls mit Sicherheit rechnete.

Die Strafe für diese herzlose Speculation war der That auf dem Fuße gefolgt; denn abgesehen davon, daß die beiden Eheleute wie Katz und Hund mit einander lebten, gab sich die Frau, im Vertrauen auf das Vermögen ihres Mannes und ihre eigene zu erwartende Erbschaft, einer so unsinnigen und maßlosen Verschwendung hin, daß sich Herr Sauer genöthigt sah, bereits nach wenigen Jahren seine Zahlungen einzustellen. Der Bankerott war ein so vollständiger, daß an ein Arrangement respective Fortführung des Geschäfts gar nicht gedacht werden konnte, und das saubere Paar wäre ohne Zweifel in Noth und Elend gerathen, wenn Onkel Heinrich nicht mit seinem guten Herzen geholfen hätte, indem er dem Manne seiner Nichte ein Cigarrengeschäft kaufte, das die kinderlosen Gatten auskömmlich ernährte.

Trotz dieser großen Wohlthat, die ihnen der Onkel erwiesen hatte, zeigten die lieben nächsten Verwandten aber wenig Dankbarkeit, wie dies gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, und vernachlässigten den Onkel dergestalt, daß sie ihn nur zweimal des Jahres, zu seinem Geburtstage und zu Weihnachten, besuchten: zu ersterem Termine, um geheuchelte Glückwünsche zu bringen, und zu letzterem, um sich reelle Geschenke zu holen.

Das war aber dem Onkel Heinrich ſo gerade recht; denn er war froh, wenn er ſeine lieben Verwandten nicht ſah, und lebte deſto ungeſtörter in ſeinem kleinen Familienkreiſe, zu dem noch ſein alter, langjähriger Freund Thomas hinzutrat, ein etwas beſchränkter, ſehr phlegmatiſcher und langweiliger Menſch, an den ſich aber der Onkel im Laufe der Jahre dermaßen gewöhnt hatte, daß er ohne den täglichen Umgang mit dem „Gevatter Thomas“, wie er ihn gewöhnlich nannte, gar nicht mehr leben konnte.

Eine ruhige Exiſtenz, einen Tag wie alle Tage, iſt aber für gewiſſe Naturen das beſte Conſervirungsmittel, welches ſie erhält, als wenn ſie in einer Flaſche Weingeiſt ſäßen, und das den Zahn der Zeit, wenn auch nicht auszieht, ſo doch ganz bedeutend abſtumpft.

Hatte Onkel Heinrich mit 45 Jahren ſich ſchon eingebildet, die Gebrechen des nahenden Alters zu fühlen, ſo war er mit 55 Jahren um ein Decennium jünger geworden, und jetzt, da er 60 war, behauptete er, die Kraft und Friſche von 35 zu beſitzen.

Je länger die gute Frau Troſt ihn gepflegt, die kleine Eliſe ihn erheitert und der Gevatter Thomas ihn gelangweilt hatten, deſto jugendlicher und elaſtiſcher war er geworden und konnte ſeinen alten Hausfreund nicht genug hänſeln und verhöhnen über ſeine Hinfälligkeit und Schwäche.

Es war wirklich ganz merkwürdig: je größer und

hübſcher die kleine Eliſe wurde, deſto mehr hatte Onkel Heinrich an Kraft und Geſundheit zugenommen, und je mehr er ſelber dieſe Zunahme bemerkte, deſto mehr bot er Alles auf, um ſeiner Natur auch auf anderem Wege noch zu Hülfe zu kommen.

So ſtand er jeden Morgen mit der Sonne auf, lief dann vor dem Frühſtücke zwei Stunden ſpaziren, entwickelte darauf einen Appetit, mit Reſpect zu ſagen, wie ein Scheunendreſcher, trug nach demſelben, um die nöthige Verdauung zu erzielen, ſchwere Laſten einen Berg hinan, den er ſich zu dieſem Zwecke in ſeinem Park hatte aufſchütten laſſen, ſpielte Ball mit einer eiſernen Kanonenkugel, ſprang über Gräben, kletterte auf die Bäume und verbrachte eigentlich den ganzen Tag damit, fortwährend bei allem, was er that, größere oder kleinere Turnübungen anzuſtellen.

Wie jeder Menſch ſeine Lieblingsbeſchäftigung gern zum Hauptthema ſeiner Unterhaltung macht, ſo konnte auch Onkel Heinrich nicht zwei Minuten mit Jemandem zuſammen ſein, ohne ihm von ſeinen Leibesübungen erzählt oder ohne ihn zum Beweiſe ſeiner Kraft auf die Arm- oder Beinmuskeln geſchlagen zu haben, was namentlich dem alten, knackſchäligen Gevatter Thomas höchſt unangenehm war.

Der junge Zeichnenlehrer des jetzt 18 Jahre gewordenen Fräuleins Eliſe hatte auch manchen Spott vom

Onkel Heinrich zu ertragen, indem der Letztere ſich fortwährend über die Ueberzieher und Cachenez des Erſteren und über ſeine Weichlichkeit luſtig machte, obgleich es ein ganz hübſcher und geſunder Menſch war, der nur an einer übergroßen Schüchternheit und Beſcheidenheit litt, die ihm nicht geſtatteten, ſeinem hohen Gönner zu erwidern, daß er ſich eben nur kleidete, wie alle anderen Menſchen, und daß der Onkel eine ziemlich allein daſtehende Ausnahme ſei.

Die kleine Eliſe war wirklich ein ganz reizendes junges Mädchen geworden, friſch und duftig wie eine eben aufgebrochene Roſe, aber daneben auch beſcheiden und anſpruchslos wie das im Graſe ſich verbergende Veilchen.

Schönheit und Jugend wirken aber nie mächtiger, als wenn ſie mit Zurückhaltung und Anſpruchsloſigkeit ſich einen; das mußte Onkel Heinrich ebenfalls bemerkt haben. Denn wer ihn ſo genau beobachtete, der hätte darauf ſchwören mögen, der alte Herr ſei nicht wie ein Vater in die hübſche Eliſe verliebt, ſondern wie ein Courmacher.

Dem alten Gevatter Thomas waren ſolche Gedanken natürlich nie in den Sinn gekommen, und dem Mädchen eben ſo wenig, denn als ſich der Onkel eines guten Morgens ein Herz gefaßt und Eliſe gefragt hatte, ob ſie ſeine Frau werden wollte, da waren alle Beide aus den Wolken gefallen.

Nachdem die erste Ueberraschung vorüber gewesen, hatte Thomas natürlich versucht, Einwendungen und Vorstellungen zu machen, war aber vom Onkel bald zur Ruhe gebracht worden; und was das junge Mädchen betrifft, so hatte sie es gar nicht anders für möglich gehalten, als daß sie Ja sagte, namentlich da ihre Mutter auch dieser unmaßgeblichen Ansicht war.

Deshalb hatte die kleine Elise keine Einwendungen und Vorstellungen gemacht, wie der Gevatter Thomas, sondern bald Ja gesagt und dem ganz seligen Onkel Heinrich einen Kuß gegeben, der für sie nichts Anderes war, als die früheren Kinderküsse, für ihn jedoch der erste Kuß der Liebe.

Nachdem der alte Herr nun einmal das Jawort von seiner Geliebten hatte, eilte er auch mit vollen Segeln dem süßen Ziele entgegen, weil er durchaus keine Veranlassung fand, noch lange zu warten, sondern im Gegentheil noch genießen wollte, so lange wie nur irgend möglich.

Wie der alte Herr die Oeffentlichkeit aber stets vermieden hatte, so widerstrebte es ihm auch, seine Verlobung durch die Zeitungen in alle Welt hinausposaunen zu lassen, sondern er theilte das freudige Ereigniß, obwohl ebenfalls nicht gern, nur seinen nächsten Verwandten, den Sauers in Berlin, mit, indem er es sich vorbehielt, erst seine eheliche Verbindung öffentlich bekannt zu machen.

Es war am zweiten Morgen nach der Verlobung des Onkel Heinrich.

Die Sonne lachte freundlich vom wolkenloſen Himmel herab und küßte die ſchimmernden Thauperlen von den Blumen und Gräſern; denn es war erſt neun Uhr, und die ganze Natur duftete noch in erquickender Morgenfriſche.

In dem bereits verlaſſenen Schlafzimmer des Onkel Heinrich war Karl, der alte, treue Diener mit Aufräumen beſchäftigt und brummelte dazu ſeine Reflexionen vor ſich hin, wie es das geſchwätzige Alter gewöhnlich zu thun pflegt. Wenn es mit keinem Anderen ſprechen kann, ſpricht es mit ſich ſelber.

Ja, ja, murmelte Karl, indem er fortwährend mit dem. alten, grauen Kopfe ſchüttelte und mit der blauen, hangenden Unterlippe bibberte, ja, ja, mir will die Sache noch immer nicht recht ſcheinen — aber er muß es ja am Ende beſſer wiſſen — er hat es ja auch allein zu verantworten. — Ich, in meinem einfältigen Verſtande, ſollte denken, wenn man bis ſechszig Jahre ohne Frau ausgekommen iſt, ſollte man es nachher auch noch können. — Ich für mein Theil möcht's nicht riskiren. — Die Sache ſcheint mir zu gefährlich für einen alten Menſchen, der nicht mehr viel zuzuſetzen hat. — Wenn ein Mann mit vierzig, ich will auch ſagen, mit dreiundvierzig Jahren nicht geheirathet hat, dann ſollte er es überhaupt bleiben laſſen; das iſt ſo meine Meinung in meinem dummen

Verſtande; aber der Herr muß es doch wohl beſſer wiſſen, und er hat es ja auch allein zu verantworten.

Hier hielt der alte Diener mit ſeinem leiſen Selbſtgeſpräch plötzlich inne, drehte das eine Ohr nach dem offenen Fenſter zu, machte ein aufmerkſames Geſicht und horchte.

Wahrhaftig, fuhr er dann etwas lauter fort, es biegt ein Wagen von der Chauſſee ab und kommt jetzt auf dem Kieswege hieher — das iſt Beſuch für uns — wahrſcheinlich eine Gratulations-Viſite zur Verlobung — ja, ja, die Menſchen erfahren Alles, wenn man es ihnen auch noch ſo geheim hält.

Mit dieſen Worten war er mit ſeinen ſteifen, alten Beinen an's Fenſter geſtackert und hatte den grauen Kopf hinausgeſteckt.

Eine Minute ſpäter fuhr im ſcharfen Trabe eine Equipage vor, und ein Herr beugte ſich aus derſelben, um forſchend nach den Fenſtern zu blicken.

Dem alten Diener fuhr es wie ein Blitz durch die Glieder.

Gott ſei mir gnädig, dachte er dann wieder laut vor ſich hin, das iſt ja gewiß und wahrhaftig der Kaufmann Sauer mit unſerer lieben Nichte aus Berlin! Die haben ſich auch lange nicht ſehen laſſen; aber es iſt doch wenigſtens hübſch von ihnen, daß ſie heute kommen, um ihre Theilnahme zu unſerer Verlobung auszudrücken. Ja, ja,

es ist recht freundlich von ihnen, denn man hätte doch am Ende denken sollen, daß es ihnen nicht ganz angenehm wäre — mein Gott, Mensch bleibt doch immer Mensch — und wenn man so mir nichts, dir nichts um seine Erbschaft kommt....

Na, Karl, wollen Sie uns denn nicht den Schlag öffnen? rief da eine etwas ungeduldige Stimme aus dem Wagen heraus.

Den Diener schien jetzt ein zweiter Blitz getroffen zu haben. Im nächsten Moment raffte er sich aber zusammen und tappte so schnell aus dem Zimmer, daß er ganz roth in dem alten Gesicht wurde und draußen leicht zu hüsteln begann.

Nachdem er die nächsten Verwandten seines Herrn ehrfurchtsvoll begrüßt und ihnen den Wagenschlag aufgemacht hatte, führte er sie vorn in das gewöhnliche Wohnzimmer und war ihnen beim Ablegen der Mäntel und Hüte behülflich, die er dann sorgsam auf's Entrée hinaustrug.

Nun, wie geht's denn dem guten Onkel? eröffnete Herr Sauer das Gespräch, während er sich vor dem Spiegel die Haare bürstete und seine Gattin sich bemühte, die fatalen Reisefalten aus ihrem seidenen Kleide zu streichen.

O, ich danke, ich danke, entgegnete der gesprächige alte Mensch, es geht uns ja, Gott sei Dank, recht leid-

lich für unſere Jahre — und Ihnen doch auch, meine verehrten Herrſchaften?

Iſt Onkelchen ſchon aufgeſtanden? fragte die Nichte, ohne auf die Galanterie des Dieners Rückſicht zu nehmen.

O, gewiß, Madame Sauer, o, gewiß, antwortete Karl; wir ſtehen jetzt immer punkt vier Uhr auf. Seitdem wir ſo verliebt ſind, haben wir gar keine Ruhe mehr im Bette. — Na, na, ſie wird ſchon wiederkommen! fügte er mit einem beinahe ſchlauen Lächeln hinzu.

Ueber das magere Geſicht der Nichte glitt ein ironiſches Lächeln.

Verliebt? wiederholte ſie, den Kopf vornehm und geringſchätzend hintenüber werfend.

Ja, ja, Madame, bekräftigte der Diener, indem er ganz ernſt mit dem alten Kopfe nickte; die Liebe iſt einmal ſo, ſie macht mit dem Menſchen rein, was ſie will, und ſtellt die Dinge geradezu auf den Kopf. Sie ſollten mal meinen guten Herrn ſehen, wie er ſich ſeit Weihnachten wieder verändert hat — mindeſtens drei Jahre jünger geworden. Das kommt alles von der Liebe und von den Leibesübungen, die er ſich macht. Nun läuft er ſchon ſeit vier Stunden ſpaziren, als wenn er Geld dafür bekäme — er meint, das härtete ſein Nervenſyſtem ab, wie er ſich ausdrückt.

Der gute, liebe Onkel! ſagte Herr Sauer, weil er

nichts Anderes zu ſagen wußte oder weil er nicht ſagen wollte, was er dachte.

Ach ja, gut iſt er, fiel der alte Diener gleich ein, indem ſein Geſicht förmlich zu ſtrahlen begann, und weil er ſo gut iſt, darum fühlt er ſich auch ſo glücklich. Er hält die Welt und alle Menſchen, die darin leben, für ſchön und vortrefflich und ſich ſelber für den ſtärkſten und geſundeſten Menſchen in dieſer herrlichen Gottesſchöpfung. Er glaubt ſteif und feſt, daß er hundert Jahre alt werden wird und daß er ſeine Kinder noch zu eben ſo kräftigen Menſchen wird erziehen können, wie er ſelber es iſt.

Die beiden Sauers blickten gewaltig ſauer drein.

Alſo iſt es wirklich wahr, daß er ſich verheirathen will? fragte nach einer Pauſe der weibliche Theil des holden Paares, während der männliche ſich unwillig in den Zähnen ſtocherte.

Nun, natürlich iſt es wahr, betheuerte der alte Diener, in ſpäteſtens zwei Monaten ſoll ja ſchon die Hochzeit ſein.

Merkwürdig, ſagte Herr Sauer, als wir den Brief des Onkels bekamen, hielten wir es eigentlich nur für einen Spaß.

Namentlich, weil er nie zuvor der Sache Erwähnung gethan hatte, ergänzte die Gattin.

Kein Menſch hat vorher eine Ahnung davon gehabt, kein Menſch im ganzen Hauſe, entgegnete der alte Diener mit ſehr wichtigem Geſichte; ich ſelber habe ſeinen Ent-

ſchluß erſt an dem nämlichen Morgeu erfahren, als er an Sie geſchrieben hat.

Nun, da iſt es doch jedenfalls gut, Männchen, daß wir uns gleich aufgemacht haben, ſagte die Gattin, indem ſie ſich bemühte, ein frohes und tändelndes Weſen anzunehmen; mein, Gott, wie ich mich darauf freue, dem guten Onkel meinen Glückwunſch darzubringen!

Wird ſich auch freuen, wird ſich auch freuen! lächelte der alte Diener, während Herr Sauer ſeine ſich an ihn ſchmiegende Gemahlin mit einer verunglückten Zärtlichkeit um die dürre Taille faßte.

Wenn der gute Onkel im Park iſt, könnten Sie ihm wohl ſagen, daß wir angekommen ſind, lieber Karl, wandte ſich die Nichte des Hauſes an den Diener, indem ſie ſich in einem bequemen Lehnſtuhle ſo breit wie möglich machte.

Der alte Menſch nickte mit dem Kopfe und machte Miene, dem empfangenen Befehle ſogleich zu gehorchen. Kaum hatte er aber einige Schritte gethan, als Frau Sauer ihn wieder zu ſich heranwinkte.

Nun, alte, treue Seele, ſagte ſie, ihm mit fingirtem Wohlwollen in die Augen ſchauend, wie denken Sie denn nur über den ſonderbaren Entſchluß des alten Herrn? Sie ſind beſorgt und traurig, nicht wahr, mein guter, alter Karl?

Der Diener gerieth in einige Verlegenheit. Ich

traurig? entgegnete er. O, worüber ſollte ich denn traurig ſein, Madame?

Nun — ſprechen wir doch offen mit einander, fuhr die Nichte mit einem leichten Kopfſchütteln fort. Es kann Ihnen doch nicht gleichgültig ſein, daß Onkel ſich verheirathet — eine Hausfrau bringt eine totale Veränderung der alten Ordnung mit ſich. Mit einem Junggeſellen kann die Dienerſchaft machen, was ſie will, aber eine Hausfrau ſieht ſcharf auf die Finger; nun, was ſagen Sie dazu, alter, guter Karl?

Des Dieners Miene drückte jetzt mehr Mißbilligung, als Verlegenheit aus. O nein, Madame, entgegnete er ernſt, wenn mein Herr ſich glücklich fühlt, fühle ich mich nicht unglücklich; denn ich bin durch den langen Umgang mit demſelben faſt zu einer Perſon mit ihm verwachſen, und was das „auf die Finger ſehen“ anbetrifft, ſo hat meine Ehrlichkeit nichts davon zu fürchten.

Der Nichte ſchien die Antwort des Dieners durchaus nicht zu gefallen; deſſen ungeachtet machte ſie aber ein liebliches Geſicht, belobte ihn wegen ſeiner Treue und Ehrenhaftigkeit und ſagte ihm, daß es nur ihre Abſicht geweſen ſei, ihn auf die Probe zu ſtellen, daß er dieſelbe aber glänzend beſtanden habe.

Dann begann ſie ſich allmählich künſtlich aufzuregen, ſchilderte auch ihre und ihres geliebten Männchens Freude über das Glück, das den guten Onkel erwartete, und

ſagte, daß es ſehr fern von ihnen liege, die Erbſchaft zu betrauern, die ihnen, als den nächſten Verwandten, unzweifelhaft zugefallen wäre, wenn der Onkel ſich nicht verheirathet hätte; aber wenn das auch bei vielen, ja, bei den meiſten Perſonen der Fall ſein möchte, die ſich in ihrer Lage befänden, ſo machten ſie und ihr theurer Sauer doch eine rühmliche Ausnahme von der leider ziemlich allgemeinen Regel und empfänden die reinſte und ungetrübteſte Herzensfreude über das eben ſo glückliche als unerwartete Ereigniß.

Und nun, ſchloß ſie ihre lange, künſtlich belebte Tirade, und nun, guter, alter Karl, gehen Sie und ſuchen Sie den Onkel auf und ſagen Sie ihm, daß wir angekommen ſind; aber er ſoll ſich ja nicht übereilen, herzukommen, wir ſind ja hier wie die Kinder vom Hauſe, mit denen man keine Umſtände macht. Hören Sie wohl, guter, alter Karl, wir wollen gar nicht geniren, auch nicht im mindeſten, auch nicht im allermindeſten!

Der Diener antwortete nicht mehr, aber in ſeinem Auge lag ein leiſer Zweifel, und der alte, graue Kopf ſchüttelte wie mißbilligend, und die hangende Unterlippe zitterte und bebte, als wenn ſie wohl gern noch ſprechen möchte, aber es ſich doch nicht recht getraute.

Kaum war der vertraute Diener ſeines Herrn verſchwunden, als das ganze Weſen der Nichte ſich wie mit Zauberſchlage veränderte.

Die lieblich hingegoſſene Geſtalt richtete ſich ſtolzer in ihrem Seſſel empor, die lächelnden Züge wurden hart, und die freundlichen Kinderaugen ſprühten Neid, Unzufriedenheit und Mißgunſt.

Sauer, herrſchte ſie den Gemahl mit ihrer trockenen, unſympathiſchen Stimme an, wir müſſen jetzt Alles aufbieten, um dieſe verrückte Heirath im Keime zu zerſtören! Deßhalb paſſe auf, gieb Acht auf jeden meiner Winke, auf jede meiner Bewegungen; laß uns gegen den Onkel die herzlichſte Theilnahme zur Schau tragen, daneben aber fortwährend ſcharf die Situation beobachten und jeden Vortheil nützen, der ſich uns darbietet, ſonſt ſind mit einem Schlage alle unſere ſchönen Hoffnungen für die Zukunft zerſtört! Er darf nicht heirathen, hörſt Du, Sauer! Das kommt aber davon, daß er damals die Bettlerin mit ihrem Kinde ins Haus genommen hat! Der alte Narr, ſich in ſolch' junges Ding zu verlieben und ſich noch außerdem einzubilden, daß ſie ebenfalls eine Neigung für ihn empfindet! Wie einem Wohlthäter, wie einem Vater mag ſie ihm ſchon zugethan ſein, aber mit der Liebe des Weibes zum Manne — nimmermehr! Das iſt einmal gegen die Geſetze der Natur und beſtraft ſich immer; deßhalb thun wir ſogar ein gutes Werk, wenn wir die unvernünftige Idee zu Schanden werden laſſen!

Obgleich die liebe Nichte gut im Zuge war und allem Anſcheine nach ihre philoſophiſche Betrachtung noch

weiter ausspinnen wollte, unterbrach sie sich doch plötzlich, machte ihrem Gatten ein Zeichen und horchte nach dem Garten hin.

In der That vernahm man schwere, aber eilige Schritte in dem knirschenden Sande; dann klang die Glasthür, und der erwartete Hausherr kam durch das Entrée ins Wohnzimmer.

Onkel Heinrich war eine große, kräftige, sich außerordentlich gerade haltende Gestalt, deren Ebenmaß nur von einem Embonpoint getrübt wurde, welches durch das Zurückbiegen des Oberkörpers noch deutlicher hervortrat.

Das volle, ohne Scheitel nach hinten gekämmte Haar war schlohweiß, und das bartlose, ganz glatt rasirte Gesicht blühte in fast jugendlicher Fülle und Frische, während die großen, dunkelblauen Augen so heiter und wohlwollend in die Welt hineinschauten, als wären lauter Engel darin, anstatt lauter Menschen.

So wie die beiden Gatten des Onkels ansichtig wurden, eilten sie ihm entgegen. Die Nichte flatterte ihm an den Hals wie ein junges Täubchen, und der Neffe lächelte auf eine Art, als wenn er Essig getrunken hätte und sich selber einreden wollte, es wäre Château d'Yquem.

Theurer Onkel! rief die Nichte, indem sie that, als wenn sie vor innerer Erregung nicht mehr herausbringen könnte.

Theurer Onkel! krähte der Neffe wie ein heiseres

Echo, indem er eine andere Stelle zu ſuchen ſchien, wo er ihn ebenfalls umarmen könnte.

Wir ſind ſo glücklich, ſo erfreut! jubelte die Nichte weiter, ihr Köpfchen dem Onkel auf die andere Schulter legend.

Wir ſind ſo glücklich, ſo erfreut! transſcribirte der Neffe, indem er einen Verſuch machte, dem Onkel über ſeine Frau hinweg einen Kuß zu geben.

Wie wohl Du ausſiehſt! rief die Nichte, nachdem ſie dem Onkel einen Augenblick in's Geſicht geſchaut und dann wieder, wie vor innerem Wonneſchauer, den Kopf an ſeiner Bruſt verbergend.

Ja, wie wohl Du ausſiehſt! krächzte der Neffe, ihm ſeine dürre Hand entgegenſtreckend.

Ja, da habt ihr Recht, ich ſehe auch wirklich wohl aus, ſagte der Onkel, indem er die Hand des Neffen drückte, daß dieſer ein fürchterliches Geſicht ſchnitt und vor Schmerz den rechten Fuß nach dem Unterleibe emporzog.

Das kommt aber blos von meiner geſunden Lebensart und meinen Leibesübungen, fuhr der alte Herr fort. Früh aufſtehen und regelmäßiges Leben — das iſt das ganze Geheimniß. Schaut mich nur an! Sehe ich nicht höchſtens aus, wie ein Mann von Vierzig? Als ich heute Morgen aufgeſtanden war, nahm ich mein ganzes Bett auf den Rücken und lief damit den Berg in die Höhe. Ich glaube, das können nicht viel Männer in meinem Alter — wie?

Wundervoll, ganz wundervoll! jauchzte die Nichte, ſich die ſpitze Naſe an des Onkels Weſte reibend.

Wundervoll, ganz wundervoll! echote der Neffe, ſich die noch ſchmerzende Hand an dem Beinkleide reibend.

Der Onkel ſchien geſchmeichelt zu ſein, wie Jeder es iſt, den man an ſeinem wunden Punkte berührt.

Darauf zwei Stunden ſpazieren gelaufen und dann erſt gefrühſtückt, fuhr der Onkel mit glänzenden Augen fort. Ein Glas nürnberger Bier und ein Beefſteak. Nie etwas Anderes — keinen Kaffee, keinen Thee, keine Chocolade, ſondern immer etwas Kräftiges. Kein Mann, der einen geſunden Körper behalten will, ſollte jemals Kaffee oder Thee trinken, das iſt ein abſcheuliches, weibliches Miſchmaſch. Gieb mir einmal die Hand, Neffe! herrſchte er dann plötzlich ſeinen Verwandten an.

Herr Sauer machte ein ängſtliches Geſicht und ſtreckte dann zögernd ſeinen rechten Arm gegen den Onkel aus.

Dieſer faßte denſelben am Handgelenk und preßte dasſelbe zuſammen, daß der unglückliche Neffe einen lauten Schrei ausſtieß. Der alte Herr lachte aus vollem Halſe.

Nicht wahr, rief er, indem die Freudenthränen ihm über die glatten, rothen Wangen liefen; wie mit einem Schraubſtock? Haſt Du jemals gehört, daß ein Sechziger das kann — he?

Nein, niemals! ſtammelte Sauer, ſeinen Arm ſchüttelnd, um die Circulation des Blutes wieder herzuſtellen.

Wundervoll, Onkelchen, wundervoll! jubelte die Nichte.

Wundervoll, ganz wundervoll! ächzte der Neffe kläglich hinterher.

Dem Hausherrn wackelte das Ränzlein vor Vergnügen. Faß einmal hier an, Neffe! rief er, indem er ſeinen Arm ſo weit krümmte, daß Ober- und Unterarm einen rechten Winkel bildeten.

Sauer legte vorſichtig und mißtrauiſch zwei Finger auf die angeſpannte Muskel.

Nicht wahr, fragte der Onkel; wie eine Kanonenkugel — was?

Ja, wirklich, wie eine Kanonenkugel, ſagte der Neffe in ſtiller Bewunderung.

Lege mal den Kopf heran! gebot der Onkel.

Sauer, der nun ſchon etwas mehr Zutrauen zu dieſem neuen Experimente gewonnen hatte, beugte den Oberkörper und legte dann ſeinen Kopf gehorſam auf den gekrümmten Oberarm des Onkels.

Kaum ſah der letztere aber ſeinen Befehl ausgeführt, als er mit einer blitzſchnellen Bewegung den Arm gerade machte, ſo daß die gewaltſam angeſpannte Muskel den Kopf des Neffen wie einen Ball fortſchleuderte.

Wundervoll! jauchzte die Nichte, in die mageren Händchen klopfend.

Herr Sauer hatte aber eine ſo ſtarke und unerwartete Erſchütterung bekommen, daß ihm ſein ganzes Gehirn

noch brummte und er ſich daher außer Stande fühlte, ſein pflichtmäßiges Echo ertönen zu laſſen.

Der Onkel wurde immer beſſerer Laune. Nicht wahr, rief er, da iſt noch Elaſticität drin? Und laufen ſollteſt Du mich erſt ſehen! Eine halbe Meile Trab, ohne einen Augenblick ſtill zu ſtehen! Komm mal mit, ich werde Dir gleich ein kleine Probe geben!

Und damit wollte er den Neffen wieder beim Handgelenk ergreifen und ihn mit ſich hinausziehen in den Park.

Ach, bitte, heute nicht, Onkelchen! ſtammelte Herr Sauer. Ich bin noch ſo angegriffen von der Reiſe — aber wenn Du mir morgen das Vergnügen machen willſt...

Nun gut, laſſen wir es bis morgen, ſagte der Junggeſelle. Aber, nicht wahr, das habt ihr nicht in mir vermuthet — he?

Onkelchen, Du haſt gewiß und wahrhaftig noch zwanzig Jahre vor Dir! jubelte die Nichte.

Ach was, zwanzig, entgegnete der letztere, indem ein leichter Unmuth über ſeine ſtrahlenden Züge flog, vierzig habe ich noch vor mir! Ich verfolge ganz genau die amtlichen Todeslisten. In dieſem Monate allein fand ich zehn Todesfälle mit achzig Jahren, ſieben mit neunzig und drei mit hundert Jahren. Hurrah, ſagte ich da, ich habe noch meine vierzig luſtigen Jährchen vor mir! Wenn ich alſo einen Sohn bekomme, woran ich keinen Augenblick zweifle, bleibt mir noch die Freude, ihn erziehen zu

können und dem gereiften Manne meine Habe zu hinterlaſſen.

Die beiden Sauers wandten ſich ab, weil ſie fühlten, daß ſie wider ihren Willen abſcheuliche Geſichter machten.

Gott gebe es, Onkelchen, Gott gebe es! ſagte endlich die Nichte, nachdem ſie ſich wieder gefaßt hatte. Aber weshalb haſt Du eigentlich nicht früher an's Heirathen gedacht? Das iſt doch merkwürdig bei Deinem lebhaften Temperament...

Weil ich kein Frauenzimmer finden konnte, die für mich paßte, entgegnete der Hausherr. Sie waren mir alle zu nervös, zu ſchwächlich und zerbrechlich; ein Luftzug bläſt ſie ja ſchon um, und ich liebe die Luft. Ich reiße die Fenſter auf im Sommer und Winter, ſetze mich in den Zug, laſſe mich vom Regen durchweichen, wälze mich im Schnee — das thut mir alles nichts. Ich bin ein Mann von Eiſen, und deshalb will ich auch eine Frau von Eiſen haben, und das iſt meine Eliſe, ein reizendes Geſchöpf, gerade achtzehn Jahr alt. Ich kann wohl ſagen, daß ich ſie eigentlich ſo recht für mich erzogen habe. Sie iſt geiſtig und körperlich wohlgebildet und kerngeſund, und da ich ſie liebe und ſie mich wiederliebt, weshalb ſollte ich ſie nicht zum Weibe nehmen — was? Ich bin ein Landmann, ſchlicht und recht; ich ziehe meinen eigenen Hammel auf, weshalb ſollte ich mir nicht auch meine eigene Frau aufziehen?

Die Nichte Sauer ſchien ſich in einiger Verlegenheit zu befinden; zuſtimmen konnte ſie hier doch nicht, und mit dem Widerſprechen war es eine eigene Sache, da der Onkel leicht zu erzürnen war.

Aber, Onkelchen, begann ſie daher erſt nach einem kleinen Stillſchweigen, iſt es nicht etwas gewagt, ein ſo junges Mädchen zu heirathen, namentlich wenn man ſelbſt ſchon bedeutend älter iſt? Ein ſolches Kind giebt ſich ja noch keine klare Rechenſchaft über ſeine Gefühle; der erſte Mann, der ihr Aufmerkſamkeiten erweiſt oder ihr von Liebe ſpricht, erweckt ihr ein lebhaftes Intereſſe, das ſie vielleicht für Liebe hält; aber die wahre, tiefe Neigung entwickelt ſich gewöhnlich erſt ſpäter, und deshalb oft leider zu ſpät.

Man ſah es dem Onkel an, daß ihm dieſe Unterſuchungen nicht gerade ſehr angenehm waren, denn ſein ſonſt ſo klarer und heiterer Blick verfinſterte ſich wieder etwas und er winkte ungeduldig mit der Hand ſeiner Nichte Schweigen zu.

Keine Vorleſungen jetzt, ſagte er ein wenig verſtimmt; ich bin nie ein Freund davon geweſen und werde mich auch jetzt nicht mehr daran gewöhnen.

O, fiel die Nichte ein, es ſollte mir unendlich leid thun, wenn ich Dich auch nur im geringſten verletzt hätte, Onkelchen! Ich hielt es nur für meine Pflicht, Dir meine Anſichten und Erfahrungen mitzutheilen, und

ich glaube ſogar, daß in Deinem Falle hier eine Ausnahme Statt findet.

Schon gut, ſchon gut, ſagte der Onkel. Für die Zukunft wollen wir aber über dergleichen Sachen nicht mehr ſprechen; ich liebe die fröhlichen Unterhaltungen und haſſe alles, was mir meine gute Laune trübt. Nun könnt Ihr aber einen Augenblick auf euer Zimmer gehen, wenn Ihr wollt, ſetzte er dann hinzu; ich will nur ein wenig Toilette zum Frühſtück machen und euch dann meine Braut als Braut vorſtellen, denn als Mädchen kennt Ihr ſie ja ſchon. Aber keine Anſpielungen mehr auf mein Alter, wenn ich bitten darf — ich bin beſſer, als hnndert von den heutigen jungen Gelbſchnäbeln! Ich habe ein geſundes Nervenſyſtem — ſeht mal meine Bruſt — kein Huſten, keine Beklemmungen, keinen Rheumatismus! Wenn ich meine Stimme erhebe, zittern die Fenſterſcheiben im ganzen Hauſe! Komm mal her zu mir, Neffe! unterbrach er ſich hier plötzlich, indem er ihn mit einer Kopfbewegung zu ſich winkte.

Sauer ſchlich mißtrauiſch zu ihm.

Gieb mal Dein Ohr her! befahl der Onkel, indem er ihn gleich beim Kopfe bekam und denſelben etwas ſeitwärts drückte.

Sauer machte ein eigenthümlich ängſtliches Geſicht, weil er noch nicht zu wiſſen ſchien, welch neues Experiment mit ihm vorgenommen werden ſollte.

Holla ho! ſchrie ihm der Onkel da plötzlich in das eine Ohr, und zwar mit ſolcher Kraft des Organs, daß der Neffe gleich nachher vor Schreck in den einen und die Nichte, aus derſelben Veranlaſſung, in den anderen Seſſel ſank.

Das machte aber dem Onkel wieder Vergnügen.

Wie ein Regiments-Commandeur — was? fragte er, indem er ſeine befriedigten Blicke von dem Neffen auf die Nichte und wieder zurück gleiten ließ. Na, nun entſchuldigt mich ein paar Minuten, ſetzte er dann hinzu; ich bin gleich wieder bei euch.

Und damit ſprang er, leicht beide Hände auf die Lehne legend, über den Seſſel, in welchen die Nichte geſunken war, und eilte dann wie ein Sturmwind aus dem Zimmer.

Gott ſei mir gnädig! kreiſchte Madame Sauer, welche geglaubt hatte, daß ſie hintenüber fallen werde, und ſich erſt wieder beruhigte, als der Onkel ihren Blicken entſchwunden war.

Dann ſaßen beide Gatten eine ganze Weile ſchweigend und in ſich gekehrt, indem jeder ſeinen eigenen Gedanken und Betrachtungen nachhing.

Sie mochten wohl beide zu der traurigen Ueberzeugung gelangt ſein, daß dem Onkel die Heirathsangelegenheit voller Ernſt und nur wenig Hoffnung für ſie vorhanden ſei, dieſelbe zu hintertreiben und rückgängig zu machen.

Der Neffe blickte ſchwermüthig aus dem einen Fenſter, und die Nichte aus dem anderen auf die ſchönen, alten Bäume des Parkes, welche ihnen einen wehmüthigen Abſchiedsgruß zuzunicken ſchienen.

Die herrliche Beſitzung, welche ſie ſchon ſo gut als ihre eigene betrachtet hatten, ſollte nun in fremde Hände übergehen und ſie ſollten hier Fremde werden, wo ſie bereits im Geiſte unumſchränkt geherrſcht.

Das waren allerdings Gedanken, welche die Seele verſtimmen und den Blick umdüſtern konnten, der in der That trüber und immer trüber auf die ſchönen alten Bäume hinausſchaute, die wehmüthiger und immer wehmüthiger mit ihren grünen Häuptern nickten.

Da verdunkelte ſich momentan das eine und dann das andere Fenſter, als wenn eine flüchtige Wolke an denſelben vorübergeeilt wäre, und dann richteten ſich ſucceſſive die Nichte und der Neffe in ihren reſpectiven Seſſeln empor und warfen einander einen Blick zu, als wenn ſie ſich gegenſeitig eine und dieſelbe Bemerkung mittheilen wollten, die Jeder von ihnen ſo eben gemacht hatte.

War das nicht der alte Thomas, der eben vorüberging? fragte zuerſt die Nichte.

Ja, mir iſt es auch ſo vorgekommen, antwortete der Neffe.

Die Frau blickte einige Augenblicke ſinnend vor ſich hin. Vielleicht läßt ſich der zu unſerem Bundesgenoſſen

ſtempeln, begann ſie dann wieder. Laß es uns wenigſtens verſuchen, Sauer.

Der Gatte wollte eben eine Erwiederung machen, als die Glasthür klang und einen Moment darauf der alte Hausfreund Thomas in das Zimmer geſtackert kam.

Er war eigentlich in ſeiner ganzen Körperlichkeit der vollſtändige Gegenſatz zum Onkel Heinrich: eine kleine, dünne, ſchwächliche und gebrechliche Figur mit einem Paar unendlich gutmüthig blickenden Augen, welche die ganze Welt mit Liebe zu umfaſſen ſchienen, und einem immer halb geöffneten Munde, damit ein Guten Morgen, ein ſchöner Dank, ein freundliches Wort oder ein nützlicher Rath durch das Oeffnen der Lippen auch nicht um den zehnten Theil einer Secunde verzögert werde.

Das war der alte Thomas, der tägliche Gaſt und vertrauteſte Freund des Onkel Heinrich, welcher jetzt, lächelnd und ſchon mit einem freundlichen Gruß im Munde, in das Wohnzimmer trat und bei dem unerwarteten Anblicke des Sauer'ſchen Ehepaares leicht ſtutzte, ſich jedoch gleich wieder faßte und den Verwandten des Hauſes beide Hände entgegenſtreckte.

Ah, Herr und Madame Sauer! ſagte er zu den ihm Entgegenkommenden. Nun ſehen Sie einmal an, da ſind Sie ja auch einmal wieder! Recht lange her, daß wir uns nicht geſehen haben; Sie machen Sich auch wirklich zu ſelten hier — ſollten Sie nicht thun, ſollten Sie nicht thun.

Herr Sauer zuckte entſchuldigend mit den Achſeln. Die Geſchäfte, mein lieber Herr Thomas! entgegnete er mit einem wichtigen Geſicht. Sie haben gar keine Idee davon, was man ſeinen Kopf voll hat von Morgens früh bis Abends ſpät!

Ja, ja; mag wohl ſein, mag wohl ſein, murmelte Thomas mit ſeinem beinahe zahnloſen Munde, indem er Hut und Stock in die gewohnte Ecke ſtellte und dann zu den beiden Sauers zurückkehrte. Haben Sie den Onkel Heinrich ſchon geſehen — ja?

Gewiß! ſagte die Nichte mit einem tiefen Seufzer und einem eigenthümlichen Verdrehen der Augen. Aber welche Veränderungen ſind hier vorgegangen, ſeitdem wir ihn zum letzten Male ſahen!

Der alte Thomas lächelte über das ganze Geſicht und ſeine Augen ſtrahlten förmlich vor Freude. Ja, ſagte er, ſich die mageren Hände reibend, große Veränderungen, aber die beſten, welche ſich überhaupt ereignen konnten. — Und dabei ſah man es ihm an, wie Fröhlichkeit und Zufriedenheit ſein ganzes Inneres erwärmten.

Die Nichte Sauer ſeufzte noch einmal und ſah ihn mit einem langen, fragenden Blicke an. Meinen Sie das wirklich, Herr Thomas? hauchte ſie dann mit ſchmerzgedämpfter Stimme.

Nun, natürlich! fuhr der Alte aus ſeinem ſonnigen Stillleben empor. Muß man ſich denn nicht von ganzem

Herzen über das Glück des guten Heinrich freuen? Seine ganze Natur, sein ganzes Wesen werden ja durch das junge Mädchen erfrischt und verjüngt! Er ist ganz entzückt von ihr, und sie scheint ihm ebenfalls sehr gut zu sein!

Das ist alles recht schön, was Sie da sagen, entgegnete die Nichte, indem sie einen recht theilnehmenden Ton anzunehmen versuchte; aber bedenken Sie doch nur, das Mädchen ist doch noch gar zu jung — wenn der Onkel wenigstens ein Frauenzimmer von gereifterem Alter gewählt hätte, da wollte ich noch nichts sagen; aber ein unerfahrenes, unzuverlässiges Ding — was kann ihm die wohl für Garantieen für seine Zukunft bieten?

Die bleichen, welken Wangen des alten Thomas überflog eine leichte Röthe. O, sagen Sie das nicht, Madame Sauer! erwiderte er in leichter Erregtheit. Das Mädchen ist im Gegentheil ein ganz vortreffliches Wesen, das auch nicht einen Schatten von Befürchtungen aufkommen läßt! Wenn ich davon nicht so überzeugt gewesen wäre wie von meinem ewigen Leben nach dem irdischen Tode, so hätte ich ja dem Onkel niemals den Rath gegeben, sie zu heirathen!

Die beiden Gatten zuckten leicht zusammen, als wenn sie gleichzeitig von einem elektrischen Schlage getroffen worden wären und warfen sich einen schnellen Blick zu, in dem eine neue zertrümmerte Hoffnung deutlich zu lesen war.

So arglos und vertrauend der alte Thomas auch war, so hatte er dennoch diesen Blick bemerkt und seine Bedeutung zu verstehen geglaubt, denn seine Wange färbte sich wiederum und er entgegnete, gleichsam im Tone der Rechtfertigung: Nun, weshalb hätte ich denn das auch nicht gesollt? Ich habe ja das gegenseitige Verhältniß Jahre lang auf das genaueste beobachtet und studirt; ich sah das zunehmende Wohlgefallen des Onkels an dem Mädchen; ich sah, wie ihn ihr Anblick erquickte und beglückte, und ich sah auch, mit welcher Liebe und Innigkeit das Kind wieder an ihm hing, wie gern sie in seiner Gesellschaft war, wie sie sich freute, wenn sie ihm einen kleinen Dienst erweisen konnte — nun, da brachte ich denn eines guten Abends einmal das Gespräch darauf, und kaum hatte ich die Sache nur leise angedeutet, als sie der gute, alte Heinrich auch schon verstand und mir um den Hals fiel und mich drückte vor Freude und Seligkeit, daß mir beinahe mein Bischen Athem ausgegangen wäre.

Dem alten Thomas waren bei der Erinnerung an diese Scene die Thränen in die Augen gekommen und er wandte sich eine kleine Weile nach dem Fenster um, damit man die Zeichen seiner Schwäche nicht bemerken sollte.

Das Schicksal wollte unzweifelhaft dem alten Thomas wohl, denn es gab ihm einen Vorwand, noch länger in den schönen, grünen Park hinauszublicken, wie es sonst wohl passend gewesen wäre.

Kaum hatte er ſich nämlich von dem Sauer'ſchen Ehepaare abgewandt, um ſeine Thränen zu verbergen, als er durch dieſelben andere Farben ſchimmern und ſich brechen ſah, als das friſche, ſaftige Grün der Bäume und Gebüſche.

Es kam nämlich ein hellgelber Streifen dazwiſchen und dann ein rother und dann wieder ein blauer, die ſich an dem Fenſter vorbeizubewegen ſchienen, und als er ſich erſtaunt mit den mageren Fingern den Reſt des Waſſers aus den alten, treuen Augen wiſchte, da leuchtete, wie die Sonne nach dem warmen Regen, ein neues, freundliches Lächeln in denſelben auf, denn er erkannte Madame Troſt mit ihrer Tochter Eliſe, die einige Minuten ſpäter zu ihnen in's Zimmer traten.

Die Mutter mußte einmal ſehr hübſch geweſen ſein, und war es eigentlich noch, obgleich die vierzig Jahre, welche ſie zählte, nicht ſpurlos an ihr vorübergegangen waren.

Man konnte ſich ein ziemlich klares Bild machen, wie ſie in ihrer Jugendfriſche ausgeſehen haben mußte, wenn man einen Blick auf ihre Tochter warf, die nur das verjüngte Conterfei ihrer Mama zu ſein ſchien.

Wenn man ſie beide zuſammen ſah, fiel der Unterſchied natürlich zu Ungunſten der Mutter mehr auf; hatte man die letztere jedoch allein vor ſich, ſo konnte ſich ein Männerauge noch immer an der ſtattlich ſchönen Erſcheinung erfreuen.

Das iſt auch der Grund, weshalb die Mütter ſo ungern mit ihren erwachſenen Töchtern in Geſellſchaft erſcheinen. Sie fühlen ſich wie die verwelkende Blume neben der friſch aufſchwellenden; ſie ſehen alle Blicke auf die Tochter gerichtet, und wenn man ein freundliches Wort zu ihnen ſagt, ſo iſt das nur eine Speculation der Tochter wegen.

Aber die ewig weiſe und gerechte Natur kommt da den armen verwelkenden Blumen zu Hülfe, indem ſie das mächtige, zernagende Gefühl der verletzten Eitelkeit zu dämpfen und zu beſchwichtigen verſteht durch ein noch mächtigeres und allgewaltigeres: die Mutterliebe.

Die Mutterliebe ſtrahlt mit ihren heiligen, ſiegenden Flammen die einſt ſouveraine Eitelkeit nieder, und die Bewunderung, welche man der Tochter zollt, thut jetzt dem Mutterherzen eben ſo wohl, wie die Bewunderung, welche ſie einſt ſelber erregte.

Sie durchlebt in ihrem Kinde eine zweite Jugend, in welcher die Erinnerung längſt verwelkten Blumen die natürliche Friſche wiedergibt und auch ſie ſelber täuſcht über ihr eigenes Verwelken. —

Die Madame Troſt machte den allerangenehmſten Eindruck. Ihre ganze Erſcheinung verbreitete ſofort einen gewiſſen Duft der Behaglichkeit um ſich, der ſich den Uebrigen auf eine wohlthuende Weiſe mittheilte, und in ihren freundlichen und offenen Zügen, in ihren gutmüthigen,

treuen Augen konnte man mit Bestimmtheit lesen, daß der Mann gut aufgehoben sei, welcher sich ihrer Pflege und Sorge anvertraute.

Die kleine Elise, wie sie Freund Thomas immer zu nennen pflegte, obgleich sie der Mutter an Größe wenig nachgab, war ein eben aufgebrochenes Rosenknöspchen, dessen holdes Antlitz noch so fromm und unschuldig, so vertrauend und ahnungslos in die Welt hineinblickte, als wenn dieselbe sich noch in dem naiven Zustande vor dem Sündenfalle befände.

Ihre reine Seele träumte noch den herrlichen Traum der Ruhe vor dem Sturme, und ihr kleines Herzchen schlief noch; aber es schlief in einer schwülen Sommernacht bei offenen Thüren, und das ist immer eine gefährliche Sache.

Die beiden Frauen mußten von der Anwesenheit des seltenen Besuches und des täglichen Gastes schon in Kenntniß gesetzt sein, denn sie begrüßten die Verwandten des Hauses durch eine freundlich respektvolle Verbeugung und reichten dann beide dem alten Thomas die Hand.

Dann entstand eine kleine, verlegene Pause, weil die Nichte, an der es doch eigentlich war, einige passende Worte zu sprechen, dieselbe noch nicht herauszubringen vermochte, weil ihr die Kehle zugeschnürt war vor Groll und Aerger.

Endlich gab sie sich jedoch einen gewaltsamen, inneren

Ruck, eilte auf das junge Mädchen zu und überschüttete sie förmlich mit jener Freundlichkeitsflut, die den meisten Frauen zu Gebote steht, obgleich ihre Herzen wenig oder auch oft gar nichts dabei empfinden.

Es ist, als wenn man in einem kalten Zimmer ein Strohfeuer anzündet. Es flackert auf, verbreitet einen Augenblick eine trügerische Wärme, erlischt wieder und läßt das Zimmer eben so kalt wie es gewesen.

So lassen Sie sich denn so recht, recht herzlich begrüßen als meine liebe, liebe, geliebte Nichte! schloß die Madame Sauer ihre zuletzt förmlich krampfhaft gewordene Apostrophe. Mein Herz ist noch zu voll, als daß es seine Gefühle schon in ganz klare Worte zu kleiden vermöchte; deshalb lassen Sie sich noch einmal umarmen und küssen, Sie liebe, reizende, kleine Braut, Sie!

Während Frau Sauer ihren Gefühlssturm gegen Elise ergoß und Madame Trost mit dem alten Thomas tuschelte, stand Herr Sauer hinter seiner Gattin und begleitete jeden ihrer Sätze mit einem halbverlegenen Bückling, indem seine dünnen, farblosen Lippen etwas murmelten, das wahrscheinlich für irgend etwas Angenehmes gelten sollte.

Was nicht vom Herzen kommt, das pflegt auch nicht zum Herzen zu gehen; deshalb schien die übertriebene Zärtlichkeit der Madame Sauer auf das junge Naturkind auch durchaus nicht die beabsichtigte Wirkung hervorzu-

bringen; denn als die glühende Gratulantin endlich athemlos inne hielt und einer Erwiederung entgegensah, kämpfte die kleine Elise sichtlich mit einer plötzlich in ihr aufsteigenden Heiterkeit, welche sich sogar zu einem hervorbrechenden Lachen zu steigern drohte.

Was hast Du denn, Elise, was ist Dir, worüber lachst Du? fragte die Mutter, verwundert und mißbilligend zu gleicher Zeit.

Das junge Mädchen zögerte und erröthete.

Nun, Elise, wirst Du mir nicht antworten? wiederholte Madame Trost.

Ah, ich bitte um Entschuldigung! sagte das Mädchen, die Augen niederschlagend und noch tiefer erröthend. Es kam mir nur so plötzlich der Gedanke, daß, wenn ich den Onkel heirathete, ich die Tante von Frau Sauer würde, und das kam mir so komisch vor, daß ich mich des Lachens nicht enthalten konnte — ich bitte nochmals recht herzlich um Entschuldigung, es war auch durchaus nicht übel gemeint!

Die Mutter machte ein etwas verlegenes Gesicht, der alte Thomas lächelte still vergnügt vor sich hin, Frau Sauer sah aus, als wenn sie in eine Quitte gebissen hätte, und der Gemahl zog es vor, mit seinen Bücklingen jetzt aufzuhören.

Aber bei der Intrigue, welche die beiden Sauers einzuleiten beabsichtigten, war durchaus keine Zeit auf

Uebelnehmereien und Empfindlichkeiten zu verwenden, sondern es mußte im Gegentheil Alles daran gesetzt werden, um auch nicht einen Schatten von Mißtrauen bei der Gegenpartei aufkommen zu lassen.

Die diplomatische Nichte, als Leiterin des Angriffs, war daher auch wieder die Erste, welche die Herrschaft über sich zurückerlangte; denn sie gerieth über die „himmlische, ganz reizende Naivetät des unschuldigen, lieben Kindes", wie sie sich ausdrückte, noch einmal in einen urplötzlichen Freuden-Paroxysmus, während dessen sie die arme Elise beinahe erdrückte und der nicht eher nachließ, bis ihre eigenen Kräfte sich zu erschöpfen begannen und sie mit thränenden Augen und hochfliegender Brust innehalten mußte.

Die Situation begann nun durch das allgemeine Schweigen wieder eine etwas unbehagliche zu werden, und namentlich das junge Mädchen, die Vertreterin der größten Offenheit und Natürlichkeit, blickte sich beinahe ängstlich um, als suche sie nach irgend Jemand, der sie aus der fatalen Lage befreien sollte, die mit jedem Augenblick drückender und beengender für sie wurde.

Wo bleibt denn mein lieber Freund? flüsterte sie endlich mit zitternder Stimme, indem sie näher an ihre Mutter herantrat.

Bei dem letzten Worte war die Nichte Sauer wieder leise zusammengefahren, und in ihren grauen Augen leuch-

tete es auf, als wenn ſie einen Nagel entdeckt hätte, an dem ſie die erſte Maſche ihres Intriguen-Netzes befeſtigen könnte.

Freund? wiederholte ſie mit einem ſüßlichen Lächeln, hinter dem aber doch die Schadenfreude ſichtbar ward. Wer iſt denn Ihr lieber Freund?

Für das junge Mädchen blieb der hämiſche Beiſatz der Frage unverſtändlich, und ſie hielt ſich daher nur an den Wortlaut der Anrede.

Ach — ich dachte ſchon wieder nicht daran, antwortete ſie, die Blicke ſenkend; ich muß mir ja nun dieſe Benennung abgewöhnen. Ihr Onkel iſt von meiner Kindheit an ſtets ſo gütig und liebevoll gegen mich geweſen, daß ich ihn immer „meinen lieben Freund" nannte. Es wird mir recht ſchwer werden, mich an einen anderen Namen zu gewöhnen.

Während der erſte Theil von Eliſen's Antwort der Nichte Sauer eine Enttäuſchung bereitet zu haben ſchien, ſah man ihr doch an, daß der Schluß ſie wieder mehr befriedigt hatte, und in der geheimen Werkſtatt ihrer Gedanken begann ſich ein Plan zu bilden, der ſich auf der Baſis richtiger Wahrnehmungen und Beobachtungen weiterbauen ſollte.

Vorläufig machte aber dem ferneren Geſpräche die Zurückkunft des Onkel Heinrich ein Ende, der Toilette zum Frühſtücke gemacht hatte und förmlich ſtrahlte vor ungetrübter Freude und Seligkeit.

Die Nichte flog ihm gleich entgegen, indem ſie unterwegs ihrem Gatten, der düſter vor ſich hin träumte, einen zärtlichen Rippenſtoß zukommen ließ, welcher ihn wahrſcheinlich daran gemahnen ſollte, ſeine Pflicht zu thun. Dann aber blieb ſie einen Augenblick vor dem Onkel ſtehen, ſchlug wie in verwunderungsvollem Entzücken die Hände zuſammen und ſtürzte ſich dann mit dem Ausrufe: Nein, Onkel, Sie ſehen wirklich zu jung und hübſch aus! dem würdigen Greiſe mit ſolcher Heftigkeit an die Bruſt, daß er unter der Wucht des Anlaufes unwillkürlich einen Schritt zurücktreten mußte.

Der Neffe hatte ſich durch die Zeichenſprache ſeiner Gattin ſofort angeſchickt, deren Beiſpiel zu folgen.

Nein, Onkel, Sie ſehen wirklich zu jung und... Hier unterbrach er ſich aber plötzlich und ſchnitt eine ſo fürchterliche Grimaſſe, daß der alte Herr laut auflachen mußte.

Was iſt Dir denn eigentlich, Neffe Sauer? fragte er, indem ihm die Thränen aus den Augen liefen. Haſt Du Hunger, daß Du ſolche Geſichter ſchneideſt, oder was fehlt Dir ſonſt?

Ach nein — Du haſt mir auf den Fuß getreten! ächzte der Neffe, der den Onkel gerade in dem Momente von der Seite umarmen wollte, als jener einen Schritt zurück machte.

O — das thut mir ja recht leid! entſchuldigte ſich

der alte Herr, noch immer lachend; na, der Schmerz wird wohl bald wieder vorüber gehen.

Ach nein, Du stehst mir ja immer noch mit Deinen Hacken auf den Zehen! stöhnte der Neffe, indem er erschrecklich die Augen verdrehte.

Der Onkel warf erst einen Blick nach seinem Piedestal hinab, um sich von der Wahrheit der Behauptung des Herrn Sauer zu überzeugen.

Richtig, sagte er dann, langsam seinen kolossalen Stiefel von der ganz platt gequetschten Fußspitze seines Neffen entfernend, ich habe richtig auf seinen Zehen gestanden. Weshalb klemmst Du mir die aber auch gerade unter meinen Absatz? Es ist doch auch 'ne merkwürdige Idee!

Herr Sauer murmelte einige unverständliche Worte und zog sich dann hinkend in die Fensterbrüstung zurück, wo er sich eine ganze Weile damit beschäftigte, die rechte Fußspitze an der linken Wade zu reiben.

Der Onkel Heinrich bekümmerte sich jetzt aber weder um ihn noch um die Anderen, sondern reichte nur dem jungen Mädchen die Hand und blickte es an, als wenn er es in das reine Gold seiner Liebe fassen wollte.

Meine kleine Frau! sagte er, Elisens Hand in der seinen behaltend.

Mein lieber Freund! entgegnete sie, ihm offen in's Auge blickend.

Der Onkel Heinrich machte eine leichte unwillige Bewegung. O, o, ſagte er, Du ſollſt mich ja nicht mehr „mein lieber Freund“ nennen — ich werde ja nun bald Dein lieber Mann ſein und bin jetzt Dein verlobter Bräutigam — Du mußt jetzt „lieber Heinrich“ zu mir ſagen. Nicht wahr, Frau Schwiegermutter? wandte er ſich an Madame Troſt. Gehört ſich das nicht ſo unter Brautleuten?

Nun, verſteht ſich! entgegnete die Mama mit einem zuſtimmenden Lächeln.

Na, das laſſe ich mir gefallen! rief der Onkel Heinrich, beide Hände zuſammenſchlagend. Sie ſind doch noch eine vernünftige Frau, vor der ich alle Hochachtung habe. Kommen Sie her, alte Freundin, und geben Sie mir einen Kuß.

Ih, wie würde ſich denn aber das ſchicken? rief Frau Troſt, unwillkürlich einen Schritt zurücktretend.

Ach was, ſchicken hin und ſchicken her, ſagte der Onkel, was aus einem inneren Menſchenherzen kommt, ſchickt ſich immer!

Und damit nahm er ſeine künftige Schwiegermutter beim Kopfe und gab der Widerſtrebenden mehrere Küſſe hinter einander, die an Kräftigkeit nichts zu wünſchen übrig ließen.

So! rief er dann, das Opfer ſeiner Zärtlichkeit wieder loslaſſend. So liebe ich die Küſſe — laut und

herzhaft. Solch ſanftes Schnäbeln kommt mir immer vor, als wenn ſie keine rechte Courage dazu hätten.

Während die Frau Troſt noch ganz roth war, die Nichte Sauer ihre innere Entrüſtung gewaltſam niederkämpfte, der Neffe Sauer Verſuche anſtellte, ob er mit dem ſchmerzenden Fuße ſchon wieder auftreten könnte, die kleine Eliſe ſich das Taſchentuch vor den Mund hielt, um nicht laut aufzulachen, und der alte Thomas ſich über die ganze Scene ſtill vergnügt amüſirte, klingelte der Onkel Heinrich und beſtellte bei dem eintretenden Diener das Frühſtück.

So, ſagte er dann mit dem heiterſten Geſichte von der Welt, nun wollen wir aber auch herzhaft eſſen. Komm, kleine Frau, kommt Nichte und Neffe, Ihr müßt ja auch hungrig ſein von der Reiſe; ich denke, Ihr werdet mit meiner Küche zufrieden ſein.

Er wollte eben ſeiner künftigen Gattin den Arm reichen, um ſie zum Speiſezimmer zu führen, als ihm die Nichte noch einmal wie eine Bombe an den Hals geflogen kam und dann einen Thränenſtrom vom Stapel ließ, den die Frauenzimmer in der Regel eben ſo bei der Hand haben, wie die Höflichkeitsüberfluthungen, mit denen ſie Einen überſchütten wie mit einem Schneegeſtöber.

Der Onkel Heinrich bekam einen Schreck bei dieſer plötzlichen und unerwarteten Attacke. Gott erbarm' ſich meiner! rief er, ſich feſt auf ſeine beiden Beine ſtellend,

um nicht wiederum zurückzuweichen. Was fällt Dir denn ein, Nichte? Was fehlt Dir denn eigentlich?

Ach, nichts, ſchluchzte Frau Sauer, ich wurde nur plötzlich ſo ſehr gerührt!

Gerührt — wiederholte der Onkel, worüber denn gerührt?

Es kam mir nur ſo in den Sinn, daß Du nach Deiner Hochzeit wohl Deine arme, unglückliche Nichte ganz und gar vergeſſen wirſt! fuhr Frau Sauer fort.

Der Onkel machte ein leicht unwilliges Geſicht und ſchob dann ſeine zärtliche Verwandte von ſeiner Bruſt zurück.

Ach, Unſinn, ſagte er, arme, unglückliche Nichten ſorgen ſchon von ſelbſt dafür, daß ſie nicht vergeſſen werden! Doch nun höre auf, zu weinen, ich kann die Thränen einmal nicht leiden, und wenn es auch nur unechte ſind — ſie bedeuten gewöhnlich nicht viel Gutes — wenn es reguet, iſt der Himmel trübe.

Lange blieb der Unwille jedoch nicht auf den Zügen des Onkel Heinrich liegen. Es war, als wenn er dort keinen rechten Boden gewinnen könnte und als wenn er ſchnell wieder abflöſſe wie Waſſer von geöltem Papier.

Nach wenigen Minuten glänzte daher das Antlitz des braven alten Herrn wieder in Behaglichkeit und Frohſinn, und die großen, freundlichen Augen blickten ſo wohlwollend und liebevoll im Kreiſe umher, als wenn ſie jedem der Anweſenden einen Kuß geben wollten.

Iſt denn Herr Stolle noch nicht hier? fragte er dann. Das iſt doch die Zeit, wo er gewöhnlich zu kommen pflegt.

Freund Thomas ſah nach ſeiner Uhr. Er iſt doch ſonſt ſo pünktlich, ſagte er; es wird ihm doch kein Unglück zugeſtoßen ſein?

Ach, das wäre ja ſchrecklich! Was meinen Sie denn für ein Unglück, Herr Thomas? wandte ſich Eliſe mit ganz beſorgtem Geſichte an den alten Freund des Hauſes.

Seit der letzten Wendung der Unterhaltung war die Nichte Sauer aufmerkſamer und immer aufmerkſamer geworden. Wer iſt denn Herr Stolle? fragte ſie mit mühſam unterdrückter Aufregung.

Ein junger Mann — ein Freund von mir, antwortete der Onkel leichthin.

So — ein junger Mann? wiederholte die Nichte, einen blitzſchnellen Blick auf ihren Gatten werfend, der noch immer am Fenſter ſtand und Reflexionen über die nächſte Tabakſernte anzuſtellen ſchien.

Ja, fuhr der Onkel fort, ein Maler — ganz allerliebſter Menſch — der Zeichnenlehrer meiner kleinen Frau.

Ih! machte die Nichte, mit jenem eigenthümlichen Ton, der auch nur Frauenzimmern eigen iſt und der ein Gemiſch von hohem Intereſſe und verſteckter Ironie ausdrückt. Und dann hüpfte ſie an's Fenſter, wie um einmal in den Park hinauszuſchauen, in Wahrheit aber nur,

um die Aufmerkſamkeit ihres Gemahls auf den Gang der Unterhaltung zu lenken.

Paß doch auf! raunte ſie ihm zu, ihn ziemlich heftig in den linken Arm kneifend.

Herr Sauer fuhr aus ſeinem ſchönen Traume empor und machte plötzlich ein Geſicht, als wenn er die ganze Situation mit Einem Male auffaugen wollte.

Prächtiger Junge, fuhr der Onkel in ſeiner Lobrede fort, ich liebe ihn wie ein Vater!

Und ich liebe ihn wie einen Bruder, ſetzte die kleine Eliſe hinzu; er iſt ein ſo ſehr guter Menſch!

Haſt Du gehört, tuſchelte Frau Sauer ihrem Gemahl zu: ihren Bräutigam liebt ſie wie einen Vater und ihren Zeichnenlehrer liebt ſie wie ihren Bruder — das ſcheint mir hier eine ſchöne Wirthſchaft zu ſein!

In dieſem Augenblicke ſchlugen draußen die Hunde an.

Da kommt er, da kommt er! rief Eliſe freudig, und wenige Augenblicke darauf trat in der That der Herr Maler Stolle in's Zimmer und entſchuldigte ſich bei dem Hausherrn wegen ſeines Zuſpätkommens.

Es war ein großer, hübſcher Mann mit einem offenen und freundlichen Geſicht, in deſſen ganzem Weſen ſich jedoch eine gewiſſe Zurückhaltung und Schüchternheit ausſprach, die er vergebens zu bekämpfen ſchien. Er reichte dem Onkel Heinrich die Hand, der den Druck ſo kräftig erwiderte, daß der junge Mann ein leiſes Zucken ſeiner

Gesichtsmuskeln nicht unterdrücken konnte, wandte sich dann mit respektvollem Gruße an die Damen des Hauses, machte darauf dem Sauer'schen Ehepaare, dem er vorgestellt wurde, ebenfalls seine Verbeugung und wechselte zuletzt einige Worte mit dem alten Freunde Thomas.

Ich fürchtete schon, Sie würden heute nicht kommen, wandte sich Elise an ihren Lehrer, der sofort zu ihr trat und sich mit lächelnder Verlegenheit bei ihr entschuldigte.

Hast Du gehört, sie fürchtete, er würde nicht kommen? flüsterte Frau Sauer ihrem Gatten in's Ohr.

Dieser hatte ihr eben seine Gegenbemerkung zugehen lassen, als der Diener eintrat und meldete, daß das Frühstück aufgetragen sei.

Diese Nachricht brachte sofort eine freudige Aufregung in die kleine Gesellschaft und die Gedanken richteten sich unwillkürlich von den geistigen Interessen auf die körperlichen.

Während Frau Trost als Führerin des Haushalts voranging, um noch einige Arrangements zu treffen oder mit einem letzten kritischen Blicke die gedeckte Tafel zu überfliegen, reichte Onkel Heinrich seiner kleinen Frau den Arm und richtete sich an ihrer Seite im Vollgefühle seines Glückes so hoch und stolz empor, daß es eine wahre Freude war, ihn anzuschauen.

Gott, rief seine zärtliche Nichte, dieser Ansicht zuerst Ausdruck gebend, der Onkel ist doch wirklich noch ein ganz

wundervoller Mann in ſeinem Alter — ſieh doch nur, Sauerchen!

Mit dieſer Rede hatte ſie aber ihren Verwandten nicht angenehm berührt, denn der alte Herr machte wieder ſein unmuthiges Geſicht und wandte ſich beinahe ärgerlich an ſeine Nichte.

In meinem Alter? rief er mißbilligend. Was haſt Du Dich, zum Teufel, immerwährend um mein Alter zu bekümmern?! Ich bin ſechszig Jahre, ich weiß es, und Jedermann weiß es, aber nach meinem eigenen Gefühle bin ich deſſen ungeachtet noch ein junger Mann. Und das Gefühl iſt eben die Hauptſache. — Glaubſt Du denn, daß ich als einzige Ausnahme daſtehe von der allgemeinen Regel? — Ih, Gott bewahre! — Ich habe die Weltgeſchichte genau ſtudirt und mir alle Beiſpiele gemerkt, die auf mich Anwendung finden. — Weißt Du, wie alt die Königin Eliſabeth von England war, als ſie den Grafen Eſſex zum Tode verurtheilte, weil er Untreue an ihr begangen hatte?

Die ganz verdutzte Nichte ſah erſt ihren Gatten an, und da ihr dieſer nichts vorſagte, ſchüttelte ſie traurig den Kopf.

Dann will ich es Dir ſagen, rief der Onkel: ſie war volle achtundſechszig Jahre.

Die Nichte ſchlug vor Verwunderung die Hände zuſammen.

Weißt Du, wie alt Marcus Antonius war, als er ſich in die Königin Kleopatra verliebte?

Die Nichte ſchüttelte wiederum den Kopf.

Siebenzig Jahre war er! rief der Onkel, triumphirend im Kreiſe umherblickend.

Und weißt Du, wie alt die ſchöne Helena war, als der junge Paris ſie entführte? fuhr der alte Herr, immer eifriger werdend, fort. Ich will es Dir ſagen: vierundſechzig Jahre. — Und Ninon de L'Enclos war fünfundachtzig Jahre, als ihr eigener Sohn, der ſie als ſeine Mutter nicht kannte, ſich bis zum Wahnſinn in ſie verliebte. — Und der Herzog von Richelieu machte in ſeinem achtzigſten Jahre noch beſſere Tollheiten, als unſere heutigen Fähnriche in ihrem achtzehnten.

Und Abraham...

Hier unterbrach ſich aber der Onkel Heinrich ſchnell und warf einen halb ängſtlichen, halb verlegenen Blick auf das junge Mädchen an ſeinem Arme. Da er dieſes jedoch ganz heiter und unbefangen nach ſeinem Zeichnenlehrer ſchauen ſah, beruhigte er ſich ſogleich, nahm ſeine alte, joviale Miene wieder an und rief mit lauter Stimme: Alſo jetzt zum Frühſtück, Kinder! Komm', kleine Frau, kommen Sie, Stolle, Thomas, Neffe, Nichte; laßt Euch nicht lange bitten, ihr wißt ja, daß das bei mir nicht Mode iſt!

Und damit ſchritt er der Geſellſchaft voran, wie ein

Triumphator, der die ſchönſte Beute heimführt. Freund Thomas und der junge Maler folgten dem Paare auf dem Fuße. Herr Sauer wollte eben daſſelbe thun, als ſeine Frau ihn am Arme zurückhielt.

Was willſt Du denn wieder? fragte er barſch und unfreundlich.

Ich habe ein Plänchen, flüſterte ihm ſeine Gattin zu. Ich wette mit Dir, daß ich damit die alberne Verlobung auseinander bringe und uns das beinahe verlorene Erbtheil wieder zuwende.

Herr Sauer wurde jetzt bedeutend freundlicher.

Der junge Maler liebt Eliſen, aber er iſt zu beſcheiden, er getraut ſich nicht, es ihr zu ſagen, fuhr die Gattin fort.

Herr Sauer machte ein verwundertes Geſicht.

Und die kleine Gans liebt den jungen Maler wieder, docirte die Nichte weiter; aber ſie weiß es ſelber noch nicht, weil ſie überhaupt noch nicht weiß, was Liebe iſt.

Herr Sauer kam jetzt aus der Verwunderung in's Erſtaunen. — Sollte das aber auch wirklich ſo ſein? fragte er, noch mit einigen Zweifeln erfüllt.

Seine Gattin nickte gewichtig mit dem Kopfe. Und wenn ich mich wirklich geirrt haben ſollte, fuhr ſie fort, ſo iſt die Sache leicht ſo zu machen, wie wir ſie wünſchen. Nimm Dir nach dem Frühſtück den Maler bei Seite und

bringe ihm auf geschickte Weise bei, Elise heirathe den alten Mann nur aus Dankbarkeit, und ich werde mir das Gänschen vornehmen und ihr ein solches Feuer in dem kleinen Herzchen anzünden, daß ihr Verhältniß zu unserem Onkel bald in helle Flammen aufgehen soll. Hast Du mich verstanden, Sauer?

Der Gatte nickte.

Jetzt komme aber zum Frühstück, setzte die Nichte dann hinzu, damit unser Benehmen nicht auffällig wird, und dann laß uns unsere Partie beginnen, die wir gewinnen wollen und müssen, unter allen Umständen.

Und das würdige Paar folgte den Vorangegangenen in den Speisesaal. — Und die kleine Gesellschaft war heiter und guter Dinge; Gerichte und Weine mundeten vortrefflich. Onkel Heinrich strahlte vor Glück und Wonne an der Seite seiner angebeteten „kleinen Frau"; Elise unterhielt sich heiter und unbefangen, wie immer; der Maler fühlte sich noch verlegener, als sonst, durch die Anwesenheit der beiden für ihn fremden Verwandten; die beiden letzteren aßen und dachten mehr, als sie sprachen, und der gute, alte Hausfreund Thomas aß wieder mehr, als er sprach und dachte.

So saß die Gesellschaft wohl eine Stunde lang beim fröhlichen Mahle zusammen, essend und trinkend, lachend und scherzend, unter der belebenden und erwärmenden

Sonne des Glückes, die hell und heiter auf sie herablächelte; aber

Zwischen Lipp' und Kelchesrand
Schwebt des Schicksals dunkle Hand.

Nachdem das Frühstück beendet war, ging Onkel Heinrich mit Thomas zu den Turngerüsten, um ihm einige neue gymnastische Uebungen zu zeigen; Frau Trost setzte die übrig gebliebenen Speisen und den Wein fort, und Herr Sauer verwickelte den jungen Maler in ein Gespräch, indem er die entlegensten Theile des Parkes mit ihm aufsuchte, während seine vortreffliche Gattin die kleine Elise bei Seite nahm und ihr Köpfchen und Herzchen zu verwirren begann.

Und Onkel Heinrich schwenkte sich unterdeß auf dem Barren, ließ seinen Körper um das Reck fliegen, sprang mit gleichen Füßen über einen kleinen Zaun und balancirte eine mächtige Wagendeichsel auf seiner Unterkiefer, daß sein Begleiter gar nicht wußte, was er vor lauter Bewunderung anfangen sollte.

Die alten Bäume und blühenden Sträucher flüsterten zwar ängstlich und geheimnißvoll um ihn herum, als wollten sie ihn warnen und auf die Gefahren aufmerksam machen, die ihn bedrohten; aber er verstand die Sprache der Bäume und Gesträuche nicht, weil er von Hause aus kein Dichter war und weil die Liebe ihn doch noch nicht

genug zum Dichter gemacht hatte, zum Dichter ohne Worte, wie man ſich ausdrücken könnte. —

In einem einſamen, halbdunklen Steige, wo die Bäume und Geſträuche gar nicht plauderten, ſondern ganz ſtill ſtanden, weil ſie zu viel zu horchen hatten, ging Herr Sauer mit dem jungen Maler auf und nieder. Sauer führte die Unterhaltung zum größten Theil allein, und der junge Maler, der ganz roth und aufgeregt ausſah, hörte nur ſehr aufmerkſam zu und warf von Zeit zu Zeit eine Frage oder eine Bemerkung dazwiſchen.

Und in einem anderen, ebenfalls halbdunklen Steige, wo die Bäume und Geſträuche beinahe noch ſtiller und lauſchiger zu ſtehen ſchienen, gingen Frau Sauer und die kleine Eliſe auf und nieder, und Frau Sauer ſprach und erzählte und geſticulirte fortwährend, und die kleine Eliſe, die ganz glänzende Augen und rothe Bäckchen hatte, trippelte mit kurzen, beinahe ängſtlichen Schritten nebenher und warf nur von Zeit zu Zeit eine Frage oder eine Bemerkung dazwiſchen.

Aber ich kann es wirklich immer noch nicht recht glauben, flüſterte das junge Mädchen; wie wäre denn das nur möglich, Madame Sauer?

Es iſt, wie ich Ihnen geſagt habe, liebes Kind, betheuerte die Nichte; meine Beobachtungen haben mich nicht getäuſcht, und ich ſchätze mich glücklich, Ihnen dieſe angenehme Nachricht zuerſt mitgetheilt zu haben.

Die Wangen des armen Kindes wurden immer röther und der Athem immer kürzer. Herr Stolle ſollte verliebt in mich ſein? hauchte Eliſe faſt unhörbar.

Bis zum Herzbrechen, liebes Fräulein, bis zum Herzbrechen, betheuerte Frau Sauer. Haben Sie denn nicht bemerkt, wie ſtill und gedankenvoll er während des Frühſtücks war?

Das junge Mädchen dachte einige Augenblicke nach und nickte dann mit dem Kopfe, als wenn ihm ſo eben die Probe zu einem Exempel geſtimmt hätte.

Sie ſind der einzige Gegenſtand ſeiner Gedanken, fuhr die Nichte fort; ich konnte es gleich an dem erſten Blicke ſehen, den er auf Sie warf, daß ihm eine tiefe Melancholie im Herzen wurzelte.

Das junge Mädchen ſchien jetzt aus ſeinen bangen, inneren Zweifeln zu einer ſüßen, aber nicht beruhigenden, ſondern im Gegentheil ſehr aufregenden, Gewißheit durchgedrungen zu ſein, denn ſein bisher paſſiv-träumeriſcher Zuſtand verwandelte ſich in ſchnellem Uebergange in eine faſt ſprühende, active Heiterkeit, und die Erinnerungen ſuchten krampfhaft in der Vergangenheit umher, um neue und immer neue Beweiſe für die ſüßen Behauptungen der Frau Sauer aufzufinden.

Ja, ja, Sie mögen Recht haben, ſagte das Mädchen, den bisher geſenkten Kopf emporhebend und ihre Begleiterin mit ſtrahlenden Augen anſchauend. Jetzt wird

mir erſt ſo Manches klar, was ich früher gar nicht beachtet hatte — zum Beiſpiel, wenn er mir Zeichnenſtunde gab, hörte ich ihn öfters ſeufzen und überraſchte ihn, wenn er ſeine Blicke auf mir ruhen ließ.

Nun ja, was wollen Sie denn noch mehr? Das iſt alles Liebe! erklärte die Nichte, im freudigen Vorgefühle ihres baldigen Sieges.

Das junge Mädchen überlief's bei dieſem Worte, das ſie früher ganz kalt gelaſſen hatte. Das Verſtändniß dafür war ihm aufgegangen, wie die Sonne plötzlich roth und ſtrahlend am Horizonte emportaucht.

Und dann war er auch immer ſo verwirrt, fuhr ſie fort; wenn ich zum Beiſpiel Indigo von ihm verlangte, reichte er mir die Sepia.

Das iſt ſchon mehr Leidenſchaft, docirte die Nichte.

Das junge Mädchen durchſchauerte es bei dieſem Worte. Sie verſtand die Bedeutung nicht, aber ſie ahnte ſie, und ihre unſchuldige Seele erzitterte bei dieſem Ahnen.

Plötzlich aber ſchienen ihre Gedanken aus dem Freudenrauſche, in dem ſie ſich geſchaukelt hatten, in die nüchterne Wirklichkeit herabzuſinken. Sie ſeufzte tief und ſchmerzlich auf und über die vor innerer Seligkeit glänzenden Augen breiteten ſich ſchnell die verdunkelnden Schleier einer wehmüthigen Trauer.

Der arme junge Mann! ſagte ſie dann nach einer

Weile. Glauben Sie, daß ihm das Herz wirklich brechen wird, wenn ich den Onkel Heinrich heirathe?

Die Nichte machte ein bedenkliches Geſicht und zuckte mit den Achſeln.

Das junge Mädchen blickte ihre Begleiterin beinahe erſchreckt an.

Bei einer ſo heißblütigen und romantiſchen Natur muß man ſich auf das Schlimmſte gefaßt machen, ſagte Frau Sauer mit einem dumpfen Tone.

Eliſe erbebte. Sie machte in dieſer halben Stunde die ganze Scala der Gefühle durch.

Aber weshalb hat er denn nie ein Wort von ſeiner Neigung zu mir geſprochen? fragte ſie dann.

Und wann iſt Lieb' am tiefſten?
Wenn ſie am ſtillſten iſt!

declamirte Madame Sauer.

Das junge Mädchen ſchien von einer nervöſen Unruhe befallen zu werden. Mir wird ſo ängſtlich, ſo beklommen, ſagte ſie, indem ſie die kleine Hand auf ihr plötzlich ſo groß gewordenes Herz preßte. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, Jemanden unglücklich zu wiſſen — namentlich Herrn Stolle, für den ich immer eine ſo aufrichtige Freundſchaft empfand! Bitte, Frau Sauer, fuhr ſie dann, immer aufgeregter werdend, fort, kommen Sie hinweg aus dieſem engen, dumpfigen Steige — mir iſt es, als rückten die Bäume immer näher an mich heran

und als wollten ſie mich begraben unter ihren Zweigen — kommen Sie fort, wo mehr Luft und Licht iſt — ich erſticke hier, ich erſticke!

Mit dieſen Worten eilte ſie geflügelten Schrittes und mit wehendem Kleidchen ſo ſchnell voran, daß ihr die intriguante Nichte kaum zu folgen vermochte und ſich die größte Mühe geben mußte, ſich dicht hinter ihr zu halten.

Plötzlich ſtand aber die kleine Eliſe mitten in ihrem Laufe ſtill, als wenn ſie der Blick eines Baſiliſken feſtgebannt hätte, und ſtarrte einen Moment in die Gebüſche, die ſich wie eine grüne Wand vor ihr ausbreiteten und aus denen dann ein Geräuſch wie von Schritten und flüſternden Stimmen herausdrang.

Das junge Mädchen ſtand hoch aufgerichtet, ein reizendes Bild der angeſpannteſten Aufmerkſamkeit und Erregung, da, und ſchien mit den Augen und Ohren zugleich die geheimnißvolle Laube durchdringen zu wollen. Dann aber zuckte ſie, wie von einem Inſecte geſtochen, zuſammen, ſtieß einen lauten, unwillkürlichen Schrei aus und floh im Zuſtande der größten Verwirrung dem Hauſe zu.

Die Nichte, welche ebenfalls ihre Blicke nach der bezeichneten Richtung hingewandt hatte, ging von einem anfänglichen Staunen zu einer lächelnden Befriedigung über, als ſie in demſelben Moment, wo das Mädchen entfloh, ihren geliebten Gatten mit dem Maler Stolle aus dem Gebüſch hervortreten und Eliſe nachblicken ſah.

Herr Sauer, deſſen Stimme ſie noch nicht verſtehen konnte, machte gegen den jungen Mann eine Geſte, als wenn er ihm ebenfalls eine von ihm aufgeſtellte Behauptung bewieſen hätte. Dann aber bemerkte er an der grünen Wand ihm gegenüber ſeine Gattin und fuhr, die Situation klug benutzend, ſogleich mit lauterer Stimme fort: Wie können Sie aber noch zweifeln, lieber Herr Stolle? Um Nichts erſchrickt ein junges Mädchen nicht ſo beim Anblicke eines jungen Mannes. — Und dann kann ich Ihnen noch mittheilen, fuhr er fort, nachdem er ſich durch einen Blick mit ſeiner Ehehälfte in Einverſtändniß geſetzt hatte, daß meine Frau das vollſte Vertrauen des lieben Kindes beſitzt und daß ſie mir auch unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit das geſagt hat, was ich ſo eben die Ehre hatte, Ihnen wiederzuerzählen.

In dieſem Augenblicke ſchien Herr Sauer einen Schreck zu bekommen, indem er fingirte, ſeine Gattin, die nun auf die Beiden zuſchritt, erſt jetzt zu bemerken.

Still, flüſterte er ſeinem Begleiter zu, da kommt ſie. Sie ſehen wiederum, daß ich Recht hatte. Wir haben wahrſcheinlich neue, ſüße Mittheilungen durch unſere Dazwiſchenkunft unterbrochen.

Madame Sauer war jetzt zu den Herren herangetreten. Ih, ſieh' da, begann ſie ſogleich die Unterhaltung, was tuſchelt man denn da zuſammen? Was gibt's denn hier für Geheimniſſe?

O, nichts, mein Kind, entgegnete der Gatte mit gut gespielter Verlegenheit; Herr Stolle erzählte mir von der Kunstausstellung.

Pfui, wer wird so lügen, Sauer! sagte die Nichte mit streng verweisendem Tone; ich habe ja Deine letzten Worte gehört. Gestehe mir augenblicklich die Wahrheit!

Der Gemahl zuckte etwas verlegen mit den Achseln, als wenn er sich ungern der Nothwendigkeit fügte, und gestand dann ein, daß er es nicht habe über's Herz bringen können, dem Maler einige Winke über Elisens Neigung für ihn zukommen zu lassen.

Seine Gattin wurde darüber aber äußerst ungehalten, machte ihm die lebhaftesten Vorwürfe, daß er ihr Vertrauen so schlecht belohnt habe, und ließ sich nur allmählich durch den jungen Mann wieder besänftigen, der ihr die Versicherung gab, daß ihr Herr Gemahl von den besten Absichten geleitet worden sei und daß sie ihm deshalb nicht ferner zürnen solle.

Nun, da Sie es jetzt doch einmal wissen, sagte endlich die Nichte, eine mildere Tonfärbung annehmend, so ist die Sache ja nicht mehr zu ändern, und wir können frei und offen darüber reden. Sie werden es begreifen, wie schmerzlich mich die Entdeckung berührt hat, fuhr die Nichte dann, zu dem Maler gewendet, fort; das arme Mädchen ist recht, recht unglücklich und wird es noch weit mehr werden, wenn sie erfährt, daß die Liebe keine gegen-

ſeitige iſt, obgleich das auf der anderen Seite auch wieder ein großes Glück zu nennen iſt.

Der Maler antwortete nicht.

Seien Sie aufrichtig gegen uns, wie wir es gegen Sie waren, fuhr Madame Sauer fort. Nicht wahr, Sie haben für die arme Eliſe weiter nichts empfunden, wie die Freundſchaft des Lehrers für die Schülerin?

In der Bruſt des jungen Mannes ſchien jetzt ungefähr derſelbe Proceß vorzugehen, wie vorhin in dem Buſen des jungen Mädchens, und auch ſeine geiſtigen Blicke tauchten ſich in die Vergangenheit und beſchäftigen ſich mit der tieferen Deutung von Worten und Blicken, deren Erinnerung ſeine Seele immer mehr in Flammen ſetzte.

Wohlan denn, begann er nach längerem Schweigen: alſo Vertrauen gegen Vertrauen. Ich kann es nicht läugnen, Madame, daß ich für Eliſe ſtets die reinſte, aufrichtigſte Freundſchaft empfunden habe, eine Freundſchaft, welche nur aus Schüchternheit und aus Achtung vor Ihrem Herrn Onkel verhindert wurde, die nahe Gränze der Liebe zu überſchreiten. — Aber ich bitte Sie beide recht herzlich, ſetzte er dann, ſich zuſammennehmend, hinzu, ſprechen wir nun nicht weiter von der herzzerreißenden Angelegenheit! Die Sache iſt nun ſchon ſo weit gediehen, daß uns auch nicht die mindeſte Hoffnung mehr übrig bleibt. Eliſe muß Ihren Onkel heirathen und mich vergeſſen;

deshalb ſoll ſie mich auch heute zum letzten Male geſehen haben.

Madame Sauer ſenkte wie unſchlüſſig das Haupt. Wenn ich Ihnen noch einen Rath geben dürfte... ſagte ſie dann mit leiſer, wie im voraus muthloſer Stimme.

Nein, fuhr der junge Mann, an ſeinem Entſchluſſe feſthaltend, auf, nein, kein Wort mehr über dieſen Gegenſtand! Ich bin Ihrem Herrn Onkel zu viel Liebe und Dankbarkeit ſchuldig, um ihm dieſelbe dadurch lohnen zu können, daß ich ihm das Glück ſeines Lebens vernichte — und Eliſe wird eben ſo denken und ſchließlich in dieſem Gedanken Troſt und Beruhigung finden. — Alſo kein Wort mehr darüber! ſetzte der Maler hinzu, Herrn Sauer's und ſeiner Gattin Hände ergreifend und ſie zum Abſchiede ſchüttelnd. Und nun leben Sie wohl, auf Nimmerwiederſehen!

Und damit lief er wie ein Raſender durch die Gebüſche dem Wohnhauſe zu.

Die beiden Gatten blickten ihm eine Weile ſchweigend nach.

Glaubſt Du, daß er geht? wandte ſich dann Sauer an ſeine Ehehälfte.

Die Letztere ſchüttelte in lächelndem Siegesbewußtſein den Kopf und ihre Seele ſchien mit Marc Anton in Julius Cäſar zu ſprechen:

> Nun wirk' es fort. Unheil, du biſt im Zuge,
> Nimm, welchen Lauf du willſt!

Das saubere Paar ging nun, um den Onkel aufzusuchen und denselben zu beschäftigen, damit dadurch vielleicht den unglücklich Liebenden Gelegenheit gegeben werde, sich zu treffen, sich gegenseitig zu verrathen und, in der Absicht, sich auf ewig zu trennen, sich nur desto fester an einander zu ketten.

Als Herr und Frau Sauer jedoch eben in einen Schlängelsteig eingebogen waren, der nach dem Turnplatze des Onkels führte, kam ihnen der alte Thomas mit ganz verstörter Miene entgegen gelaufen und redete sie sofort an, als wenn er das, was er auf dem Herzen hatte, auch nicht eine Minute länger zurückhalten könnte.

Mein Himmel, was ist denn eigentlich passirt? begann er mit zitternder, athemloser Stimme. Der Onkel schickte mich fort, um die anderen Herrschaften zu suchen, und da fand ich unsere Elise ganz allein und in Thränen auf der Bank unter dem großen Apfelbaum. Wenn Elise weint, dann muß sie eine Ursache dazu haben, denn das Kind ist ja sonst immer die Heiterkeit und Fröhlichkeit selbst.

Herr und Madame Sauer gaben keine Antwort, sondern blickten vor sich hin auf die Erde. Die Unruhe des alten Thomas schien dadurch nur noch gesteigert zu werden.

Und als ich eben hier in den langen Schlängelsteig einbiege, fuhr er fort, kommt mir Herr Stolle entgegen

geſtürmt, rennt mich beinahe um und ruft mir im Weiterraſen zurück: ich möchte es nicht übel nehmen, er wäre heute ſo zerſtreut.

Herr und Madame Sauer gaben keine Antwort, ſondern ſchlugen ſchweigend den Weg nach dem Wohnhauſe ein, während Thomas in immer ſteigender Unruhe neben ihnen hertrippelte.

Laſſen Sie uns hoffen, guter Thomas, daß der Onkel recht glücklich in ſeiner Ehe werde, ſagte die Nichte, die ausgeſprochenen Beſorgniſſe des Hausfreundes ganz umgehend.

Der alte Thomas wurde aber dadurch immer aufgeregter; er blickte die Sprecherin ängſtlich an und fragte verwundert: Laſſen Sie uns hoffen — was wollen Sie denn damit ſagen, Madame Sauer? — Sollten Sie einen Zweifel unter dieſer Redensart verſtecken wollen?

Die Nichte zuckte mit den Achſeln. Mein Gott, man kommt unwillkürlich auf ſolche Gedanken, entgegnete ſie: ſechszig und achtzehn haben noch niemals gut zu einander gepaßt.

Dem alten Thomas begann es ganz unheimlich zu Muthe zu werden, und die Stimme verſagte ihm, als er eine Gegenbemerkung machen wollte.

Und Herr Stolle iſt erſt fünfundzwanzig, ſetzte Herr Sauer hinzu, indem er ein bedenkliches Geſicht machte.

Weshalb ſollten wir Ihnen unſer Bedenken nicht

mittheilen? bohrte die Nichte weiter. Was mich betrifft, ſo glaube ich nicht, daß Segen aus dieſer Verbindung entſprießen werde — im Gegentheil: Elend und Unglück.

Dem armen Thomas begannen die Knie unter dem Leibe zu zittern. Elend und Unglück? wiederholte er mit tonloſer Stimme.

Jawohl, fuhr die Nichte fort, drei Menſchen ſind auf dem beſten Wege, namenlos unglücklich zu werden — der gute Onkel, Eliſe und auch Herr Stolle.

Zum Glück hatte man unter dieſem Geſpräch das Haus erreicht, ſonſt wäre der arme Thomas unfehlbar draußen auf die kalte Erde geſunken, anſtatt hier in einen weichen Polſterſeſſel. Was ſpielen Sie denn eigentlich auf Herrn Stolle an? fragte er unter dem Gewicht einer düſteren Vorahnung.

Die Nichte zauderte noch einen Augenblick, als wenn es ihr ſchwer würde, das zu ſagen; dann aber ſchien ſie einen Entſchluß zu faſſen und ſprach mit leiſer, aber ſicherer Stimme: Wir ſind zu der feſten Ueberzeugung gekommen, daß zwiſchen Eliſe und Stolle eine heftige, wenn auch vielleicht noch nicht ausgeſprochene Liebe beſteht.

Thomas bekam ein Leichengeſicht und ſank wie vom Schlage getroffen an die Lehne ſeines Seſſels zurück.

Ja, es iſt eine recht, recht trübe Geſchichte! ſeufzte Frau Sauer.

Entſetzlich! rief Thomas ſo laut, wie man es noch nie von ihm gehört hatte, indem er aus ſeinem Stuhle emporſchnellte und geſticulirend im Zimmer auf und niederlief. Dann blieb er plötzlich ſtehen, als wenn er zu einem großen, endgültigen Entſchluſſe durchgedrungen wäre, und ſchrie beinahe überlaut: davon muß Onkel Heinrich Kenntniß erhalten!

Um Gottes willen! riefen die beiden Gatten unisono, was wollen Sie thun?

Der alte Thomas aber ſchien unerſchütterlich. Es *muß* ſein, ſagte er, oder verlangen Sie von mir, daß ich meinen langjährigen, vortrefflichen Freund ſo blindlings in's Verderben laufen laſſe? Nimmermehr! Ich muß meine Pflicht thun, weil ich nicht die Verantwortung für die Folgen übernehmen kann!

Herr Sauer zuckte die Achſeln. Wenn Sie es ihm denn durchaus ſagen *wollen*, entgegnete er, dann ſind Sie allerdings die geeignetſte Perſönlichkeit dafür, denn Sie kennen ſeinen Charakter und ſein Temperament am beſten.

Herr Thomas wollte ſich eben entfernen, um ſeinen Entſchluß zur Ausführung zu bringen, als ſich draußen im Park die Stimme des Hausherrn hören ließ.

Da kommt er, flüſterte die Nichte, indem ſie dem alten Freunde einen bittenden Blick zuwarf; aber ſeien Sie recht vorſichtig — bitte, Herr Thomas, ja recht vor-

ſichtig! — Dann nahm ſie den Arm ihres Gatten unter den ihrigen und zog ihn mit ſich fort, indem ſie durch das anſtoßende Zimmer ihren Rückzug noch weiter fortſetzte.

Wenige Minuten ſpäter trat der Onkel ein, das Geſicht hochroth von den gehabten Anſtrengungen ſeiner gymnaſtiſchen Uebungen und in den ſonſt ſo freundlichen Augen einen Schimmer von Mißbehagen und Unzufriedenheit. Was ſoll denn das eigentlich bedeuten? wandte er ſich gleich heftig an ſeinen Hausfreund. Solche Gäſte ſind mir doch in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen! Sauers laſſen ſich ganz und gar nicht ſehen; Herr Stolle iſt ebenfalls verſchwunden, nach meiner kleinen Frau habe ich bereits den ganzen Garten abgeſucht; Madame Troſt wird heute auch nicht fertig mit ihrer Wirthſchaft, und Du ſitzeſt hier in der Stube wie ein Maulwurf — was geht denn, zum Teufel, vor? Wo ſind denn die Andern alle geblieben, he?

Ich weiß es nicht! ſeufzte Thomas mit einem Armſündergeſicht.

Na, weßhalb ſeufzeſt Du denn wie eine kranke Nachteule, wenn Du nichts weißt? eiferte der Onkel weiter. Jedes Ding muß doch ſeinen Grund haben — ſprich, was iſt los? Wo ſind die Andern alle geblieben?

Der alte Thomas zuckte die Achſeln und ſeufzte noch kläglicher, als das erſte Mal.

Der Onkel packte ihn zornig am Arme und ſchüttelte ihn, daß der arme, alte Mann ausſah, als wenn er aus ſeinen Fugen und Gelenken gehen wollte. Was ſoll dein Geſeufze bedeuten, alter Unglücksrabe, Du! ſchrie er ihn an. Ich will luſtig und fröhlich ſein; weßhalb verbitterſt Du mir die Stunden durch Dein Jammergeſicht? Mach' den Mund auf und ſprich, ſonſt reiße ich Dir die Kinnbacken auseinander und klappere damit, wie Du's beim jüngſten Gericht hören wirſt, Du alter, verſtockter Sünder, Du!

Dem unglücklichen Thomas klappten ohnedies ſchon ſeine wenigen Zähne zuſammen.

Es iſt — wenigſtens noch ein Glück — daß es vorher — entdeckt worden iſt, antwortete er ſtoßweiſe zwiſchen jedem Schütteln, das ihm ſein Freund angedeihen. ließ.

Was iſt entdeckt? Wer hat etwas entdeckt? tobte der Onkel, ſeinen Freund jetzt mit beiden Händen am Kragen faſſend. Sprich, altes Murmelthier, oder ich nehme Dich auf meinen Rücken und laufe eine Meile mit Dir, daß Du Dir nachher Deine Knochen einzeln wieder zuſammenſuchen kannſt!

Der alte Mann hatte ſich jetzt mühſam aus den furchtbaren Fäuſten ſeines vortrefflichen Freundes befreit und ſtand keuchend und luftſchnappend da, ohne eines Wortes mächtig zu ſein.

Der Onkel Heinrich wurde durch dieſes Schweigen immer wüthender. Rede, Ungethüm, oder ich gebe Dir einen Naſenſtüber, daß Du bis an's Brandenburger Thor fliegſt! herrſchte er ihn weiter an.

Freund Thomas kämpfte ſich gewaltſam zu einem muthigen Entſchluſſe empor. Die kleine Eliſe, begann er, in Abſätzen ſprechend, um im Zwiſchenraume immer wieder neuen Muth für die nächſten Worte zu ſammeln — die kleine Eliſe — hat zwar eingewilligt, Dich zu heirathen — aber — ihr Herz gehört einem Anderen.

Der Onkel wurde ängſtlich roth im Geſichte. Thomas, Du biſt betrunken! ſchrie er. Du biſt ein laſterhafter, alter Heuchler, weißt Du das!

Im Gegentheil, ich bin ſo nüchtern, wie ich noch nie nach meinem Frühſtücke geweſen bin, entgegnete der Hausfreund, nach und nach ſeine ſonſtige Würde wieder annehmend.

Dann biſt Du unterwegs gefallen und haſt Dir etwas am Gehirn beſchädigt! fuhr der Onkel fort.

Fällt mir gar nicht ein, entgegnete der alte Mann, jetzt zur Offenſive übergehend; ich bin weder betrunken, noch auf den Kopf gefallen, ſondern ich rede ſehr ernſthaft mit Dir und weiß ſehr gut, was ich ſage: deine Braut iſt verliebt in ihren Zeichnenlehrer.

Der Onkel machte erſt eine Bewegung, als wenn er von Neuem ſeinem Zorne Luft machen wollte; dann

aber ſank er plötzlich in einen Stuhl, wie eine gefällte Eiche.

Aus des alten Thomas Augen rollten zwei ſtille Thränen über ſeine welken, farbloſen Wangen herab. Er wollte ſich eben ſeinem unglücklichen Freunde nähern, um ihn zu tröſten in ſeinem herben Mißgeſchick, als derſelbe unter dem Einfluſſe eines neuen Zornausbruches plötzlich wieder aufſprang und ihn nochmals am Arm ergriff.

Ich muß klar ſehen in dieſe Sache! tobte er wieder los. Wo ſind ſie? Komm mit mir, Thomas, und wenn Du wahr geſprochen haſt, ſollſt Du mich furchtbare Dinge thun ſehen — haſt Du aber gelogen, nichtsnutziger Intriguant, dann begehe ich einen Mord an Dir ſelber!

Der alte Mann hing ſich an den Arm ſeines raſenden Freundes, daß dieſer durch das Gewicht des ſchwebenden Körpers in ſeinem Laufe aufgehalten wurde. Komme erſt wieder zu Sinnen! rief er. Werde erſt wieder ruhig, damit Du klar ſehen und urtheilen kannſt! Bedenke doch, wie leicht eine Uebereilung begangen und wie ſchwer ſie oft wieder gutgemacht iſt! Willſt Du denn noch mehr Unglück auf Dein Haus häufen? Willſt Du plötzlich wie ein Tollhäusler umherlaufen, Du, ſonſt ein ſo ruhiger und vernünftiger Mann?

Dieſe eindringliche Ermahnung ſeines alten Freundes ſchien auch ihre Wirkung nicht verfehlt zu haben,

denn der Onkel Heinrich wurde ſchon während derſelben ruhiger und gefaßter, ſann dann noch eine ganze Weile nach und ſagte endlich mit feſter Stimme: Mache mit mir, was Du willſt, Thomas, aber laß mich mit eigenen Augen ſehen, damit mir keine böſen Zweifel mehr übrig bleiben.

Der alte Freund zog den mächtigen Arm des Onkels unter den ſeinigen, und der letztere ließ ſich nun in den Park hinausführen wie ein widerſtandsloſes Kind.

War die auflodernde Flamme in ihm nun erloſchen, weil ſie keine Nahrung mehr fand, ſondern die letzten Hoffnungsreſte bereits verzehrt hatte?

Sie ſchritten vorſichtig und ſchweigend durch die ſchattigen Steige des Parkes, und der alte Thomas ſchlug Umwege ein, um unbemerkt an einen gewiſſen Ort zu kommen, wo er den Onkel durch den Augenſchein zu überzeugen hoffte.

Er hatte ſich in ſeinen Vorausſetzungen auch nicht getäuſcht, eben ſo wenig wie es die Sauer'ſchen Eheleute gethan hatten, als der junge Maler wie ein Raſender von ihnen fortſtürmte.

Freund Thomas hatte den Onkel vorſichtig und unbemerkt bis an eine dichte Hecke geführt, durch die man einen, wenn auch nur dürftigen, Blick auf den großen Apfelbaum gewann, der jetzt höchſtens fünf Schritte von ihnen entfernt war.

Auf der Bank, deren Rücken an den alten, dunklen Stamm lehnte, ſaßen der junge Maler und die kleine Eliſe.

Thomas fühlte, wie der Arm ſeines Freundes in dem ſeinen zuſammenzuckte, und als er ihm darauf verſtohlen in's Antlitz blickte, war daſſelbe blaß wie das einer Leiche.

Die beiden jungen Leute ſaßen in einer ehrerbietigen Entfernung von einander, hatten die Augen zu Boden geſenkt und ſchwiegen; aber aus dem ängſtlich wogenden Buſen des Mädchens, aus der unterdrückten Erregung des Malers konnte man den ziemlich ſicheren Schluß ziehen, daß ſie ſchon geſprochen hatten, und zwar hinreichend genug, um ſich gegenſeitig auf das Vollſtändigſte verſtanden zu haben.

Es war ſo ſtill rings umher, daß die beiden Lauſcher nicht zu athmen wagten, um ihre Anweſenheit nicht zu verrathen. Es war die Stille eines Kirchhofes, auf dem vielleicht in dieſem Augenblicke das Glück dreier Herzen begraben wurde, während der alte Thomas als Todtengräber mit bekümmerter Miene dabei ſtand.

Endlich ſchien der junge Mann eine gewaltſame Anſtrengung zu machen, um die ſchmerzvolle, peinliche Scene zu beenden. So laſſen Sie mich Ihnen denn Lebewohl ſagen, begann er mit leiſer, zitternder Stimme. Es muß geſchieden ſein, denn fernere härtere Prüfungen

würde unſere Liebe nicht mehr ertragen. Ich will fort, um fernerhin nur meiner Kunſt zu leben; ſuchen Sie mich zu vergeſſen, theures Mädchen, und machen Sie es zu Ihrer heiligen Lebensaufgabe, das Lebensglück des vortrefflichen Mannes zu begründen, dem wir Beide ſo viel Dank ſchuldig ſind und deſſen Herz ich nicht brechen ſehen könnte. Lieber möge das meine verbluten!

Und das meine! hauchte Eliſe, indem ſie convulſiviſch zu ſchluchzen begann.

Thomas fühlte den Arm ſeines Freundes auf dem ſeinen erzittern.

Der Maler kämpfte ſeine immer mächtiger werdende Erregung mit einer gewaltſamen Anſtrengung nieder. So leben Sie denn wohl! ſagte er, aufſtehend. Es iſt mir unmöglich, Sie länger als Braut eines Andern zu ſehen. Erzählen Sie Ihrem Onkel, daß ein dringender Brief mich plötzlich abgerufen hätte, und dann — dann denken Sie fernerhin ſo wenig wie möglich an mich. Gott ſegne Sie, theures Mädchen — Gott ſegne Ihren künftigen Gemahl!

Eliſe hatte ſich ebenfalls erhoben und reichte ihm mit abgewandtem Geſichte ihre ſchmale, weiße Hand.

Der junge Mann ergriff ſie, bedeckte ſie mit heißen, glühenden Küſſen; dann riſſen Liebe und Leidenſchaft ihn hin, und im nächſten Momente umfaßte ſein rechter Arm die ſchwach Widerſtrebende, und der erſte Kuß brannte

auf ihren Lippen bis in die tiefſten Tiefen des Herzens hinein.

Das war dem Onkel zu viel, denn ein ſchmerzliches Stöhnen entwand ſich ſeiner gequälten Bruſt. Die beiden Liebenden fuhren wild auseinander; das junge Mädchen floh wie ein gehetztes Reh dem Hauſe zu, und der Maler entfernte ſich, nachdem er ſich vergeblich nach einem Veranlaſſer der Störung umgeſehen, langſam und mit niedergeſchlagenen Blicken. Er hatte wohl eigentlich nach dem Ausgange des Parkes zu gewollt, aber ein unſichtbarer Magnet zog ihn allmählich immer mehr von ſeinem urſprünglichen Pfade ab und lenkte ſeine Schritte ebenfalls, wenn auch nur zögernd dem Hauſe zu.

Onkel Heinrich ſtand da, blaß und zitternd, mit geſchloſſenen Augen, und der alte Thomas bemühte ſich, ihn mit ſeiner ſchwachen Kraft zu ſtützen, damit er nicht etwa umſinke auf den feuchten, kalten Boden. Nach einer ganzen Weile öffnete der Onkel wieder die Augen, blickte Thomas groß und verwundert an, als wenn ſein Geiſt ſich ganz wo anders befunden habe, und ſagte mit dumpfer, tonloſer Stimme: Du hatteſt Recht, Thomas. Komm, bringe mich ungeſehen auf mein Zimmer; ich muß eine halbe Stunde mit mir allein ſein.

Aber auch dieſe Wohlthat ſollte dem armen Manne, mit ſeiner eben begrabenen Lebenshoffnung, nicht zu Theil werden; denn kaum hatten ſie das Haus betreten, als

ihnen auch schon Madame Trost mit verstörter Miene und gerungenen Händen entgegenkam.

Den Onkel schien dieses neue Bild des Jammers wieder zu irritiren und aufzuregen; aber er beherrschte sich gewaltsam, setzte sich geduldig auf einen Stuhl im Entrée und hörte mit zusammengekniffenen Lippen die lange Jeremiade an, welche ihm seine dereinstige Schwiegermutter vorlamentirte: was denn eigentlich mit der Elise vorgegangen sei, sie sitze in ihrem Zimmer und weine sich die Augen aus dem Kopfe, und so viel Fragen sie auch an das Kind gerichtet habe, es bräche immer wieder von Neuem in Thränen und Schluchzen aus, bis sie das Elend nicht mehr länger habe mit ansehen können, sondern ihn, den künftigen Schwiegersohn, aufgesucht habe, um ihn zu fragen, ob er dem Kinde etwas gethan; denn sonst könnte es doch nicht so schreien und jammern, daß sich ein Stein darüber erbarmen möchte.

Eine solche lange Jammer-Tirade kann schon einen gesunden Menschen nervös machen, geschweige denn einen körper- und geisteskranken, dessen ganzes Wesen sich nach Einsamkeit und Ruhe sehnt.

Trotzdem seine heftige Natur gegen die Gewalt anstürmte, die er ihr that, trotzdem ihm jedes Wort förmlich weh that, was die Frau sprach, ließ Onkel Heinrich sie doch ruhig zu Ende reden, und erst als kein Nachsatz mehr zu erwarten war, drückte er noch einmal sichtbar seine

inneren Aufwallungen nieder, erhob ſich von ſeinem Sitze und ſprach mit einer Ruhe, der man in jeder Sylbe die Erzwungenheit anhörte: Meine verehrte Madame Troſt, wenn ich nicht Philoſoph wäre, würden Sie mich wie einen raſenden Roland umhertoben und Alles entzweiſchlagen ſehen, was mir in den Weg käme; denn ſo iſt mir eigentlich zu Muthe. Aber, wie geſagt, ich bin Philoſoph; deßhalb thue ich Ihnen hiermit in aller Ruhe kund und zu wiſſen, daß ich meine Heirath auf ein oder zwei Jahre verſchieben werde. Sehen Sie mich nicht ſo verwundert an, ich habe noch Zeit genug vor mir. Und nun, da ich Sie von meinem unwiderruflichen Entſchluſſe in Kenntniß geſetzt habe, will ich einen Beruhigungs-Spaziergang machen, denn in meiner Stube iſt es mir jetzt zu eng geworden. Komm, Thomas, Du ſollſt mich begleiten, alter Nachtwächter.

Und damit ließ er die ganz verdonnerte Madame Troſt mit offenem Munde ſtehen, zog des alten Freundes Arm unter den ſeinen und ſtürmte in ſolchem Furor mit ihm hinaus, daß das kleine, dürre Männlein neben ihm herflog wie ein leeres Fiſchnetz.

Nachdem die gute Frau Troſt ſich von ihrem erſten Erſtaunen erholt, hatte ſie ebenfalls das lebhafte Bedürfniß empfunden, ihrem Zorne und ihrer Entrüſtung Luft zu machen, und da ihr die Nichte des Hauſes längſt ein Dorn im Auge war, ſo gab ſie auch jetzt ſofort der Ver-

muthung Raum, daß dieſe es gewesen ſein müßte, welche durch irgend eine Ohrenbläſerei oder Intrigue den Onkel Heinrich in ſeinem Entſchluſſe wankend gemacht und die ganze Zukunft ihres Kindes zerſtört habe. Kaum war der Feuerfunke dieſes Verdachtes in die Pulvertonne ihrer Seele gefallen, als die Exploſion auch nicht lange auf ſich warten ließ; denn die ſonſt ſo behagliche und friedfertige Dame rannte, als wenn ihr der Kopf brenne, zu Madame Sauer, welche ſie auch bald auffand, und machte ihr eine Scene, von der es beſſer iſt, ſie mit Stillſchweigen zu übergehen, als dieſelbe in allen ihren erſchreckenden Einzelheiten wiederzugeben.

Frau Troſt fing natürlich mit einer Erzählung der letzten Ereigniſſe an, ging dann zu der directen Beſchuldigung über, daß Frau Sauer an dem Unglücke ihrer Tochter Schuld habe, was die letztere in der Hitze des Gefechts gegen ihren Willen zugab, und zuletzt ſchloſſen die beiden Damen damit, ſich die faſt bei jedem weiblichen Streite unerläßlichen Vorwürfe über ihr Alter zu machen, und brachen dann, weil beide abſolut keine Steigerung mehr finden konnten, zu gleicher Zeit das Gefecht ab, indem ſie nach verſchiedenen Richtungen aus einander ſtoben, Frau Troſt, wie ſie ſagte, um mit ihrem unglücklichen Kinde das Haus zu verlaſſen, und Frau Sauer, um mit ihrem innig geliebten Gatten nach Berlin zurückzukehren. —

Was den guten Onkel Heinrich anbetrifft, ſo war ſein Beruhigungs-Spaziergang an der Seite des alten Thomas doch nicht ſo ruhig abgelaufen, wie er es beabſichtigt hatte. Im Anfange war es zwar ganz gut gegangen, dann aber, nachdem das Geſpräch über die jüngſten Ereigniſſe wieder aufgenommen, hatte die heftige Natur des Onkels dagegen zu revoltiren begonnen, und dann war die innere Aufregung mit lawinenartiger Gewalt und Schnelle angewachſen.

Zuerſt hatte ſich der Onkel damit begnügt, im zunehmenden Eifer des Geſpräches den jungen Zweigen die Blätter abzuſtreifen und ſie in den Steig zu werfen, oder mit ſeinem Stiefel einen unſchuldigen Maulwurfshaufen zu zerſtören; dann aber hatte ſeine kräftige Hand ſchon ganze Aeſte abgebrochen und ſie wie eine Lanze um den Kopf geſchwungen, daß dem armen Thomas ganz angſt und bange dabei geworden war, und zuletzt hatte er ſich ſeinen laut ſchreienden Freund wie einen Sack auf die Schulter geworfen und war mit ihm gelaufen, bis beiden der Athem auszugehen begann.

Mit der vollſtändigen Erſchöpfung der Körperkräfte trat dann auch die innere Ruhe wieder ein, welche jetzt beinahe einen lyriſchen Charakter annahm, wie jeder, ſelbſt der heftigſte Schmerz ſich bald in eine milde, wohlthuende Wehmuth aufzulöſen pflegt.

Onkel Heinrich hatte ſich den halb verrenkten Thomas

wieder von den Schultern abgeladen und war mit dem armen Hinkenden nach dem Wohnhause zurückgegangen, wo er ihm den Auftrag gab, die ganze Gesellschaft zusammenzurufen, weil er ihren Gliedern eine Mittheilung zu machen habe.

Während der Onkel Heinrich allein war, that er noch alles Mögliche, um seine innere Festigkeit wieder zu gewinnen, und als er die Thüren gehen hörte, glaubte er auch, daß er nun der Aufgabe, welche er sich gesteckt, vollständig gewachsen sein werde.

Nach wenigen Minuten hinkte denn auch Thomas wie eine flügellahme Krähe in's Zimmer und hatte richtig die ganze Gesellschaft in's Schlepptau genommen, welche ihm auf dem Fuße nachfolgte.

Thomas setzte sich gleich mit leisem Aechzen in einen Polsterstuhl, und Frau Trost, ihre Elise an der Hand führend, schritt auf den Onkel zu, während die beiden Sauers sich beobachtend in eine Fensternische stellten und der junge Maler, welcher doch noch nicht abgereist war, seinen Blick hinaus nach dem Garten wandte.

Frau Trost und Elise hatten ganz dick verweinte Augen, und obgleich die Thränen augenblicklich getrocknet waren, so brachen sie doch bei den ersten Worten wieder hervor, welche die unglückliche Mutter an den Herrn des Hauses richtete: Wir kommen, um Abschied von Ihnen zu nehmen, begann Frau Trost mit zitternder, von Schluch-

zen unterbrochener Stimme. Sie ſind immer die Güte und Liebe ſelbſt gegen meine Tochter und mich geweſen, Herr Hartmann; wir danken Ihnen dafür von ganzem Herzen. Sie hegten ſogar die Abſicht, mein Kind zu heirathen, Herr Hartmann; aber da Sie ſich nun anders entſchloſſen haben, ſo iſt ja damit keine weitere Aenderung eingetreten, als daß Eliſens ganze Zukunft zerſtört iſt; aber das mag ja auch wohl ſo am beſten ſein. Nehmen Sie alſo noch einmal unſeren herzlichen Dank und leben Sie wohl, Herr Hartmann! Gott ſegne Sie und laſſe es Ihnen gut gehen! — Komm, mein Kind, komm! ſetzte ſie, zu ihrer Tochter gewandt, hinzu, indem Beider Thränen wieder reichlicher zu fließen begannen.

Eliſe konnte kein Wort hervorbringen vor innerer Aufregung, ſie ſtreckte nur mit abgewandtem Geſichte ihrem Wohlthäter die Hand hin und machte einen Verſuch zum Sprechen, der aber ſofort durch Schluchzen erſtickt wurde.

Onkel Heinrich nahm die kleine Hand in die ſeine, drückte ſie an ſeine Lippen und machte ganz wunderbare Geſichter, um die hervorquellenden Thränen in die alten Augen zurückzudrängen; aber es wollte nicht mehr gehen, die Natur gewann die Oberhand über ſeinen Willen, wenngleich auch der letztere den Kampf noch nicht vollſtändig aufgab. Thomas, altes weichherziges Weib! blubberte der Onkel hervor, indem er einen Ableiter für ſeine eigene Schwäche ſuchte und während nun die Thränen

unaufhaltſam über ſeine Wangen rollten; was heulſt Du denn wie ein Schulbube? Schämſt Du Dich gar nicht?

Der Hausfreund, welcher ſich unterdeß damit beſchäftigt hatte, ſeine ſchmerzenden Gelenke zu befühlen, blickte verwundert auf und verſicherte den Onkel, daß er noch nicht eine Thräne vergoſſen habe.

Sei ruhig! rief dieſer, immer lauter ſchuchzend. Du lügſt ja, alter Sünder! Dir bricht ja das Herz! Pfui, wer wird ſo ſchwach ſein — nimm Dir ein Beiſpiel an mir — ich bin immer hart wie Eiſen!

Kaum hatte er jedoch die letzte Verſicherung heraus, als der letzte Widerſtand ſeines Willens zuſammenbrach und er das Taſchentuch vor die Augen preſſen mußte, um ſeinen Schmerz wenigſtens einigermaßen zu maskiren.

Das dauerte aber nicht lange, denn der ſtarke Mann gewann bald die Herrſchaft über ſich wieder. Mit einem ſchnellen, unwilligen Rucke riß er ſich das feuchte Taſchentuch von den Augen fort und das Geſicht verſuchte wieder zu lächeln wie ehedem. Genug jetzt mit dem Jammer! rief er mit feſter werdender Stimme. Ich bin mein ganzes Leben lang ein glücklicher und zufriedener Mann geweſen, weshalb ſoll ich nun plötzlich elend werden auf meine alten Tage? Glücklich will ich ſein, und glücklich will ich auch die Anderen ſehen!

Aber ſeine Aufforderung fand noch keine Befolgung. Onkel Heinrich trat an ſeinen Freund Thomas heran

und ſchüttelte ihn, daß er mitſammt ſeinem Stuhle wackelte. Willſt Du wohl glücklich ſein, alte Eule! rief er ihm zu und hörte auch nicht eher auf, an ihm zu rütteln, bis der alte Mann ein ſo glückliches Geſicht machte, wie er es irgend unter den bewandten Umſtänden zurecht bekommen konnte.

Dann wandte ſich der Onkel an den jungen Maler, der noch immer in den Park hinausſtarrte. Sie lieben das Mädchen, ſagte er mit ſichtlichem inneren Kampfe; Sie können nichts dafür, und Eliſe eben ſo wenig — und meine Schuld iſt es auch nicht, daß ich nicht vierzig Jahre jünger bin — ihr wolltet mir eure gegenſeitige Liebe zum Opfer bringen — ich habe Alles ſelber mit angehört, als ihr auf der Bank unter dem großen Apfelbaume ſaßet; aber ich kann ein ſolches Opfer nicht annehmen. Die ewig weiſe Vorſehung hat mir noch zur rechten Zeit die Augen geöffnet und mich vor einem falſchen Schritte bewahrt, deſſen Folgen vielleicht ſpäterhin mein Alter getrübt hätten. Ich ſehe es ein, ſechszig Jahre paſſen nicht für achtzehn, ſondern Gleich und Gleich geſellt ſich gern.

Und damit führte er den jungen Maler zu der kleinen Eliſe und legte ihre Hände in einander.

Gott ſegne euch und mache euch glücklich! ſagte er mit tief bewegter Stimme, während die beiden Liebenden ſich ſchüchtern, aber dafür deſto zärtlicher in die Augen

blickten, und das Sauer'ſche Ehepaar ſich heimlich freute, daß ſein Plan gelungen ſei.

Der Onkel wandte ſeine Blicke von den jungen Leuten ab und richtete dieſelben dann ſo feſt und forſchend auf Mama Troſt, daß dieſe ganz verlegen wurde und gar nicht mehr wußte, wo ſie mit ihren Augen bleiben ſollte.

Um die Mundwinkel des Hausherrn ſpielte wieder ſeine alte, joviale Behaglichkeit. Nun, was meinen Sie, Madame Troſt? fragte er lächelnd.

Was ſoll ich denn meinen? entgegnete die Dame, welche gar nicht wußte, worauf der Onkel eigentlich hinaus wollte.

Sind Sie nun mit allem zufrieden, was ich beſchloſſen habe? examinirte der alte Herr weiter.

O, gewiß! ſagte beſtätigend Madame Troſt.

Auch damit, daß ich nun eine Andere heirathen will?

Die ganze Geſellſchaft machte große, erſtaunte Augen.

Ja, rief der Onkel, welcher nun wieder ganz der Alte wurde, ich habe es mir nun einmal vorgenommen, das Verſäumte nachzuholen und noch das Glück der Ehe zu genießen, ſo daß ich nicht davon abgehen kann! Wer wäre aber wohl eine beſſere und paſſendere Lebensgefährtin für mich, als Sie, meine vortreffliche Frau Troſt? — Nun, wollen Sie nicht? — Ich werde dadurch zugleich Eliſens wirklicher Vater, wozu ich mich auch beſſer eigne, als zu ihrem Gemahl!

Die kleine Eliſe klatſchte vor Freude in die Hände, der junge Maler drückte ihr einen Kuß auf die Stirn, die Frau Troſt erröthete wie ein junges Mädchen, die Sauer'ſchen Eheleute wurden blaß vor Aerger und der alte Thomas machte nun ein freiwillig glückliches Geſicht.

Nun, wollen Sie mich nicht? fragte der Onkel, ſeiner Auserwählten die Hand entgegenſtreckend, oder wollen Sie mich? Dann ſchlagen Sie ein!

Mama Troſt legte ihre Hand in die ſeine; denn die Frauen wollen ja immer noch.

Was ſoll ich nun noch weiter erzählen?

Der gute Onkel Heinrich führte natürlich ſeinen Entſchluß aus und heirathete an demſelben Tage die Mutter Troſt, an welchem der junge Maler die Tochter Troſt zum Altar führte.

Beide Paare wurden ſehr glücklich; aber der Stolz und die Zuverſicht des Onkels Heinrich wären beinahe in Uebermuth ausgeartet, als ſeine Gattin ihn vierzehn Tage früher mit einem hold lächelnden Knaben beſchenkte, als die kleine Eliſe dem jungen Maler dieſe Freude bereitete.

Der alte Thomas konnte ſich auch gar nicht genug darüber verwundern und ſchlug ſo lange ſeine dürren Hände vor Erſtaunen zuſammen, bis der Onkel Heinrich ernſtlich ungehalten wurde.

Hundert Jahre wurde der gute Heinrich allerdings nicht, aber er kam doch hoch in die Siebenzig, und hatte

ſomit noch die große Freude, ſeinen Sohn, zuſammen mit ſeinem älteſten Enkel, zu ſchönen, kräftigen und tüchtigen Jünglingen heranwachſen zu ſehen.

Dann legte er ſich auf ein kurzes Krankenlager und ſchlummerte lächelnd, wie er gelebt, in's Jenſeits hinüber.

Sein Andenken aber lebt noch heute freundlich und ehrenvoll unter den Leuten fort, die den vortrefflichen Mann gekannt haben.

## 2.

# Die Gastspielreise.

# Die Gaſtſpielreiſe.

Ein Jahrmarkt iſt für eine kleine Stadt ein großes Feſt. — Das kommt gleich hinter Oſtern, Pfingſten, Weihnachten und Himmelfahrt und verſetzt den Ort und ſeine ganze Umgebung jedesmal in die größeſte Aufregung, weil die mannigfaltigſten Intereſſen dadurch berührt werden. Schon am Abend vorher beginnt das Leben und Treiben in den Straßen; wenn aber dann die Nacht vorüber iſt und die Sonne des neuen Tages freundlich auf die Erde herablächelt, dann hat unſere kleine Stadt ſchon ein ganz verändertes Anſehen. Tags zuvor iſt gewöhnlich Viehmarkt und da geht es faſt noch lebendiger zu als am Jahrmarkt, beinahe zu lebendig; aber hübſch iſt es auch; das muß Jeder ſagen, der nur noch etwas Sinn für

Frohſinn und Volksleben im Herzen trägt. Auf dem Markte ſteht ſchon zum nächſten Tage ein ganzes Heer von ſchiefen Bretterbuden, als hätte ſich Jemand den Spaß gemacht, die Stadt im Modelle nachzubilden; ſogar in den Straßen und auf den Hausfluren ſchlägt man fliegende Läden mit gelben Saffranſemmeln, fetten Flundern und duftigen Knoblauchswürſten auf, die ſo appetitlich ausſehen und aus der Hand gegeſſen werden. Das iſt ein Leben, wie man es dem kleinen Neſt eigentlich gar nicht zutrauen ſollte. — Schon von Morgens ganz früh an ſtrömt es brüllend zu allen Thoren herein, die Ochſen ſchreiten langſam und mißvergnügt über das ſchlechte und holprige Pflaſter dahin, betrachten mit finſteren Seitenblicken all' die ungewohnten, bunten Häuſer und geben das Unbehagliche ihrer Seelenſtimmung durch tiefes, melancholiſches Brummen zu erkennen. Der Bulle ſchreitet ſchon ſelbſtbewußter einher; er hat das kräftige Haupt ſtolz emporgerichtet, blickt verächtlich auf die trägen, entwürdigten Sclaven, die ihm zur Seite gehen, macht, im Vorbeigehen, hie und da galant einer Kuh die Cour und renommirt laut brüllend durch die Straßen. Um zehn Uhr Morgens iſt die Stadt ſchon überfüllt. Gutsbeſitzer, Pächter, Bauern, Knechte und Mägde, Alles iſt aus der Umgegend hereingeſtrömt, der Eine will kaufen, der Andere will verkaufen, und dabei machen ſie ein Gedränge und einen Lärm, daß Einem Hören und Sehen ver-

gehen kann. An ſolchem Tage wird viel gehandelt und viel Geld verdient, deshalb ſind Jahr- und Viehmärkte auch ganz beſonders ſtarke Magneten für fahrende Künſtler, als da ſind: reiſende Schauſpieler- und Kunſtreitergeſellſchaften, Taſchenſpieler, Muſikbanden, Feuerſchlinger, Wunderhunde, Panoramen, Guckkaſten, bildlich dargeſtellte ganz neue Mordgeſchichten mit heiſerer Geſangserklärung und Leierkaſtenbegleitung, Tyroler Sänger, Zwergfamilien, und was der reiſenden Künſtler mehr ſein mögen. Die machen natürlich bei ſolchen Gelegenheiten vortreffliche Geſchäfte, denn, wenn die Leute ſich den ganzen Tag mit Handeln und Zanken abgequält haben und wenn die Stimmung der Seele durch ein Quartier Branntwein die poetiſche Weihe erhalten hat, welche einem Kunſtgenuß ſtets vorangehen ſollte, dann verſchlägt ein Zweigroſchenſtück mehr oder weniger nicht viel, und ſie ſehen ſich das närriſche Zeug mit an und machen ſo einfältige oder verwunderte Geſichter dabei, daß ein zweites Publikum über ſie wahrſcheinlich mehr lachen würde, als über die eigentliche Kunſtproduction.

Manche, die ſich beim Glaſe Wein verſpätet haben oder denen der Heimweg zu weit iſt, bleiben vielleicht gar des Nachts in dem Städtchen, und wenn man zu ihnen noch die von weit kommenden Pferdehändler und Kaufleute rechnet, ſo ſind gewöhnlich an ſolchen Tagen alle Gaſthöfe dermaßen überfüllt, daß die Wirthe oft ihre

eigenen Zimmer und Betten hergeben müſſen, um ſämmtlichen Anforderungen Genüge zu leiſten.

So war es auch in dem Gaſthof „zum weißen Schwan“. Der „weiße Schwan“ war nicht der erſte des Städtchens, gehörte auch nicht einmal in die Claſſification „erſten Ranges“, aber es war, wenn man dieſe Benennung in einer kleinen Stadt überhaupt anwenden kann, ein gutes, bürgerliches Haus zweiter Klaſſe, das heißt, er wurde beſucht von Handlungstreibenden der geringfügigſten Sorte, von Entrepreneurs mit Harfenmädchen, durchreiſenden Schauſpielern untergeordneter Begabung, und von Leuten, die Elephanten und kleine isländiſche Pferde ſehen laſſen; denn der große Raum unter dem Thorweg war für ſolche Schauſtellungen wie gemacht und fand in der ganzen übrigen Stadt nicht ſeines Gleichen.

Der Gaſthof zum „weißen Schwan“ war alſo ebenfalls in dieſer Nacht dermaßen beſetzt, daß die Frau Wirthin in der Mädchenkammer ſchlief, während ihr Herr Gemahl und der Kellner in einem Zimmer des erſten Stockes nächtigten, das nicht gut einem Fremden anzubieten war, weil es von zwei Seiten her einen Durchgang bildete, und eigentlich auch erſt in neuerer Zeit vermittelſt eines leichten Bretterverſchlages aus einem Flur in eine Art Zimmer umgewandelt worden war. In dieſem äußerſt dürftig möblirten Raum hatten ſich alſo,

wie bereits gesagt, der Wirth zum weißen Schwan, Namens Piper, und sein erster und einziger Kellner einquartiert, welcher auf den Namen „Wilhelm“ zu hören pflegte, denn unter manchen Bewandtnissen that er es auch nicht. Es war ungefähr eilf Uhr Abends, sämmtliche Gäste des Hauses waren bereits in ihren schmalen, kurzen und knackenden Bettstellen gekrochen und schwelgten schon in den ersten poetischen Träumen der Nacht; nur in dem vorerwähnten Verschlag oder Zimmer des ersten Stockes wurden keine poetischen Träume geträumt; denn man befand sich dort in einer ziemlich unbehaglichen Situation. Der unheimlich leere und kalte Raum wurde nur matt erhellt durch ein bereits halb herabgebranntes Talglicht, dessen langer, dicker, verkohlter Docht sich müde und schläfrig auf die eine Seite neigte und durch seinen Rest von Wärme hier den Talg schneller schmelzen ließ, als auf der anderen Seite. In dem Zimmer befanden sich keine andern Möbel, als ein alter, lahmer Tisch, der sich an eine Wand anlehnte, um nicht zu fallen, und zwei alte Lehnstühle von kaum zu bestimmendem Alter, in denen der Schwanenwirth, Herr Piper, und sein erster und einziger Kellner, der auf den Namen „Wilhelm“ zu hören pflegte, nächtigten. Sie schienen Beide schon eine ganze Weile zu schlafen; denn der Herr Wirth war bereits in seinem steiflehnigen Stuhl zusammengesunken, wie ein Stück Blei, wenn man es in einem blechernen

Löffel über's Feuer hält, und der gute Wilhelm hatte die Beine weit von ſich geſtreckt und den Mund geöffnet, aus welchem in gleichmäßigen Zwiſchenräumen tiefe Gutturaltöne drangen.

Mit offenem Munde ſchlafen gewöhnlich nur dumme Menſchen; wie ſie in der Regel auch mit einem ſolchen wachen. —

Da drang von unten herauf ein leiſes, faſt ſchüchternes Klingeln, als wenn die Hausglocke von einem kraftloſen, kleinen Kinde gezogen worden wäre. Deshalb hörte es auch wahrſcheinlich der ſchlafende Wilhelm nicht, oder er wollte es nicht hören; denn Leute, die darauf angewieſen ſind, ihr Ohr für jene Töne in Bereitſchaft zu halten, beſitzen in der Beurtheilung der verſchiedenen Nuancen derſelben ein merkwürdig feines Unterſcheidungsvermögen. Es währte nicht lange, ſo ließ ſich das Klingeln wiederum vernehmen, diesmal aber ein ganz klein wenig lauter und energiſcher. Die zuſammengeſunkene Geſtalt des Herrn Piper richtete ſich in dem alten, ſteiflehnigen Lehnſtuhl ein wenig empor und dann ſagte er, ohne die Augen zu öffnen, mit müden, ſchwerfälligen Lauten: „Es hat ſchon wieder geklingelt!“

Wilhelm, an den ohne Zweifel dieſe Worte gerichtet ſein ſollten, überhörte dieſelben mit derſelben Conſequenz, mit der er bereits das zweimalige Läuten unbeachtet gelaſſen hatte; er ſtreckte nur die Beine ein ganz klein

Wenig weiter von ſich, vergrößerte um ein Geringes die Oeffnung ſeines Mundes, und drückte ſeine Gutturaltöne um eine Viertelnote tiefer herab. Nach einem kleinen Weilchen klingelte es noch einmal, und wieder ein wenig lauter, und wieder ein wenig energiſcher. — Die zuſammengeſunkene Figur des Herrn Piper richtete ſich jetzt etwas gewaltſamer empor, die Augen machten einen vergeblichen Verſuch ſich zu öffnen und die ſchwere, ſchlaftrunkene Zunge lallte wiederum, aber doch ſchon ein wenig verſtändlicher: „Es hat ſchon wieder geklingelt!“

Durch Wilhelms langen Körper ſchlich eine ganz leiſe Bewegung; er machte eine kaum bemerkbare Drehung mit dem Kopf, ſchloß für einen Augenblick den Mund, beleckte ſich die trocken gewordenen Lippen und wiederholte dann mechaniſch, ohne daß ſein Geiſt vielleicht eine Ahnung davon hatte: „Ja... es hat ſchon wieder geklingelt.“ Dann reckte er ſich noch ein wenig länger und begann wieder leiſe, gedämpfte Gutturaltöne zu bilden.

Es mochte wohl eine Minute vergangen ſein, als es zum viertenmal klingelte, und wiederum ein wenig lauter, ein wenig energiſcher. Diesmal fuhr Herr Piper aber zuſammen, als wenn er ſich Etwas verbrannt hätte; die zuſammengeſunkene Figur ſtieß ſich mit einem Ruck von der ſteifen Lehne des alten Stuhls ab, die beiden kurzen, fleiſchigen Arme ſtemmten ſich auf die wackligen, knackenden Lehnen, der kahle Kopf mit dem dicken, ſchwam-

migen Geſicht wandte ſich nach ſeinem Schlafgenoſſen um, die kleinen verſchwollenen Augen machten gewaltſame Anſtrengungen, um ſich ganz zu öffnen und dem breiten Munde entſtrömten jetzt ſchon etwas deutlicher die Worte: „Wilhelm! Wilhelm! Hörſt Du denn nicht? — Es hat ſchon wieder geklingelt!“

„„Es hat ſchon wieder geklingelt!““ wiederholte Wilhelm mit behaglichem Stöhnen, dann machte er ſich wiederum ein wenig länger und fuhr in der Bildung ſeiner gedämpften Gutturaltöne fort.

„Na!... Wach' doch auf, Taugenichts, wenn's geklingelt hat!“ rief Herr Piper, der ungeduldig zu werden begann, und deſſen Naſe und Wangen bereits eine tiefere Röthe annahmen.

Wilhelm machte ſich jetzt um ein ganz Beträchtliches länger, wandte den Kopf noch mehr auf die Seite und antwortete wie ein Menſch, der noch bedeutend mehr ſchläft als wacht: „„Wozu ſoll ich denn aufmachen? — Der Gaſthof iſt ja voll!““

„Wenn er auch voll iſt... Einfaltspinſel“, rief Herr Piper, entrüſtet aufſpringend... „kann er doch immer noch voller werden!“

In dieſem Augenblicke klingelte es unten noch ſtärker und ungeduldiger.

„Da geht's noch 'mal los!“ rief der dicke Gaſtwirth, indem er mit einem langen, ungeſchickten Satz auf

Wilhelm zuſprang, denſelben bei beiden Schultern faßte und aus Leibeskräften zu rütteln begann.

„Wirſt Du wohl aufwachen, Schlingel!“ ſchrie er, „ſoll ich denn bankerott werden, weil Du mir meine Kunden nicht hereinläßt? — Aufgewacht, oder ich renke Dir beide Arme aus, Hallunke!“

Der kräftigen Doppeleinwirkung konnte Wilhelm nicht lange widerſtehen, er verwandelte zuerſt ſeine Guttural-töne in ein leiſes, unwilliges Knurren, öffnete dann endlich die Augen, blickte ſeinen Herrn und Meiſter groß und verwundert an und ſagte wie ein mechaniſcher Nachhall ſeiner Traumerinnerungen: „„Es hat ſchon wieder geklingelt, Herr Piper!““

„Glaubſt Du etwa, daß ich's nicht gehört habe?“ ſchrie der entrüſtete Gaſtwirth, ſeinen Kellner mit Gewalt aus dem Lehnſtuhl emporzerrend. „Der fremde Cavalier wird uns noch den Griff von der Hausthür abreißen... geh' und mach' auf, Du Murmelthier, Du!“

„„Aber, Herr Piper, es nützt ja doch nichts,““ warf der lange Wilhelm ein, indem er vergebens verſuchte, ſeine beiden Schultern von den Fäuſten ſeines Prinzipals zu befreien. „„Der Gaſthof iſt ja zum Brechen voll... ein Bett kann der fremde Cavalier ja doch nicht mehr bekommen.““

„Das iſt ſeine Sache... und nicht Deine!“ ereiferte ſich der dicke Gaſtwirth; „wenn Einer 'rein will, muß er 'rein, und“...

Hier wurde die Rede des Herrn Piper durch ein abermaliges noch lauteres und ungeduldigeres Klingeln unterbrochen.

„Da geht's schon wieder los!“ fuhr der Gastwirth fort, indem er einen Satz in die Höhe machte... „wach' auf, oder ich drehe Dir den Hals um, Siebenschläfer!“

Mit diesen Worten drehte er den langen Wilhelm um, packte ihn mit beiden Fäusten von hinten an den Schulterblättern und schob ihn so zur Thür hinaus.

„Aber, Herr Piper, es nutzt ja doch nichts!“ rief Wilhelm während seines gewaltsam octroyirten Abganges, und als er bereits die alte, knarrende Treppe hinabstolperte, hörte man ihn noch fortwährend sprechen und raisonniren.

„Ueber diese Dienstboten!“ rief der Gastwirth, als er den langen Wilhelm glücklich zur Thür hinaustransportirt hatte. „O Schicksal, weshalb hast Du mich zum Gastwirth gemacht? — Mich, dessen Seele einst für die Poesie und alles Schöne erglühte... mich... oh! — Dieses prosaische Leben zu führen,“ fuhr er mit einer geringschätzenden Miene fort, „dieses schale Vegetiren vom frühen Morgen bis zum späten Abend... zu fühlen, wie das Edle in mir immer mehr und mehr überwuchert wird von dem Unkraut der täglichen Gewohnheit... es ist entsetzlich!“ —

Der dicke Gastwirth bedeckte sein breites Gesicht mit

ſeinen beiden breiten Händen und ſchien ſich in ſchmerzliche Erinnerungen zu verſenken; dann raffte er ſich jedoch mit einer gewiſſen Entſchloſſenheit wieder empor und ſetzte mit einem wahren Armenſündergeſicht hinzu:

„Das Einzige, was mich noch aufrecht erhält und mir das Leben erträglich macht, iſt mein Humor, mein ewig ſprudelnder Humor, und mein luſtiger, heiterer Sinn!“

Und damit holte er, mit beinahe tragiſcher Geberde, ſein buntbedrucktes Taſchentuch heraus und begann bitterlich zu weinen.

Während er noch ganz in die Wehmuth ſeines tragiſchen Conflictes verſunken war, öffnete ſich leiſe die Mittelthür, der lange Wilhelm trat mit dem gleichgültigſten Geſicht von der Welt herein, ſchritt auf dem kürzeſten Wege wieder auf ſeinen Lehnſtuhl zu, warf ſich behaglich hinein, ſchlug die Beine übereinander und ſchickte ſich an weiterzuſchlafen.

Der dicke Gaſtwirth ſteckte ſein buntbedrucktes Tuch wieder in die Taſche, blickte ſich verwundert nach ſeinem Kellner um und ſagte in fragendem, erſtauntem Ton: „Nun!?“ „„Hm!““ machte Wilhelm, indem er den Kopf noch weiter in die Ecke drückte. „Was denn?“ fragte der Gaſtwirth, einen Schritt näher tretend. „„Alles in Ordnung,““ grunzte Wilhelm, der ſchon wieder einzuſchlafen begann. „Wie ſo?“ „„Untergebracht,““ grunzte Wilhelm unwillig weiter. „Wer?“ „„Nun, der Fremde!““

„Wo?“ „„In der Küche!““ „In der Küche?“ wiederholte mit höchſtem Erſtaunen der Gaſtwirth. „„Hm!““ machte Wilhelm noch einmal, indem er bereits wieder den Mund öffnete, um ſeine gutturalen Töne zu bilden.

„Aber, wie kamſt Du denn auf die Idee, den Cavalier in die Küche zu bringen?“ ſchrie Herr Piper, indem er den langen Wilhelm wieder wachrüttelte.

„„Schöner Cavalier!““ entgegnete der Kellner wegwerfend.

„Schöner Cavalier?“ wiederholte der Gaſtwirth. „Wie ſah er denn aus? — Sprich doch, Du langweiliger Peter!“

„„Verrückt ſah er aus,““ antwortete der lange Wilhelm, das Schlafen aufgebend, „„verrückt und ruppig!““

„Und was ſagte er denn?“ examinirte der Gaſtwirth weiter.

„„Als ich ihm die Thür aufſchloß,““ antwortete der Kellner aufſtehend, „„trat er einen Schritt zurück, ſteckte die rechte Hand, ſo, in den Buſen, warf den Kopf ſtolz zurück und declamirte:

„Weshalb verſchließt Ihr mir des Hauſes Thor,
Und laßt mich Eurer Küche Duft nicht ſaugen?“

„Na... und da führte ich ihn denn in die Küche“, ſetzte der lange Wilhelm hinzu, indem er die pathetiſche Stellung wieder aufgab, die er angenommen hatte, um den Fremdling zu copiren.

„Aber unſere Küche iſt ja ſchon ganz kalt und dunkel,“ ſagte der Gaſtwirth nachdenklich, „und von Duft iſt ja gar keine Rede mehr.“

„Das iſt ſeine Sache... weshalb hat er 'rein gewollt!““ warf der Kellner raſch hin, indem er den rechten Fuß vornehm in die dritte Poſition ſetzte.

„Unglücklicher!“ ſchrie der Gaſtwirth, aus ſeinem Nachdenken emporfahrend und wieder zur Entrüſtung übergehend. „Unglücklicher! Wie kannſt Du es wagen, meine Gäſte ſo empörend zu behandeln? Augenblicklich gehe hinunter und bitte den Fremden unterthänigſt, ſich hier herauf zu bemühen. — An der poetiſchen Anſprache hätteſt Du gleich den gebildeten Mann erkennen müſſen, eben ſo gut wie ich... aber Du biſt ein Rindvieh!... eben ſo gut wie ich, ſage ich Dir, hätteſt Du die höhere Seele wittern müſſen; aber, wie geſagt, Du biſt ein Rhinoceros!“

Der lange Wilhelm hatte während der langen Rede ſeines Prinzipals mehrere Male den Mund geöffnet, um ſich zu verantworten, war aber niemals damit zum Ziel gekommen, ſondern hatte nur Herrn Piper noch ungeduldiger und heftiger gemacht, der ihn dann endlich mit den Worten zur Thür hinausſtieß: „Nun geh' und mach', daß Du fortkommſt... und bringe mir den fremden Cavalier mit allem ihm gebührenden Reſpect, damit er ſich über Nichts mehr zu beklagen habe!“

Als Wilhelm hinaus und der Gaſtwirth allein war, ſchlug er wieder die Hände über dem Kopf zuſammen und brach in Wehklagen aus: „O, über dieſe Dienſtboten!“ rief er. „Es iſt zum Verzweifeln! — O, Schickſal, Schickſal, weshalb haſt Du mich zum Gaſtwirth gemacht!? — Wie nützlich hätte ich der Welt werden können... bei meinem Humor... und meinem ewig heiteren Sinn!?“ Und damit holte er wieder ſein buntbedrucktes Taſchentuch heraus und begann bitterlich zu weinen. Während er ſo noch ganz in die Wehmuth ſeines tragiſchen Conflictes verſunken war, öffnete ſich leiſe die Mittelthür, der lange Wilhelm trat mit dem gleichgültigſten Geſicht von der Welt herein, ſchritt auf dem kürzeſten Wege auf ſeinen Lehnſtuhl zu, warf ſich behaglich hinein, ſchlug die Beine übereinander und ſchickte ſich an weiterzuſchlafen.

Der dicke Gaſtwirth ſteckte ſein buntbedrucktes Tuch abermals in die Taſche, blickte ſich verwundert nach ſeinem Kellner um und ſagte in fragendem, erſtaunten Ton: „Nun?“ „„Hm!““ machte Wilhelm. — „Wo iſt er denn?“ — „„Kommt!““ ſagte Wilhelm. — „Und Du meldeſt ihn nicht 'mal an?“ — „„Nee!““ ſagte Wilhelm. — Und dann ſchlief er wieder ein. — „O, über dieſe Dienſtboten!“ wehklagte der Gaſtwirth wieder los... „Es iſt zum...“

Aber Herr Piper behielt keine Zeit, ſeine gewohnte

Tirade zu beenden, denn, als er ſich gerade bei dem Worte „Verzweifeln“ in die Haare greifen wollte, öffnete ſich die Thür und der Fremdling trat ein.

Auf den erſten Anblick und namentlich bei mangelhafter Beleuchtung war es ziemlich ſchwer, ſein Alter zu beſtimmen, denn ſeine Tournure hatte noch etwas Kräftiges und Jugendliches, das Antlitz war bartlos und das dunkle Haar, à la Jesus Christ friſirt, quoll in reicher Fülle unter der Kopfbedeckung hervor.

Wenn man den Mann jedoch genauer anblickte, ſah man gleich, daß es wohl ein Fünfziger ſein mußte. Sein Geſicht war blaß und fahl, als wenn jede Röthe für immer von demſelben vertilgt worden wäre, zu beiden Seiten des Mundes liefen tiefeingeſchnittene Parallelfalten herab, welche dem unteren Theile des Kopfes etwas Hängendes, Lappiges, Troddliges gaben, und dicht unter den ſtark hervortretenden Backenknochen ſchmiegten ſich die farbloſen Wangen förmlich in die Mundhöhle hinein, als wenn ihr Eigenthümer fortwährend Luft einſöge. Die großen, aber matten Augen lagen tief im Kopf und waren von den Trauerſchleiern der Noth und des Elends umgeben und auf der Stirn lagen tiefe, dunkle Falten, ſo daß dieſelbe ausſah, als wenn ſie ſich permanent in dem Zuſtande des Gerunzeltſeins befände.

Die Kleidung des Fremdlings war im höchſten Grade ärmlich und defect. Auf dem Kopfe trug er einen Hut,

der aussah wie ein Gibus, der im Begriff ist, zusammenzuklappen, aber auf halbem Wege stehen geblieben ist. — Den oberen Theil der äußerst mageren, beinahe ausgetrockneten Figur umschloß ein ehemals sehr elegant gewesener brauner Frack mit rundgeschnittenen Schößen. Jetzt war derselbe aber bereits auf den Ellenbogen mit schwarzen Tuchstücken geflickt, und, da Aermel und Taille unnatürlich kurz waren, ließ sich mit Gewißheit annehmen, daß sein jetziger Inhaber ihn alt gekauft habe. Der magere Frack war um den mageren Oberkörper so eng herumgeknöpft, daß auch nicht die geringste Spur von einem Chemisett entdeckt worden konnte. An dem langen, dünnen Halse wuchsen ebenfalls keine unschuldsweißen Vatermörder empor, sondern an deren Stelle schlang sich ein unbestimmt rothes, seltsam verschobenes, Tuch um die dünne, blausehnige Verbindung zwischen Kopf und Rumpf. An Manschetten war ebensowenig zu denken, und es war schwer zu begreifen, wie die dicken, rothen Fäuste beim Ausziehen des Fracks durch die dünnen Aermel kommen konnten, ohne deren Nähte zu sprengen. Die wehmüthig mageren Beine des Fremdlings steckten in einem Paar zu enger und kurzer, großkarrirter, alter Beinkleider, die kaum so weit hinabreichten, um die schlaffen Stiefelschäfte zu küssen, welche, wie zwei mißgeborene Reiterstulpen, traurig und characterlos, um die untere Wadengegend schlotterten. Trotz dieser ärmlichen und erbärmlichen Aeußer-

lichkeit trat der fremde Mann mit dem Anſtand eines ſpaniſchen Granden erſter Claſſe in das Gemach, grüßte den Gaſtwirth mit einer ſtolzen, aber dennoch wohlwollenden Handbewegung und legte ſein kleines Bündel auf den der Thür zunächſt befindlichen Tiſch.

Herr Piper verneigte ſich tief und reſpectvoll, machte dann einen Anſatz, um etwas zu ſagen; da er aber vor Verlegenheit Nichts hervorzubringen vermochte, verneigte er ſich noch einmal tief und reſpectvoll, und machte dann, theis aus Beſtürzung, theils, weil er glaubte, daß es zum feinen Tact gehöre, ebenfalls eine Bewegung mit der Hand.

Der Fremdling, der dieſe Geſte für eine Aufforderung hielt, Platz zu nehmen, nickte ſtolz dankend mit dem Kopf und warf ſich mit einer vollendet vornehmen Nonchalance in den zweiten Lehnſtuhl, auf dem er den bereits wieder eingeſchlafenen Wilhelm nicht bemerkt hatte.

Kaum wurde er jedoch gewahr, daß er ſich auf Jemand geſetzt habe, ſo ſchnellte er wie eine Feder wieder empor, wandte ſich verwundert um und ſtand vor dem aufgeſprungenen Wilhelm, der ihm, nicht minder erſtaunt, in's Antlitz ſtarrte. Der Fremdling war jedoch der Erſte, der ſein inneres Gleichgewicht wieder gewann. Er wandte ſich mit einer unbeſchreiblichen Würde zu dem Gaſtwirth um, deutete mit dem Finger auf den laugen Wilhelm und ſagte mit einer affectirten, heiſeren und klangloſen

Stimme: „Treiben Sie dieſen Beſeſſenen aus, Herr Wirth!“

„„Geh', Wilhelm!““ herrſchte Herr Piper mit einer entſprechenden Handbewegung. Der Kellner warf noch einen wehmüthigen Blick auf ſeinen ſchönen Lehnſtuhl, dann einen zweiten zornigen auf den Fremdling, der ihm ſchon ſo viele Unbequemlichkeiten verurſacht hatte, und verließ hierauf ebenfalls mit einer gewiſſen Würde das Zimmer.

Der ſpäte Gaſt folgte ihm mit den Blicken, bis die Thür wieder hinter ihm zuſchlug; dann wandte er ſich mit einer Herablaſſung, die jedoch ſchon einen Anhauch von Vertraulichkeit hatte, zu dem Wirth, und ſagte mit einem feinen Lächeln und leiſen Nicken des Kopfes: „Guten Abend, mein Lieber!“

„„Ganz unterthänigſten, guten Abend,““ erwiederte Herr Piper, indem er ein tiefes Compliment machte. —

„Sehr angenehme Luft heute,“ fuhr der Fremdling, nach einer längeren Pauſe, fort.

„„Ganz außerordentlich angenehme Luft heute!““ echote der Wirth, ſich noch einmal bis zur Erde verneigend.

Es entſtand wiederum eine Pauſe. — Der Fremdling ſchien Etwas auf dem Herzen zu haben, das ihm ſchwer wurde auszuſprechen, und Herr Piper wartete in ganz unterthänigſter Spannung der Dinge, die da kommen

würden. Endlich räusperte ſich der Unbekannte, ſteckte die rechte Hand mit vornehmer Miene in die Brnſt und ſagte dann leiſe und mit einem merklichen Anflug von Verlegenheit: „Ich wünſchte ein Zimmer zu haben... nicht zu groß... und wo möglich nach hinten heraus... ich liebe die Ruhe, und kann das Geräuſch der Straße nicht vertragen.“

„„Da muß ich ganz außerordentlich bedauern,““ entgegnete, mit ſchmerzlichem Achſelzucken, der Gaſtwirth, „„aber mein Hans iſt beſetzt; ich habe nicht ein einziges Bett mehr übrig, meine Frau ſchläft ſchon in der Mädchenkammer und ich ſelbſt muß die Nacht auf dieſem alten Lehnſtuhl zubringen.““

„Sehr fatal,“ ſagte der Fremdling, indem er, mit leichtem Unwillen, den Kopf hin und her wiegte. „Ich habe mir hier ein Rendez-vous gegeben mit einem Schauſpieldirector, der mich auf das Allerdringlichſte zu einem Gaſtſpiel eingeladen hat.“

„„Ah... Sie ſind alſo Schauſpieler?““ fragte Herr Piper, indem das höchſte Intereſſe auf ſeinen dicken Zügen zu leuchten begann.

„Dramatiſcher Künſtler!“ verbeſſerte der Mann, nachdem er ſich leicht geräuspert hatte.

„„Aha!““ machte der Gaſtwirth. „„Das iſt wohl noch mehr als ein bloßer Schauſpieler; nicht wahr?““

„Allerdings!“ entgegnete mit gelehrter Ueberlegenheit

der Andere. „Unter dramatiſchen Künſtlern verſteht man nur diejenigen Schauſpieler, welche die höhere Weihe empfangen haben... deren Name durch ihre Leiſtungen unſterblich geworden iſt.“

Das Geſicht des Gaſtwirths ſah jetzt aus wie die verkörperte Neugierde. „„Darf ich mir erlauben, Sie um Ihren hochverehrteſten Namen zu bitten?““ ſagte er dann, indem er erwartungsvoll die Ohren ſpitzte.

„Heinrich Bröckelmeier!“ entgegnete der alte Schauſpieler, mit reizend geſpielter Beſcheidenheit, und klopfte dann, wie in Gedanken verſunken, mit der Spitze ſeines alten Stiefels die alte Diele.

„„Wohl... von Berlin... von der Hofbühne?““ fragte der Gaſtwirth, mit faſt athemloſer Spannung, weiter.

„Nein!“ antwortete der Mime, indem er mit dem alten Stiefel ſtärker die alte Diele klopfte. Von Jüterbock.“

„„Von Jüterbock?““ wiederholte Herr Piper, mit ziemlich bedeutender Enttäuſchung; „„aber das iſt ja““...

„Ein Neſt, wollen Sie ſagen,“ fiel der alte Schauſpieler ein. „Da haben Sie vollkommen Recht. Sehen Sie, junger Mann,“ fuhr er dann in belehrendem Ton fort, „an den Hofbühnen finden Sie heutzutage die Blüthe der Kunſt nicht mehr. — Das ſind lauter Alterverſorgungsanſtalten... An den Hofbühnen erſticken die Talente im Fett... ſie werden alle kurzathmig und heiſer... und dann werden die Kinder der Hofſchauſpieler immer wieder

Hofſchauſpieler; ob ſie Talent haben oder nicht, darauf kommt es durchaus nicht an... wie kann ſich alſo dort ein wahres Genie halten? — Die, wo möglich, bis über ihren Tod hinaus engagirten, Hofſchauſpieler, würden ſich ſehr wundern, wenn es Jemand wagen ſollte, ihnen in Erinnerung zu bringen, daß ſie des Publikums wegen da wären. Umgekehrt denken ſie ſich das Ding: das Publikum iſt ihretwegen da, um ihre Leiſtungen anzuſtaunen, um ihnen Weihrauch zu ſtreuen, um ſie zu vergöttern. Dieſe Leute haben zuletzt nur noch ein einziges Gefühl in der Seele, das iſt die Eitelkeit; wo ſoll alſo da die richtige Nachahmung der Natur bleiben, wie ſoll ſich da, ich ſage es noch einmal, ein wahres höheres Genie behaupten?“

„„Wie Sie, zum Beiſpiel!““ warf der Gaſtwirth ein, der mit offenem Munde zugehört hatte.

„Wie ich, zum Beiſpiel!“ wiederholte mit vollkommenem Ernſt der alte Mime. „Sehen Sie, junger Mann,“ fuhr er dann, mit ſocratiſchem Tone, fort, „ich geſtehe es Ihnen, ohne zu erröthen... ich bin nicht der Sohn eines Hofſchauſpielers... ich bin der Hefe des Volkes entſproſſen, und... Sie werden es kaum glauben, wenn ich es Ihnen ſage... der Mann, den Sie jetzt ſtaunend vor ſich ſehen... war einſt ein Hausknecht!“

Der alte Schauſpieler hatte bei den letzten Worten eine wunderbar tragiſche Stellung angenommen, in der er auch noch mehrere Minuten verharrte.

„„Wäre es möglich!?““ fragte in höchſter Verwunderung der Gaſtwirth, indem er den Verſuch machte, die Attitüde des großen Mimen nachzubilden.

„Ja!“ fuhr Jener fort... „es iſt möglich! — Dieſe Hand, die ſich jetzt mit unnachahmlicher Grazie ausſtreckt... führte einſtmals den Beſen und handhabte die ekle Stiefelbürſte. — Da gab mir einmal ein luſtiger Weinreiſender ein Billet zum Schauſpielhauſe in Berlin und ich ſah Ludwig Deſſoir als Othello. — Als ich zu Hauſe ging, war mein Entſchluß gefaßt... ich ſtellte den Beſen in die Ecke, ging zur Bühne, um zu werden wie er... und ich ward wie er!“ ſetzte er mit der vollſtändigſten Selbſtüberzeugung hinzu.

„„Ach, wie mich das interreſſirt,““ entgegnete der Gaſtwirth, die Hände zuſammenſchlagend. — „„Sehen Sie,““ fuhr er dann mit leiſerer Stimme und vertraulicherem Ton fort, indem er nahe an den großen Mimen herantrat, und ein Lächeln ſeliger Erinnerung über ſeine Züge glänzte. „„Sehen Sie... ich glühe auch für die Kunſt... auch ich wollte einſt Schauſpieler werden, und ich hätte es gewiß, bei meinem Humor, zu etwas Außerordentlichem gebracht... denn ich habe nämlich einen ſo heiteren und lebensluſtigen Sinn... aber, das Schickſal wollte es nicht,““ ſetzte er, unter heftigem Schluchzen hinzu, indem er wieder das buntbedruckte Taſchentuch hervorzog und ſeine rollenden Thränen mit demſelben trocknete.

„Schade," entgegnete Herr Bröckelmeier, nachdem er den Gastwirth mit einem langen, prüfenden Blicke angesehen hatte. „Sehr schade!"

„„Nicht wahr?"" sagte Herr Piper, noch immer schluchzend, doch augenscheinlich geschmeichelt. Dann steckte er aber sein Taschentuch wieder ein und fragte mit neubelebtem Interesse weiter: „„Aber, sagen Sie mir... ich dächte, es wäre eigentlich doch besser, wenn Sie zu einer Hofbühne gingen.""

„Wie können Sie so etwas von mir denken!" entgegnete der alte Mime, indem ein verächtlicher Zug um seine welken Lippen spielte. „Wozu sollte das wohl nützen? — Um einem blasirten Publikum Gestalten vorzuführen, deren gewaltige Größe es nicht zu würdigen versteht, um hinter mittelmäßige Talente zurückgesetzt zu werden? — O, nein, mein junger Freund, die Bitterkeit dieser täglichen Eindrücke würde mir das Herz zerreißen; denn unverstandener Werth wird zum Gift für den, der ihn besitzt. — Deshalb gehe ich allen Hofbühnen meilenweit aus dem Wege und trag' in die Provinzen meine Kunst. — Dort herrscht Natur und feine Sitte noch, und dankbar nimmt man hin des Künstlers Gabe." —

Er hatte für den letzten Theil seiner Rede wieder eine wunderbar tragische Attitüde gewählt und sein heiseres tonloses Organ klang so schaurig und geisterhaft, daß der

dicke Gastwirth unwillkürlich die Hände faltete und ausrief: „„O, mein Gott, wie schön!““

„Nicht wahr?“ sagte der Mime, sich mit einem geschmeichelten, selbstgefälligen Blick nach seinem Bewunderer umblickend. „Nicht wahr.. es ist großartig.. erhaben? — Sie werden hoffentlich Gelegenheit haben, mich hier auf der Bühne zu sehen. Ich werde zu meinen drei Rollen den Lear, Hamlet und Othello wählen. Darin bin ich wahrhaft überwältigend und es ist bis jetzt noch immer nicht entschieden worden, in welchem von den drei Charakteren ich am größesten bin. — Ein Kritiker in Treuenbrietzen drückte sich, in dem dortigen Wochenblatt, einmal sehr schön darüber aus; er sagte nämlich: „die drei Rollen, Lear, Hamlet und Othello, welche Herr Bröckelmeier die Kühnheit hatte, uns vorzuspielen, gehören eigentlich gar nicht in den Bereich der Kritik. — Der Rest ist Schweigen.“ — Nicht wahr, das ist mit wenigen Worten viel gesagt? — Ich habe die Rollen so kühn gespielt, daß die Kritik vor Bewunderung schweigen muß. — Na; Sie werden es ja sehen. — Namentlich auf den Othello mache ich Sie aufmerksam. Schon die höchst originelle, von allen anderen Auffassungen gänzlich abweichende Maske, ist im höchsten Grade charakteristisch. Denken Sie sich mein Gesicht, so schwarz und blank wie ein gewichster Stiefel, auf dem Kopf eine ganz kurzgeschorene Perrücke, brennend rothe Lippen und unter der

Naſe einen langen Schnurrbart, der mir bis auf die Bruſt herabfällt. Als Kleidung einen rothen Leibrock mit goldenen Epaulettes, ein breites Ordensband, enge weißlederne Beinkleider und hohe Kanonenſtiefel mit ſchweren, klirrenden Sporen. Auf dem Kopf natürlich einen Federhut und an der linken Hüfte einen langen Schleppſäbel... wenn wir in einer Küraſſier-Garniſon ſpielen, einen Pallaſch... Was ſagen Sie zu der Erſcheinung... he? Und nun erſt mein Spiel. — Meine Hauptrolle iſt das berühmte „Fahre wohl“ das eigentlich erſt durch mich ſo recht zur Geltung gekommen iſt. — Ich werde Ihnen das einmal vormachen. — Jago, mein Fähndrich hat nämlich eben geſagt:

„Es ſchmerzt mich, dies zu hören!“

Sowie ich das höre, nehme ich eine tieftragiſche Aufſtellung, verdrehe die Augen auf eine haarſträubende Art, werfe die Arme wild gen Himmel und lege nun los, was die Lunge halten will. Ich werde Ihnen nur den Schluß vorſprechen:

„O, fahre wohl!
Fahr' wohl mein wiehernd Roß und ſchmetternd Erz,
Muthſchwell'nde Trommel, muntrer Pfeifenklang;
Du königlich Panier und aller Glanz,
Pracht, Pomp und Rüſtung des glorreichen Kriegs!
Und Du, o Mordgeſchoß, deß rauher Schlund
Des ew'gen Jovis Donner wiederhallt,
O, fahre wohl! Othello's Tag'werk iſt gethan!“

„Was ſagen Sie dazu?“ fragte der große Mime, gleich nachdem er ſich ausgeſchrieen, den dicken Gaſtwirth. — „Sehen Sie, in Luckenwalde iſt es mir einmal bei dieſer Stelle paſſirt, daß, als ich mein „Fahre wohl“ mit der ganzen Macht meines herrlichen Organs geſprochen hatte, die Knaben von der Straße heraufſchrieen: „Gute Nacht, alter Junge!“ Das war nun allerdings ein ſchlechter Witz; aber es iſt auch immerhin ein Beweis, daß ich übermenſchlich geſchrieen hatte.“

Hier wurde die künſtleriſche Unterhaltung durch ein ſo lautes Klingeln an der Hausthür unterbrochen, daß der Mime und der Gaſtwirth erſchrocken zuſammenfuhren.

„„Ich glaube, es hat geklingelt,““ bemerkte endlich Herr Piper mit ſchüchterner Stimme, indem er furchtſam auf den großen Mimen blickte.

„Aha! das wird der Direktor ſein, der mich zum Gaſtſpiel eingeladen hat und der mich zwiſchen zehn und eilf Uhr hier treffen wollte,“ ſagte Herr Bröckelmeier nach einer kurzen Pauſe; „wenn Sie vielleicht die Freundlichkeit haben wollten, Herr Wirth“ ...

„„Jawohl, jawohl; ich eile ihm zu öffnen,““ entgegnete dieſer mit einer tiefen und reſpectvollen Verbeugung und dann verſchwand er durch die Mittelthür, die auf die Treppe führte.

Als der große Mime allein war, holte er ſo recht

tief Athem, und ſprach dann, während er ſeinen Anzug ein wenig in Ordnung brachte, leiſe vor ſich hin:

„Ah! — Alſo endlich! — Nachdem ich drei Monate ohne Engagement geweſen, nachdem ich mich elend durchgebettelt habe von Stadt zu Stadt, ſtehe ich nun auf dem Punkte, meine ruhmreiche Thätigkeit wieder zu beginnen. — Glückſeliger Augenblick!“ fuhr er dann fort, indem ein verklärtes Lächeln über ſeine welken Züge flog. „Glückſeliger, langerſehnter Augenblick! Wenn ich auch nur den vierten Theil der Tageseinnahme bekomme, werde ich doch glänzende Geſchäfte machen; denn es iſt Jahrmarkt und die Häuſer werden natürlich ausverkauft ſein. — Ich werde mit dem Hamlet anfangen... das Publikum wird mir Lorbeerkränze zuwerfen... und ich werde mich einmal wieder ſatt eſſen; denn ohne dieſe Gaſtſpieleinladung hätte ich verhungern müſſen.“

Nach dieſen Worten, die er wiederum mit einem tiefen Seufzer geſprochen, zog er ein zerknittertes Stück Zeitungspapier aus der Taſche, legte es ſorgſam auseinander und las noch einmal, mit halblauter Stimme, vor ſich hin: „Da mir grade während des Jahrmarkts mein erſter Künſtler krank geworden iſt, ſuche ich ſofort eine neue Kraft, vorläufig zu zehn Gaſtrollen. — Schimmel, Direktor.“ —

„Sei glücklich, großer Bröckelmeier!“ fügte der Mime dann lächelnd hinzu, indem er das Stückchen Zeitung

wieder in die Taſche ſteckte. „Sei glücklich; Deine Zukunft iſt geſichert.“

Er hatte kaum das letzte Wort geſprochen, als er bereits polternde Schritte auf der Treppe und die helle Stimme des Gaſtwirths hörte, welche gleich darauf ſagte:

„„Nur hier herein, Herr Direktor... aber ich begreife in der That nicht““...

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür, und der Direktor, von dem Gaſtwirth gefolgt, trat in's Zimmer.

Der Direktor war eine baumlange, überaus kräftige Figur, mit furchtbar muskulöſen Armen und Beinen, einem Paar unglaublich großer Fäuſte und einem rothen, bärtigen, aufgedunſenen Geſicht, aus dem Rohheit und Gemeinheit ſprachen.

Er trug einen enganliegenden, bereits etwas ſchäbigen, Frack, enganliegende ſchwarzlederne Beinkleider und hohe, bis über das Knie reichende, Kanonenſtiefel mit Sporen. Als er eintrat, behielt er den Hut auf dem Kopf, klappte ſich mit der Reitpeitſche, die er in der Hand hielt, an die hohen, ſteifen Stiefel, ſchritt mit einem affectirten Gange, bei dem er ſich fortwährend in den Hüften bog, grade auf den alten Schauſpieler zu und betrachtete denſelben mit einem Blick, wie wenn ein Händler ein Pferd muſtert, das er kaufen will. Der Mime, dem dieſe Ocularuntersuchung eigentlich unangenehm war, ſuchte jedoch, ſoviel wie möglich, Gleiches mit Gleichem zu ver-

gelten, nahm deshalb eine seiner stolzesten Heldenstellungen an und betrachtete seinen neuen Direktor mit verwunderungsvollem Staunen. Der lange Herr mit der Peitsche ließ sich jedoch dadurch nicht im Geringsten stören, sondern ging mehrere Male rund um Bröckelmeier herum und setzte seine Ocular-Inspection mit der größten Genauigkeit fort, während der arme Mime zuletzt gar nicht mehr wußte, was er von diesem Benehmen denken sollte.

„So... also Sie sind das?“ sagte endlich der lange Herr mit der Peitsche, indem er vor Bröckelmeier eine imposante Aufstellung nahm. „Hm!“

„„Ja... ich bin das!““ entgegnete der große Mime, mit seinem würdevollsten Ton und einer unendlich malerischen Kopfbewegung. — „Hm!“

„Hm!“ machte der Mann mit der Peitsche noch einmal.

„„Hm!““ wiederholte der Mime, der seinem Prinzipal an Würde und Selbstbewußtsein nichts nachgeben wollte.

„Erste Kraft?“ fragte der Direktor weiter, indem er noch einmal um Bröckelmeier herumging und bedenklich mit dem Kopf schüttelte.

„„Zu dienen!““ rief der Mime, sich stolz in die Brust werfend und den rechten Arm kühn in die Seite stemmend.

„Hm!“ machte der lange Mann, als er seine Um-

gehung vollendet hatte und wieder vor Bröckelmeier ſtehen geblieben war. „Hm! — Haben Sie denn Lunge?“ —

„„Lunge?““ ſchrie der Mime. „„O! — Das will ich doch meinen!““

„Freiheit? Leichtigkeit?“ fragte der Direktor weiter.

„„Auch das!““ brüllte der Mime, indem er graciös den rechten Fuß vorſetzte. „„Ich bin für alle Fächer verwendbar!““ —

„Elaſticität? — Schwungkraft?“ ſetzte der Mann mit der Peitſche ſein Examen fort.

„„Schwungkraft?““ rief der alte Schauſpieler. „„Natürlich! — Soviel Sie wollen!““

Der Direktor ſah Herrn Bröckelmeier noch einmal an, als wenn er ihn mit den Blicken anatomiſch zergliedern wollte, dann ſtreckte er ſeine große, mächtige Hand aus und faßte den Mimen an die rechte Armmuskel.

„„Au!““ machte dieſer, unter dem gewaltigen Griff ſich zuſammenbiegend.

Der Direktor ließ ſich aber dadurch nicht im Mindeſten in ſeinen Unterſuchungen ſtören, ſondern faßte gleich darauf den Mimen an die Muskel des rechten Oberſchenkels.

„„Au!““ ſchrie Bröckelmeier, den Fuß mit einem ſchmerzlichen Geſichtsausdruck emporziehend.

Der Direktor ſchüttelte wiederum nachdenklich mit

dem Kopf, warf noch einen langen forſchenden Blick auf den, immer erſtaunter werdenden, Schauſpieler und ſchlug ihm dann mit der Fauſt auf den Bruſtkaſten, daß es ordentlich krachte, und der Mime einen lauten Schmerzensruf nicht unterdrücken konnte. Der lange Mann kratzte ſich mit der linken Hand hinter dem Ohr, daß ſich der ſchiefſitzende Hut noch weiter auf eine Seite ſchob, bog dann ſeine Geſtalt in den Knieen etwas ein, hielt dem Mimen ſeine Reitpeitſche in horizontaler Richtung vor und ſagte mit gebieteriſcher Stimme: „Springen Sie mal da hinüber... mit gleichen Füßen!“

„„Da hinüber?““ fragte Bröckelmeier, mit einem merkwürdig verdutzten Geſicht.

„Nun natürlich,“ entgegnete der Direktor ungeduldig, „oder können Sie nur mit Anlauf?“

Der Mime gab ſeine tragiſche Stellung immer mehr auf und bot, von Minute zu Minute, ein kläglicheres Bild.

„„Nein,““ ſagte er mit kleinlauter, befangener Stimme. „„Springen kann ich überhaupt gar nicht.““

„Alſo nicht für alle Fächer, wie Sie vorhin ſagten,“ ſchalt unwillig der Direktor, indem er ſeine Kniebeugen wieder grade machte. Dann hielt er dem Mimen die Reitpeitſche hin und fügte, wieder in ſeinem befehlshaberiſchen Ton, hinzu:

„Da! — Balanciren Sie 'mal... auf der Naſe!“

„„Auf der Naſe?““ wiederholte der Mime mit offenem Munde. „„Kann ich auch nicht!““

Der Mann mit der Peitſche machte eine ungeduldige Bewegung.

„Aber was können Sie denn?“ rief er mit geſteigertem Unwillen. „Machen Sie mal ſo!“ ſetzte er dann hinzu, indem er das rechte Bein ſo hoch emporwarf, daß es ihm in horizontaler Richtung vom Leibe abſtand.

„„Aber, ich begreife gar nicht,““ ſtotterte der Mime, der gar nicht mehr wußte, was er eigentlich davon denken ſollte. Dann warf er aber doch das rechte Bein ebenfalls in die Höhe und zwar mit ſolcher Vehemenz, daß er beinahe die Balance verloren hätte und umgefallen wäre.

Der Director machte eine verächtliche Geberde. „Bah!“ ſagte er, indem er ſich mit der flachen Hand vor den Kopf ſchlug, als wenn ihm plötzlich ein Gedanke gekommen wäre.

„„Wie befehlen?““ fragte Herr Bröckelmeier, immer kleinlauter.

„Weshalb erklären Sie ſich denn nicht gleich deutlicher?“ rief der Direktor. „Auf den Gedanken hätte ich übrigens auch ſelber kommen können.“ Und mit dieſen Worten nahm er das noch brennende Talglicht aus dem alten meſſingenen Leuchter, hielt es dem Schauſpieler hin und ſagte mit barſchem Ton:

„Da! — Verſchlingen Sie das!“

Dem unglücklichen Mimen begannen die Knie zu ſchlottern, ſein Geſicht wurde leichenblaß und er hauchte mit erſterbenden Tönen:

„„Ich... ich ſoll ein Talglicht verſchlingen?““

„Nun natürlich,“ ſchrie der lange Mann, mit dem Fuß aufſtampfend; „aber mit dem brennenden Ende zuerſt... ſchnell, ſchnell!“

Und damit hielt er dem Schauſpieler die Flamme ſo dicht unter die Naſe, daß dieſer einen Satz zurückmachte und in verzweiflungsvoller Entrüſtung ausrief:

„„Herr, ſind Sie verrückt, oder wollen Sie mich zum Narren halten?““

„Was?“ ſchrie nun auch der Direktor ebenfalls wüthend werdend. „Ich glaube, daß Sie mich zum Narren halten. Was ſoll ich denn mit Ihnen anfangen, wenn Sie nicht ſpringen, nicht balanciren und nicht Feuer eſſen können?“

„„Herr, nun wird es mir zu arg!““ brüllte der Mime, mit der ganzen Kraft ſeiner Lunge. „„Wer ſind Sie denn eigentlich?““

„Ich bin der Schimmel!“ rief der lange Mann, ſich mit ſtolzem Selbſtbewußtſein in die Bruſt werfend. „Direktor der erſten Seiltänzer-, Akrobaten- und Feuerfreſſer-Geſellſchaft in Deutſchland.“

„„Seiltänzer und Akrobaten!““ wiederholte der

Mime, einer Ohnmacht nahe und ſich an die Wand lehnend, um nicht niederzuſinken. „„O wehe mir; ich bin verloren!““

Der dicke Gaſtwirth, der mit dem geſpannteſten Intereſſe dem ganzen Gange der Unterhaltung gefolgt war, trat jetzt beſcheiden zu dem Direktor Schimmel heran und ſagte in höflichem Ton:

„Entſchuldigen Sie gütigſt, Herr Direktor; hier waltet ein ſchreckliches Mißverſtändniß ob... der Herr Bröckelmeier iſt dramatiſcher Künſtler.“

„„Dramatiſcher!!““ ſchrie der lange Mann, mit dem Ausdruck höchſter Enttäuſchung.

Dann warf er einen langen Blick unendlichen Mitleids auf den gänzlich vernichteten Mimen und fügte, faſt verächtlich, hinzu:

„„Und Sie wagen es ſich einen Künſtler zu nennen? O, Jahrhundert! Wohin iſt es mit Dir gekommen?““ —

Mit dieſen Worten machte er eine ſchnelle Wendung, ſprang, mit leichtem Auflegen der Hände, über den, beinahe zuſammenſinkenden, Gaſtwirth hinweg und verließ das Zimmer.

„„Erlauben Sie... ich bin kein Springbock!““ rief ihm Herr Piper nach, nachdem er ſich von ſeinem erſten Schreck erholt hatte. Dann wandte er ſich zu dem unglücklichen Mimen, der, wie eine geknickte Lilie, in einen Lehnſtuhl geſunken war und ein ſchmerzliches Stöhnen

ausſtieß, legte ihm mitleidig die Hand auf die Schulter und fragte ſanft:

„„Was machen Sie denn da, Herr Bröckelmeier?““

„Ich verhungere!“ ächzte dieſer mit kläglichem Wimmern. „Kein Engagement!... Oh... oh!“

Das Antlitz des dicken Gaſtwirths nahm einen unendlich gutmüthigen Ausdruck an, er beugte ſich zu dem alten Schauſpieler herab und ſagte mit zutrauenerweckendem Tone:

„„So ſchlecht ſteht es mit Ihnen? — Armer Menſch!““ — Dann ſann er eine Weile nach und fuhr mit einem Gemiſch von Verlegenheit und heimlicher Freude fort:

„„Herr Bröckelmeier... Sie ſind in Noth... wenn ich Schauſpieldirektor wäre, würde ich Sie als erſten Helden engagiren... ich bin aber leider nur Gaſtwirth und ein Hundsfott thut mehr, als er kann... darf ich Ihnen bei mir ein Engagement anbieten?““

In den Zügen des alten Mimen glänzte eine hohe, unerwartete Freude auf; er richtete ſich erſt in ſeinem Stuhl empor, ſtand dann langſam auf, drückte dem dicken Gaſtwirth die Hand und ſtammelte gerührt:

„Edle Seele! — Was wollen Sie für mich thun?“

Herr Piper zauderte noch einen Augenblick, als wenn er mit der Ausführung eines Entſchluſſes kämpfte; dann holte er einen Beſen aus der Ecke, präſentirte denſelben

ſchüchtern dem alten Schauſpieler und ſagte mit niedergeſchlagenen Augen:

„„Mir iſt mein Hausknecht durchgegangen, Herr Bröckelmeier... und da Sie früher dieſe Würde bekleideten““...

In des Mimen Seele ſchien ein ſchmerzlicher Kampf vorzugehen; endlich nahm er mit einer ſchnellen Bewegung den ihm dargebotenen Beſen, betrachtete denſelben mit tiefer Wehmuth, drückte ihn dann an ſein Herz und deklamirte mit unendlicher Rührung:

„Frommer Stab, o hätt' ich nimmer
Mit der Bühne Dich vertauſcht!“

„Ich acceptire, Herr Piper!“ ſetzte er dann nach einer Pauſe hinzu und warf ſich in die Arme ſeines edlen Wohlthäters.

Mit dieſem Engagement endete Herrn Bröckelmeiers letzte Gaſtſpielreiſe.

## 3.

# Der Stadttrompeter von Cöpenick.

# Der Stadttrompeter von Cöpenick.

In einem kleinen Zimmer des erſten Gaſthofes in Cöpenick lag der Federviehhändler Bammel aus Berlin in einem Bett mit Vorhängen und ſchnarchte.

Vor ſeinem Lager ſtand ein kleiner invalider Nachttiſch, mit einer Klingel darauf, und auf zwei aneinandergerückten Stühlen befand ſich ein offener Reiſekoffer. Auf zwei andern Stühlen lagen ein ſchwarzer Frack, dito Beinkleider, weiße Weſte, Cravatte und Glacéhandſchuhe ſorgſam ausgebreitet.

Es war gar nicht mehr früh, und dennoch ſchlief Herr Bammel fort und fort, und ſeine tiefen, knaſternden Athemzüge ſchienen auch auf kein baldiges Erwachen hinzudeuten.

Da ertönte aus dem anſtoßenden Gemach ein ſanfter, klagender Trompetenton, deſſen Schwingungen auch das Schlafzimmer unſeres Federviehhändlers durchzitterten.

Die gutturalen Schnarchtöne ſetzten plötzlich aus, und der in ſeinem Schlummer geſtörte Bammel drehte ſich ſchwerfällig im Bett um und ſtreckte ein Weilchen darauf ſeinen bloßen, verſchlafenen Kopf durch die Vorhänge des Bettes.

„Wer ſeufzt denn hier eigentlich?“ fragte er mit noch nicht glattgeräuſperter Stimme, „ich ſehe doch Niemanden!“

Und als er die letzte Bemerkung gemacht hatte, zog er den Kopf wieder zurück und verſuchte weiterzuſchlafen.

Er hatte aber noch nicht lange gelegen, als derſelbe klagende, wehmüthige Trompetenton noch einmal durch das Zimmer klang.

„Schon wieder!“ ſagte Herr Bammel, ſich im Bette aufrichtend; „das iſt nun ſchon die ganze Nacht ſo gegangen. — Da kann der Teufel ruhig ſchlafen!“

Er legte ſich noch einmal hin und zog das Deckbett über die Ohren; aber kaum waren einige Minuten verſtrichen, als derſelbe Ton wieder durch das Gemach zitterte.

„Das iſt ja gar nicht zum Aushalten!“ rief Bammel im Bett emporfahrend. „Ich glaube gar, es ſpukt hier in dem verdammten Gaſthofe!“

Und damit ergriff er die auf dem Nachttiſche ſtehende Klingel und ſetzte dieſelbe lebhaft in Bewegung.

Es dauerte nicht lange, ſo öffnete ſich die Thür nach dem Flur und ein dummes Geſicht, mit einer Zipfelmütze, blickte in's Zimmer.

„Sind Sie der Kellner?“ fragte der Federviehhändler.

„Nein,“ entgegnete der Angeredete, näher tretend, „ich bin der Hausknecht; Kellner ſind hier nicht.“

„Machen Sie doch die Thür zu!“ rief Bammel; „ich ſoll wohl noch den Schnupfen bekommen an meinem Hochzeitstage?“

Dann, als der Hausknecht ſeinem Verlangen gewillfahrt hatte, betrachtete er denſelben mit aufmerkſamen Blicken und fragte mit etwas gedämpfter Stimme:

„Sagen Sie 'mal... wer ſeufzt denn hier immer?“

„Seufzt?“ fragte der Andere, ein verwundertes Geſicht machend.

„Na ja!“ fuhr Bammel fort; „ich habe die ganze Nacht keine Ruhe davor gehabt... ſo recht ſchauerliche Klagetöne waren es.“

„Das werden wohl die Nachtwächter geweſen ſein,“ entgegnete der Hausknecht.

„Die Nachtwächter?“ fragte Bammel verwundert; „ſeufzen die denn hier in Cöpenick?“

„Nein,“ ſagte der Andere; „ſie tuten; aber das klingt beinahe ſo. — Tuten ſie denn in Berlin nicht?“

„Unſinn!“ fuhr der Federviehhändler auf; „bei uns ſchlafen ſie.“

Kaum hatte er aber dieſe Worte geſprochen, als der wehmüthige Ton ſchon wieder das Zimmer durchzitterte.

Bammel und der Hausknecht ſahen erſtaunt einander an.

„War das der Nachtwächter?“ fragte der Erſtere.

„Nein, das war nicht der Nachtwächter!“

„Wer wohnt denn hier nebenan?“ fuhr der Federviehhändler fort.

„Herr Wermuth!“ entgegnete der Hausknecht.

„Wer iſt Wermuth?“ fragte Bammel. „Wo iſt der Menſch her?“

„Hier aus Cöpenick!“ antwortete der Andere; „er hat ſich für vierundzwanzig Stunden das Zimmer neben Ihnen beſtellt!“

Bammel wurde zornesroth im Geſicht.

„Das iſt aber eine Nichtswürdigkeit,“ ſagte er, „ſich hier ein Zimmer zu nehmen, bloß um mich in meiner Ruhe zu ſtören... und noch dazu an meinem Hochzeitstage... jetzt will ich aber wieder weiterſchlafen... gute Nacht!“

„Weiterſchlafen?“ fragte Johann verwundert; „es iſt ja aber ſchon halb neun... da pflegt man doch ſonſt nicht mehr im Bett zu liegen.“

„Schon halb neun?„ wiederholte Bammel erſchreckt emporfahrend... „und um zehn ſoll ich meine Braut zur Trauung abholen... da iſt es ja die höchſte Zeit.“

Mit dieſen Worten ſprang er ſchnell aus dem Bette, zog ſich die Unterbeinkleider an, warf ſich den Schlafrock über und kam dann hinter den Bettvorhängen hervor.

„Alſo Sie verheirathen ſich?“ fragte der Hausknecht, die ſchon nicht mehr jugendliche Geſtalt des Federvieh-händlers mit erſtaunten Blicken betrachtend. „So ſpät?“

Bammel wandte ſich ärgerlich um.

„Was wollen Sie denn damit ſagen?“ fragte er unwirſch.

Und dann ſetzte er mit einer gewiſſen Energie hinzu: „Ja, ich heirathe Fräulein Thereſe Suſemichel hier aus Cöpenick!“

Der Hausknecht ließ ſeine Blicke noch prüfender auf dem ältlichen Bräutigam ruhen.

„Alſo Sie heirathen die kleine Thereſe?“ ſagte er, einen tiefen Seufzer ausſtoßend. „Ach Herrje... das arme Mädchen!“

„Nun fangen Sie auch wohl noch an zu ſeufzen?“ polterte Herr Bammel ärgerlich. „Holen Sie mir lieber warmes Waſſer zum Raſiren... ich hab's eilig!“

„Unausſtehlicher Menſch!“ fuhr er fort, dem hinausſchlurrenden Johann nachblickend. „Die Leute ſcheinen hier Alle unglücklich zu lieben! — Aber was geht das

mich übrigens an? Ich liebe ja glücklich... und zwar zum erſten Mal in meinem Leben. — Ich habe allerdings früher auch ſchon geliebt... wie jeder junge Menſch es am Ende mehr oder weniger thut... aber nicht mit dem Herzen... bloß aus Zerſtreuung... bei dem anſtrengenden Geſchäftsleben."

Er kramte in ſeinem Koffer herum, und es ſchienen ihm dabei die Erinnerungen ſeiner Vergangenheit vor die Seele zu treten, deren beängſtigender Eindruck ihn zu einem Selbſtgeſpräche veranlaßte.

„Ja, ja..." murmelte er, ſeine Raſir-Utenſilien auskramend, vor ſich hin; „es iſt Zeit, daß man geſetzt und und ſolide wird... mein Sonntagsverhältniß mit Suſanne Triller muß ein Ende nehmen... es hat ſich ſo ſchon ſo lange hingeſponnen... ganze acht Jahre... ich habe es mir, wer weiß wie oft, vorgenommen, die Verbindung aufzugeben; aber das ſagt ſich ſo ſchwer... und man muß doch wenigſtens einen kleinen Grund dafür haben. — Was habe ich mir für eine entſetzliche Mühe gegeben, das Mädchen einer Untreue zu überführen... aber Alles vergebens... ſo etwas von Treue und Anhänglichkeit iſt noch gar nicht dageweſen... und deshalb habe ich mich heimlich hier in Cöpenick verlobt und heirathe heute, ohne daß ſie ein Sterbenswort davon weiß. — Wenn der Paſtor erſt den Segen über mich und die reizende Thereſe geſprochen hat, dann wird ſich Su-

ſanne ſchon beruhigen... wenn ich es ihr aber vorher geſagt hätte, dann würde ſie mir einen ſchönen Spektakel gemacht haben“ —

Der klagende Trompetenton zitterte in dieſem Augenblick ſchon wieder durch das Zimmer.

Bammel ſah ſich erſchrocken um.

„Er ſeufzt immer noch!“ fuhr er mit leiſerer Stimme fort; „es iſt mir aber egal. — Ich habe jedenfalls einen klugen Streich gemacht. — Die Berliner Mädchen ſind mir über... viel Geſchrei und wenig Wolle. — Wenn ich nun erſt verheirathet zurückkomme, kann Suſanne ſchreien, ſo viel ſie will; ſchließlich wird ſie wohl heiſer werden.“

Bammel hatte eben die letzten Worte geſprochen, als der Hausknecht mit dem Raſirwaſſer zurückkam und das kleine, weiße Töpfchen auf den Tiſch ſetzte.

„Ich wollte Ihnen nur noch ſagen, daß ich mich vorhin in der Zeit geirrt habe,“ ſagte er, „es iſt ſchon halb zehn!“

„Halb zehn!?“ ſchrie Bammel erſchreckt; „wie ſoll ich denn da bis zehn Uhr in der Kirche ſein? — Machen Sie, daß Sie fortkommen und ſtören Sie mich nicht, ſonſt ſchneide ich mich noch!“

Während der Hausknecht ſich langſam entfernte, begann der Federviehhändler ſich einzuſeifen und zog eben den Mund nach rechts, um die linke Backe für den erſten Strich des Raſirmeſſers vorzubereiten, als es an die

Thür des Nebenzimmers klopfte, aus welcher ſtets der ſeufzerartige Trompetenton gedrungen war.

„Herein!“ rief der Bräutigam, ohne ſich umzuſehen.

Die Thür öffnete ſich und ein ſehr langer und ſehr magerer Mann mit zu engem Frack und zu kurzen Beinkleidern trat in's Zimmer. Ueber das blaſſe Geſicht herab hing, wie das Laub einer Trauerweide, eine Fülle ſchlichten, ſemmelblonden Haares und über die ganze Erſcheinung des Individuums war ein ſchwermüthiger und elegiſcher Hauch ausgegoſſen.

„Habe ich die Ehre mit Herrn Bammel zu ſprechen?“ fragte er mit leiſer und ſchüchterner Stimme.

„Der bin ich... bitte!“ ſagte dieſer, ihm einen Stuhl hinſchiebend, auf den Jener ſich aber nicht ſetzte.

„Ich habe dringend mit Ihnen zu ſprechen, Herr Bammel,“ fuhr der Lange fort, indem er ſeinen Blick gen Himmel richtete, als wenn er von dort oben Muth zu ſeinem Vorhaben erflehen wollte.

„Wenn Sie die Gefälligkeit haben wollten, ſich kurz zu faſſen,“ ſagte der Andere, ohne ſich umzuſehen, und indem er ſich mit großer Gründlichkeit die linke Backe abſchabte... „ich bin ſehr preſſirt.“

„Ich weiß es, ich weiß es leider!“ hauchte der Lange mit einem düſteren und melancholiſchen Ton. — „O, machen Sie Thereſe glücklich, Herr Bammel... ſo glücklich, wie ich unglücklich bin!“

Und nach dieſen Worten machte er eine halbe Wendung von Bammel fort, holte mit einer tragiſchen Geberde eine Trompete aus ſeiner linken Rocktaſche und blies denſelben ſchwermüthigen Ton hinein, den wir ſchon ſo oft aus dem Nebenzimmer gehört haben.

Bammel drehte ſich ſchnell um und ſah ſeinen Beſuch mit ſehr verwunderten Blicken an.

„Alſo Sie haben die ganze Nacht geſeufzt?“ fragte er, etwas aufgeregt. „Weshalb puſten Sie denn Ihre Gefühle immer in die Trompete?“

„Das klingt ſchöner und rührender,“ entgegnete der Andere, eine Thräne aus ſeinem hellblauen Auge trocknend.

Bammel betrachtete ſeinen Beſuch mit einer Miene, als wenn er es nicht für ganz unmöglich halte, daß derſelbe nicht im Vollbeſitz ſeines Verſtandes ſei; dann aber fragte er, das Raſirmeſſer abſetzend:

„Mit wem habe ich denn eigentlich die Ehre?“

„Mein Name iſt Wermuth,“ entgegnete der Lange; „ich bin erſter Trompeter bei der Kapelle in Cöpenick... das iſt hier mein Inſtrument... o, es thut meiner Seele ſo wohl!“

Und damit blies er wieder jenen wehmüthigen klagenden Ton.

„Laſſen Sie doch das!“ ſagte Bammel, „davon bekommt man ja Zahnſchmerzen. Was wollen Sie denn aber? ſprechen Sie doch!“

„Es ſind nun fünfzehn Jahre her, mein Herr!“... begann der Trompeter mit freudeſtrahlendem Geſicht, indem er einen Schritt vortrat und die rechte Hand auf's Herz legte.

„J... es iſt die Möglichkeit,“ murmelte Bammel, indem er nun den Mund nach links zog, um die rechte Backe für den erſten Strich des Raſirmeſſers vorzubereiten.

„Es ſind nun fünfzehn Jahre her, mein Herr,“ begann der Trompeter von Neuem.

„Das weiß ich ja ſchon!“ ſchrie der Federviehhändler wüthend; „beeilen Sie ſich doch... ich habe ja keine Zeit!“

„O, haben Sie Geduld mit mir, Herr Bammel,“ fuhr der Andere wehmüthig fort... „Sie werden mich verſtehen. — Es ſind nun fünfzehn Jahre her... Thereſe Suſemichel hatte damals ihr drittes Jahr zurückgelegt... es war ein blonder Engel mit ſüßem Lächeln... mit keuſcher und reiner Stirn... o, ich ſehe ſie noch vor mir, wie ſie in unſerm Schloßgarten mit ihrer Amme ſpazieren ging. — Eines Tages fiel das Kind in's Waſſer... ich ſprang ihm nach, ergriff es mit dieſen nervigen Armen... und es war gerettet!“

„Gott ſei geprieſen und gelobt!“ ſagte Bammel aufſtehend und ſich dann aber gleich wieder niederſetzend.

„Das Kind wuchs zur Jungfrau heran,“ fuhr der Trompeter fort, „und es währte nicht lange, als ich eines Tages die Entdeckung machte, daß ich ſie liebte.“

„Was!? Sie lieben meine Braut?“ fragte Bammel aufstehend; „und unterstehen sich, mir das zu sagen?“

„Aber... wem soll ich es denn sonst sagen?“ fragte der Trompeter naiv.

„Nun, Niemandem, zum Henker!“ schrie der Federviehhändler.

Wermuth sah ihn mit einem langen, wehmüthigen Blicke an und sagte endlich mit seiner sanften und elegischen Stimme:

„Ich hasse Sie, Herr Bammel... wenn Sie doch ein Bein brechen wollten... nur eins!“ —

Das ist ein recht angenehmer Mensch! dachte Bammel. Dann aber wandte er sich mit der Frage an den Trompeter:

„Aber, wenn Sie Therese lieben, weshalb haben Sie denn nicht um sie angehalten?“

„Das habe ich gethan,“ entgegnete der Musikus, traurig die Schultern in die Höhe ziehend; „aber ich hatte kein Geld, deshalb wurde ich zurückgewiesen. — Sie haben freilich Geld; sonst würden Sie auch nicht angenommen worden sein.“

Bammel schien nicht recht zu wissen, was er darauf antworten sollte; denn er betrachtete seinen Rivalen ziemlich lange mit unschlüssigem Gesichtsausdruck.

„Habe mich außerordentlich gefreut, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen!“ sagte er endlich mit erzwunge-

ner Freundlichkeit. „Jetzt wird es aber Zeit, daß ich mich fertig raſire und mich anziehe, deshalb frage ich Sie zum letzten Male: Was wollen Sie von mir?“

„Ich habe es Ihnen ja ſchon einmal geſagt,“ entgegnete der Trompeter melancholiſch. „Machen Sie ſie glücklich!“

„Nun natürlich ... das verſteht ſich ganz von ſelbſt,“ brummte Bammel; „jetzt thun Sie mir aber den Gefallen und gehen Sie!“

„Schwören Sie es mir, Herr Bammel!“ ſagte Wermuth, noch einen Schritt näher tretend.

Der Federviehhändler wurde kirſchroth im Geſicht.

„Wollen Sie nun gehen oder nicht?“ ſchrie er wüthend.

„So leben Sie denn wohl!“ ſagte der Trompeter mit ſchmerzlicher Reſignation und ſchritt langſam und kummervoll zur Thür hinaus.

„Gott ſei Dank, daß der unausſtehliche Kerl weg iſt!“ brummte Bammel vor ſich hin, indem er ſich ſetzte, um die Abkratzung ſeines Geſichts zu beendigen.

Er hatte aber kaum zwei Striche mit dem Meſſer gemacht, als es ſchon wieder an die Thür klopfte.

„Das iſt ja gar nicht zum Aushalten!“ brummte Bammel ärgerlich. Dann aber rief er mit lauter Stimme:

„Ich bin nicht zu Hauſe! — Wiederkommen!“

Nach den letzten Worten trat ein junger Menſch in's Zimmer, der etwas einfältig ausſah und ein Landmann

zu ſein ſchien. „Iſt's erlaubt!“ fragte er höflich. „Habe ich die Ehre, mit Herrn Bammel zu ſprechen!“

„Nein!“ ſchrie dieſer, ohne ſich umzuwenden.

„Das thut mir leid,“ fuhr der Andere fort... „ich ſoll Herrn Bammel zur Kirche rufen... ich bin Dummbart, ſein Vetter.“

„Sie ſind mein Vetter!“ rief der Bräutigam aufſtehend; „außerordentlich angenehm!“

„Alſo Sie ſind doch Herr Bammel,“ ſagte Dummbart, „ebenfalls ſehr angenehm... laſſen Sie ſich umarmen!“

Dummbart küßte Bammel in den Seifenſchaum und leckte ſich dann, mit einem unglücklichen Geſicht, die Lippen ab.

„Nun gehen Sie aber, lieber Vetter,“ ſagte Bammel, ſeinen neuen Verwandten zur Thür hinausſchiebend; „machen Sie mein Compliment an die Schwiegermama, und beſtellen Sie ihr, in fünf Minuten ſpäteſtens wäre ich da!“

„Es iſt ſchauderhaft,“ fuhr er fort, nachdem Dummbart das Zimmer verlaſſen hatte. — „Zu ſpät zur Hochzeit zu kommen! — Daran iſt blos dieſer ſataniſche Trompeter ſchuld!“ —

Mit dieſen Worten ſetzte er ſich wieder vor den kleinen Spiegel, als die Thür heftig aufgeriſſen wurde und Johann der Hausknecht athemlos in's Zimmer ſtürzte.

„Herr Bammel!“ ſchrie er.

Der Bräutigam fuhr erſchreckt zuſammen.

„Was iſt denn ſchon wieder los?“ rief er. „Was wollen Sie denn?“

„Es iſt eine Dame aus Berlin angekommen,“ fuhr der Hausknecht fort, „die augenblicklich mit Ihnen zu ſprechen wünſcht. Fräulein Suſanne Triller!“

„Suſanne Triller!“ rief Bammel in höchſter Aufregung. „Gott ſei mir gnädig! — Ich bin verloren! — Nein! — ich bin doch noch nicht verloren! — Ich habe eine Idee! — Ich bin krank... ſehr krank. — Gießen Sie mir Waſſer in die Theemaſchine... ſchnell!“

Der Hausknecht ergriff in der Eile das weiße Töpfchen mit dem Raſirwaſſer und goß es in die Maſchine.

„Aber, das iſt ja mein Seifwaſſer!“ ſchrie Bammel. „Darauf kommt es allerdings jetzt gar nicht mehr an,“ fuhr er ſehr aufgeregt fort; „nun laufen Sie mir nur ſchnell in die Kirche und ſagen Sie meiner Schwiemutter, in fünf Minuten wäre ich da!“

Und während Johann zur Thür hinausklapperte, wiſchte ſich Herr Bammel ſchnell den Seifenſchaum aus dem Geſicht, ſetzte ſich eine Nachtmütze auf, ſprang mit einem Satz in's Bett und zog ſich die Decke über die Ohren.

Kaum hatte er dies Manöver ausgeführt, als die Thür zum Corridor ſchnell geöffnet wurde und ein Mäd-

chen eintrat, welches nicht mehr von dem Roſenſchimmer der erſten Jugendfriſche umfloſſen wurde, aber doch noch recht hübſch war.

„Wo iſt der Verräther?“ ſagte ſie, ſich aufmerkſam in dem Zimmer umblickend. „Es wäre doch wirklich ſchändlich, wenn es wahr wäre, was mir die Leute unten erzählen. — Mir heimlich fortzulaufen, um eine Andere zu heirathen... nein das kann ich ihm doch nicht zutrauen. — Julius! wo biſt Du denn?“ fuhr ſie mit lauter Stimme fort, indem ſie einige Schritte auf das Bett zu machte.

Ein banges, klägliches Stöhnen drang aus demſelben hervor.

„Julius! — was iſt Dir?“ rief das Mädchen, die Gardine des Bettes auseinanderſchlagend.

„Wie?“ ächzte Bammel mit ſchwacher Stimme; „Du biſt es, Suſanne? — O, ich bin krank... ſehr krank!“

„Du armer Junge,“ ſagte das Mädchen mitleidig; „aber wie kommſt Du denn eigentlich hierher?“

„Ich wollte Dir mit eigener Hand ein Gericht Karpfen angeln... die hier in Cöpenick ſo ſchön ſein ſollen, und dabei habe ich die Maſern bekommen,“ wimmerte Bammel.

„Die Maſern... beim Angeln?“ fragte das Mädchen verwundert.

„Ja! — leider!“ ächzte Bammel weiter. „Fürchteſt Du Dich denn nicht vor der Anſteckung?“

„Wie kannſt Du glauben, Julius!“ ſagte Suſanne. „Ich werde nicht von Deiner Seite weichen und Dich pflegen, bis Du wieder ganz geſund biſt. — Vor allen Dingen mußt Du aber eine Taſſe Thee trinken, denn Du ſcheinſt Fieber zu haben,“ fuhr ſie fort, indem ſie den Inhalt der Theekanne in eine Taſſe goß und dieſelbe ihrem Julius hinhielt.

„Ich danke Dir... ich habe keinen Durſt,“ ächzte Bammel, mit einem Schauder ſein Raſirwaſſer erkennend.

„J... wenn Du auch keinen Durſt haſt,“ ſagte das energiſche Mädchen, ihrem Julius gewaltſam das Seifwaſſer einflößend; „Du mußt doch trinken, das iſt Dir gut.“

Der geplagte Federviehhändler ſchnitt ein fürchterliches Geſicht.

„Willſt Du nicht lieber einen Arzt holen, liebe Suſanne!“ ſagte er dann nach einer Weile.

„O, mit Freuden,“ ſagte das Mädchen, „wo wohnt denn Dein Arzt?“

„In Potsdam... hinter der Huſaren-Kaſerne,“ entgegnete Bammel; „über Berlin iſt der nächſte Weg... eile, ehe es zu ſpät iſt... morgen früh kannſt Du wieder hier ſein.“

Ueber Suſannens hübſches Geſicht flog eine düſtere Wolke.

Der Verräther! dachte ſie in ihrem Innern; er will mich los ſein.... vielleicht um die Andere zu heirathen. —

Bei dieſen Worten fiel ihr Blick auf den ſchwarzen Geſellſchaftsanzug, der, ſorgſam ausgebreitet auf den beiden Stühlen lag.

Ah! es iſt kein Zweifel mehr! dachte ſie weiter; es iſt alſo doch wahr, was mir die Leute unten erzählten... das iſt ja ganz abſcheulich... aber warte, ich will mich rächen... ich muß jedenfalls wiſſen, was hier vorgeht.

„Beeile Dich, liebes Suschen, ehe es zu ſpät iſt,“ wimmerte Bammel.

„Ich fliege, mein Geliebter,“ rief das Mädchen; „ſo leb' denn alſo wohl! — Morgen früh bin ich wieder bei Dir!“

Mit dieſen Worten gab ſie ihrem Julius einen herzlichen Abſchiedskuß, zog dann die Bettvorhänge dicht zuſammen, nahm den ſchwarzen Geſellſchaftsanzug von den beiden Stühlen fort, ließ aber dabei in der großen Eile ihre Mantille und ihren Hut liegen, machte die Thür nach dem Corridor auf, ohne hinauszugehen, ſchlug ſie wieder zu und ſchlüpfte dann geräuſchlos hinter Bammels Bett.

Als der Federviehhändler die Thür zuſchlagen hörte, ſteckte er vorſichtig den Kopf durch die Vorhänge, und ſchaute ſich aufmerkſam im Zimmer um.

„Sie iſt fort!“ rief er jubelnd, indem er mit einem Satz aus dem Bett ſprang. „Nun will ich mich aber endlich fertig raſiren!“

Er wollte eben wieder vor dem kleinen Spiegel Platz nehmen, als es wieder an die Thür klopfte und, ohne das Herein abzuwarten, Johann, der Hausknecht, athemlos in's Zimmer ſtürzte.

„Herr Bammel!“ ſchrie er, als wenn die ganze Hölle hinter ihm wäre. „Ihre Schwiegermutter kommt... ſie iſt wüthend!“

„Meine Schwiegermutter kommt!“ ſchrie der unglückliche Bräutigam aufſpringend. „Gott ſei meiner armen Seele gnädig!“

In dieſem Augenblick hörte man auch ſchon draußen auf der Treppe die keifende Stimme der Madame Suſemichel.

„Da iſt ſie ſchon!“ rief Bammel! — „Laufen Sie ihr entgegen, Johann! — Halten Sie ſie nur einen Augenblick auf... Laufen Sie, laufen Sie!“

Während Johann, der Hausknecht, wieder zur Thür hinauspolterte, ſuchte Bammel nach ſeinen Kleidern.

„Wo iſt denn aber mein ſchwarzer Anzug geblieben?“ rief er in halber Todesangſt. — „In Hemdsärmeln kann ich doch meine Schwiegermutter unmöglich empfangen. — Mein Gott, da iſt ſie ſchon oben auf der Treppe! —

Der Satan von Trompeter hat mir meine Kleider geſtohlen.“

In dieſem Augenblicke klopfte es an die Thür.

„Da iſt ſie ſchon!“ ſchrie Bammel in Verzweiflung. „Was nehme ich denn nur um?“ — Ich wünſchte, mir wüchſen die Haare plötzlich bis zum Boden herunter, wie der heiligen Suſanne... oder wie ſie hieß... ah! dies Mäntelchen von ſtarrer Seide wird mir wenigſtens das Erröthen ſparen,“ ſetzte er plötzlich hinzu, indem er Suſannens Mantille erblickte und dieſelbe ſchnell um ſeine Schultern warf.

Es klopfte jetzt ſtärker.

„Herein!“ rief Bammel, und im nächſten Augenblick trat Madame Suſemichel, die Schwiegermutter, gefolgt von Wermuth, dem Trompeter, in's Zimmer.

„Aber, wo bleiben Sie denn, Herr Schwiegerſohn?“ ſagte Madame Suſemichel, ganz außer Athem. „Die ganze Kirche wartet, die Braut wartet, der Paſtor wartet... was ſoll denn das bedeuten... he? und wie ſehen Sie denn überhaupt aus?“ fuhr ſie immer leidenſchaftlicher werdend fort. „Was haben Sie denn um?“

„Ich bin unſchuldig, Madame Suſemichel,“ betheuerte Bammel; „die alte Wirthin hat mir das zum Zudecken geborgt... oder, glauben Sie etwa, Madame Suſemichel... glauben Sie etwa, daß ein Mädchen bei mir?“...

„O pfui!“ ſagte die Schwiegermutter, ſich entrüſtet abwendend.

„O pfui!“ wiederholte der Trompeter, wie ein wehmüthiges Echo.

„Erklären Sie ſich deutlicher, junger Mann,“ fuhr Madame Suſemichel fort; „oder in's drei Teufels Namen...“

„Verſündigen Sie ſich nicht, alte Frau!“ unterbrach ſie Bammel ernſt und vorwurfsvoll; „ich ſchwöre Ihnen, daß ich allein in dieſem Zimmer war.“

Kaum hatte das letzte Wort ſeine Lippen verlaſſen, als Suſanne Triller hinter dem Bett hervortrat.

Bammel ſah ſie an, wurde leichenblaß und verfiel dann in einen apathiſchen Zuſtand.

„Alſo doch wahr!“ keifte Madame Suſemichel weiter; „o, die Männer, die Männer! Schon am Hochzeitstage ſind ſie nicht mehr treu! — Welches Glück aber, daß ich noch rechtzeitig dahinter gekommen bin! — Jetzt kriegen Sie Thereſen, Herr Wermuth,“ fuhr ſie in triumphirender Schadenfreude fort, indem ſie des ſtrahlenden Trompeters Arm ergriff und mit ihm hinausſchritt. „Das kommt davon, Herr Bammel, ich empfehle mich Ihnen!“

„Ich bin verachtet! mit mir iſt's aus!“ ächzte der unglückliche Federviehhändler, beinahe in die Knie ſinkend.

„Noch nicht," ſagte Suſanne, zu ihm tretend und ihn unter die Arme faſſend; „denn die alte Liebe hält Dich noch!"

Zwei Monate darauf heirathete Bammel ſeine Geliebte, von deren Treue er nur allzu überzeugt war, und wurde ſehr glücklich mit ihr; beinahe eben ſo wie der Trompeter Wermuth mit Thereſe Suſemichel, bei der er ſich das Seufzen gänzlich abgewöhnte.

# 4.

# Eine Jagdgeſchichte.

# Eine Jagdgeschichte.

In dem Königlichen Zechliner Forst-Revier — in der Priegnitz — befindet sich ein Gestell*), welches von der Försterei Quast in schnurgrader Linie und in der Entfernung von einer halben Meile nach der mecklenburgischen Enclave Netzband führt, und den Namen des „Rehdanzen-Gestells“ hat. Man mag nun wohl denken, daß diese Benennung daher entstanden ist, daß in der Nähe desselben die Rehe ihren Lieblings-Aufenthalt und dort ihren Tummelplatz gehabt haben. Dem ist aber nicht so, es stammt dieser Name vielmehr von einem

*) Für Unkundige wird hier bemerkt, daß man unter der Benennung „Gestell“ zur Eintheilung derselben durch die Forsten gehauene gerade Linien von zwei Ruthen Breite versteht.

Förſter, Namens Rehdanz her, welcher vor mehr als 100 Jahren, wo dieſer Forſt außer anderem zahlreichen Wild auch noch mit Wölfen bevölkert war, die Förſterei Quaſt bewohnte.

In dem Gaſthofe des Dorfes Netzband konnte man aber wegen nicht ſtattfindender Beſteuerung wohlfeileren Wein und Schnaps als im Preußiſchen haben, weshalb denn derſelbe auch häufig von den Bewohnern der preußiſchen Umgegend, und auch zuweilen von dem ſchon ſehr bejahrten Förſter Rehdanz beſucht wurde. Dies geſchah auch eines Nachmittags im Sommer, wo der alte Mann, weil es nicht Jagdzeit war, und er ſich nicht unnütz mit Gewehr und Jagdtaſche beläſtigen wollte, blos mit einem Stecken in der Hand den bekannten Weg nach Netzband einſchlug, um ſich dort mit einem Gläschen wohlfeilen Weins zu erquicken. Er hatte kaum den halben Weg zurückgelegt, als ein plötzlicher, ziemlich naher Donner und einzelne ſtarke Regentropfen das raſche Herannahen eines Gewitters verkündeten, und da er eben ſo wenig Luſt hatte, ſein Nachmittagsvergnügen aufzugeben, als bis auf die Haut durchnäßt zu werden, ſo entſchloß er ſich, in einer ganz in der Nähe befindlichen hohlen Eiche, welche nur einen ſchmalen Eingang, aber im Innern hinlänglichen Raum für ihn hatte, ſeine Zuflucht zu nehmen und den Uebergang des Gewitters abzuwarten. Kaum hatte er ſich dort ſicher untergebracht, als das Ge-

witter auch in ſeiner ganzen Heftigkeit heraufkam; der Regen floß in Strömen, und ein Blitz von heftigem Donner begleitet folgte dem andern. Plötzlich rauſchte es aber in dem dichten Unterholz, und ein ſtarker, alter Wolf, der gleichfalls unter dem dichten Blätterdache der Eiche Schutz ſuchte, erſchien, ſchüttelte ſeinen naſſen Pelz und ſetzte ſich ſo vor die alte Eiche, daß ein Theil ſeiner buſchigen Ruthe in die Höhlung derſelben hineinhing, und beinahe die Füße des alten Rehdanz berührte. Dieſer ſtand erſtarrt und verfluchte hundertmal in Gedanken ſeine Nachläſſigkeit, ohne Gewehr ausgegangen zu ſein, und ſo die ſchönſte Gelegenheit von der Welt verſäumt zu haben, einen Wolf zu ſchießen und die auf die Erlegung eines ſolchen geſetzte Prämie zu verdienen. Es war nun freilich keine Möglichkeit, denſelben zu erlegen, aber bei ruhiger Ueberlegung beſchloß er doch, ihm wenigſtens einen Schabernack zu ſpielen. Da der Wolf dem alten Rehdanz den Rücken zugedreht hatte, konnte er ihn natürlich nicht ſehen, und da der fortwährende Regen auch Urſache war, daß er keine Witterung von ihm erhalten konnte, ſo ließ er ſich mit größter Vorſicht und mit vorgeſtreckten Händen in ſeinen Knieen herunter, packte mit einem raſchen Griff die Ruthe des Wolfes und hob ſich nun eben ſo raſch dergeſtalt in die Höhe, daß der Wolf nur mit ſeinen Vorderläufen den Boden berührte, mit dem ganzen Hintertheil aber emporgehoben

war. Der Wolf zerarbeitete ſich zwar aus Leibeskräften, aus dieſer höchſt unangenehmen Lage herauszukommen, Rehdanz hielt aber feſt, ſtemmte ſich mit beiden Ellenbogen gegen die Wände des ſchmalen Eingangs, und ſo oft der Wolf auch den Verſuch machte, ſich nach ſeinem Verfolger umzudrehen, ſo erhielt er doch jedesmal einen ſo empfindlichen Ruck in der Ruthe, daß er zufrieden ſein mußte, wieder in ſeine alte Stellung zurückzukommen. Dergeſtalt tobte nun der Wolf ſo lange, bis er anfing müde zu werden, ſeine Bewegungen wurden immer langſamer, und zuletzt ſtand er ganz ſtille. Dies war dem alten Rehdanz nun ganz recht, ſeine Hände waren ihm beinahe erſtarrt, und eine Waffenruhe ihm daher gleichfalls ſehr nöthig. Demungeachtet konnte er ſich aber doch nicht entſchließen, dem Wolf ſchon jetzt ſeine Freiheit wieder zu geben, und wie er ſich hinlänglich ſtark genug glaubte, rief er aus ſeiner Eiche demſelben mit furchtbarer Stimme zu: „Na, wollen wir nicht wieder anfangen?“ Wie der Wolf aber eine menſchliche Stimme ſo dicht hinter ſich hörte, fing er von Neuem ſein Springen und Toben vor der Eiche an und ſetzte daſſelbe auch ſo lange fort, bis beide Theile wieder müde wurden und eine abermalige Pauſe eintrat, welche Rehdanz aber jedesmal mit dem Rufe: „Na, wollen wir nicht wieder anfangen?“ unterbrach. Zuletzt aber gingen dem alten Mann doch die Kräfte aus;

er ſah ein, daß er des Wolfes doch nimmermehr Herr werden würde, und, nachdem er ſeinen bekannten Ruf noch einigemal wiederholt hatte, ließ er denn endlich den Wolf los, welcher nun auch nicht unterließ, in eiligſter Flucht das Weite zu ſuchen. Rehdanz kroch jetzt auch aus ſeiner Eiche heraus, und da ſich das Gewitter inmittelſt verzogen, auch der Regen aufgehört hatte, ſetzte er ruhig ſeinen Weg nach Netzband fort, erquickte ſich dort durch einen Trunk Wein von ſeinen ausgeſtandenen Strapazen, hütete ſich aber weislich, aus Furcht, ausgelacht zu werden, irgend einem Menſchen Etwas von ſeinem gehabten Abenteuer zu erzählen.

Der Sommer und der Herbſt vergingen, der Winter kam, und da der Wolf auf dem Revier geblieben und vielen Schaden gethan hatte, wurden die dazumal üblichen Jagden mit ſogenannten „Lappen“ auf ihn angeſtellt. Da dieſe Art von Jagd bei der Verminderung der Wölfe jetzt wahrſcheinlich auch ſchon überall aufgehört hat und daher den meiſten geehrten Leſern dieſer Geſchichte unbekannt iſt, ſo dürfte es wohl nicht unzweckmäßig ſein, hier die kurze Beſchreibung einer ſolchen einzuſchalten.

Die Lappen beſtanden aus Schürzen ähnlichen, mit Oelfarbe bemalten Stücken Leinwand, welche mit einem Ende an lange Leinen dergeſtalt befeſtigt waren, daß ſie frei herunterhingen und bewegt werden konnten. Sobald

nun bei einer ſogenannten „Neue“ — friſcher Schneeſpur — ein Wolf dergeſtalt eingeſpürt worden war, daß man mit Beſtimmtheit denjenigen Walddiſtrikt, in welchem er lag, angeben konnte, ſo ward derſelbe in der größten Geſchwindigkeit und Stille mit dieſen Lappen auf ſolche Art umgeben, daß die unterſten Enden derſelben ungefähr 1½ Fuß vom Erdboden hingen und von dem Wolfe leicht geſehen werden konnten. Ungefähr alle fünfzig Schritt, wurden an dieſen Lappen ſogenannte Jagdleute aufgeſtellt, welche, wenn ſich derſelbe näherte und herauswollte, die Lappen rühren, laut ſchreien und dadurch den Wolf verhindern mußten, das eingeſtellte Jagen zu verlaſſen. Innerhalb deſſelben wurden die Schützen angeſtellt, und dieſen der Wolf durch Treiber zugetrieben. Glückte es nun, denſelben zu erlegen, ſo war natürlich die Jagd beendet, glückte es aber nicht, was bei den kurzen Wintertagen und der Schlauheit des Wolfes auch vorkam, ſo ward dieſelbe am nächſten Tage fortgeſetzt, und um dem Wolfe das Entkommen bei der Nacht unmöglich zu machen, ward rings um die Lappenlinie alle 100 Schritt ein Feuer angezündet, welches bis zum Anbruch des Tages unterhalten werden mußte. Ein ſolches Verfahren nennt man das „Verfeuern des Jagens“ und iſt dieſes ſowohl für die Jäger, die fortwährend patrouilliren, als auch für die Jagdleute, welche die Feuer unterhalten müſſen, höchſt beſchwerlich, weshalb denn

auch Rehdanz von den Wolfsjagden gänzlich dispenſirt wurde.

Bei einer entſtandenen „Neue“ war es geglückt, den Wolf einzulappen; die Schützen und Treiber wurden richtig angeſtellt, aber ſo vorſchriftsmäßig auch alles geſchah, und ſo oft auch durchgetrieben wurde, wollte es doch nie gelingen, den Wolf den Schützen zu Schuß zu bringen, und immer gelang es dem alten ſchlauen Meiſter Iſegrimm, ſich durch die Treiber zu ſchleichen und den Schützen zu entgehen. Eine ſolche Fehljagd war eben wieder beendet, der Tag nahete ſich ſeinem Ende, und die Schützen ſtanden ziemlich verdrießlich zuſammen, als der alte Rehdanz, welcher — wie die meiſten alten Forſtleute — zu Hauſe keine Ruhe hatte, erſchien und fragte:

„Na, wo habt Ihr denn den Wolf?“ —

„Wir haben ihn noch gar nicht,“ erwiderten die Jäger ärgerlich, „ſchon vier Male iſt durchgetrieben und der Wolf noch Keinem von uns zu Schuß gekommen; glückt es uns diesmal nicht, ſo iſt es für heute vorbei, und es ſteht uns dann die angenehme Ausſicht bevor, die Nacht hier zu bleiben und das Jagen verfeuern zu laſſen.“

„Ach was“, ſagte Rehdanz, „Ihr verſteht es nur nicht und habt es nicht richtig angefangen!“

„Alles iſt ganz regelrecht und ohne Fehler zugegangen, aber der Wolf ließ ſich nicht treiben nnd ging

jedesmal, ohne Jemand zu Schuß kommen zu laſſen, durch die Treiber zurück.“

„Ich wiederhole Euch,“ ſagte Rehdanz, „Ihr verſteht es nicht, wäre ich nur hier geweſen, ſo müßte der Wolf ſchon lange todt geſchoſſen ſein.“

„Nun, wenn Du es doch beſſer als wir verſtehen willſt, ſo zeige es, noch iſt es Zeit; ein Treiben können wir noch machen!“

„Ja, das will ich Euch auch zeigen,“ ſagte Rehdanz, „ein alter Jäger verſteht oft mehr, wie Ihr jungen Leute es Euch träumen laßt, und ich ganz allein will Euch den Wolf zu Schuß bringen. Laßt alle Treiber aus dem Jagen gehen, ſtellt Euch raſch an, ſteht hübſch ſtille, und dann werde ich Euch zeigen, daß ich es verſtehe, Euch den Wolf zu Schuß zu bringen.“

Was wollte man machen! Die Sonne war nahe am Untergehen, Rehdanz war als ein erfahrener Jäger bekannt, und viel Luſt, die Nacht im Freien zuzubringen, hatte man nicht; man that alſo nach ſeiner Weiſung.

Als die Schützen ſich angeſtellt hatten, und die Treiber aus dem Jagen entfernt waren, ging Rehdanz dorthin, wo dieſe poſtirt geweſen waren, und rief nun, indem er ſich langſam fortbewegte, mit ſtarker Stimme mehrere Mal hintereinander: „Na, wollen wir nicht wieder anfangen?“ — Als nun der Wolf dieſe ihm ſo furchtbar gewordenen Worte hörte und ſich dabei ſeiner

ſchlechten Lage vor der hohlen Eiche erinnerte, ſuchte er ſich durch die eiligſte Flucht ſeinem früheren Peiniger zu entziehen, vergaß alle ſeine ſonſtige Vorſicht und rannte wie toll und blind auf die Schützenlinie zu, wo er dann mit einem glücklichen Schuß auch zu Boden geſtreckt wurde.

Als Rehdanz nun erſchien, ward er im Triumph empfangen und mit Fragen beſtürmt, wie er es angefangen habe, dies glückliche Reſultat herbeizuführen. Er aber verrieth nichts, that geheimnißvoll und kam von nun an in den Ruf eines Jägers, der mehr verſtände als Brod eſſen. Erſt kurz vor ſeinem Tode erzählte er ſein an dem Geſtell gehabtes Abenteuer, wovon denn dieſes ſeinen Namen erhielt und bis auf den heutigen Tag behalten hat.

Druck von C. Koepſel in Berlin, Krauſenſtr. 38.

In **B. Behr's** Buchhandlung (E. Bock) in Berlin erschienen von demselben Verfasser die nachstehenden Werke:

# Humoristische Soldaten-Novellen

für

## Sopha und Wachtstube.

**Erstes Bändchen:**
Ein Fähnrich mit einem Fehler. Eine Spukgeschichte. Die alte Schabracke.

**Zweites Bändchen:**
Herr von Ströming. Eine gemischte Ehe. Der Mayadar.

**Drittes Bändchen:**
Der Lieutenant von Methusalem. Eine Nachtpatrouille. Die Liebe außer Diensten.

**Viertes Bändchen:**
Ein Junker von 1806. Der Bittere. Plato in Lederhosen.

**Fünftes Bändchen:**
Eine Marketenderin des großen Königs. Miß Kitty mit dem Stummel. Joseph im Regen.

**Sechstes Bändchen:**
Mein Bursche, der General. Der Stellvertreter. Alexander von Düsterberg.

**Siebentes Bändchen:**
Die zugemauerte Trompete. Der verschwundene Meßtisch. Ein eminenter Geist.

**Achtes Bändchen:**
Der Ritter Toggenburg. Die Hosen der Baronay'schen Husaren. Theorie und Praxis.

**Neuntes Bändchen:**
Die Esel von Chatanooga. Die Geschichte von den Kanonen. Der Erste über die Schlei.

**Zehntes Bändchen:**
Ein Husarenritt. Der grüne Schnurrbart. Die Düppelstürmer.

**Elftes Bändchen:**
Marienbader Kreuz. Memoiren eines Officierburschen. Wie die Alten sungen.

**Zwölftes Bändchen:**
Aus Hochkirchs Nacht. Apollo mit dem rothen Kragen. Der Hausschlüssel.

**Dreizehntes Bändchen.**
Erzählungen eines alten Wachtmeisters.

Jedes Bändchen eleg. geh. 15 Sgr.

---

# Ein Spazierritt nach Jütland.

## Campagne-Bilder.

Mit dem Motto: Aus dem Soldaten kann Alles werden,
Denn Krieg ist jetzt die Losung auf Erden.

Eleg. geh. 15 Sgr.

---

Die

# Abenteuer des Lieutenant Puhlmann.

**Soldaten-Humoreske.**

Elegant geheftet. 15 Sgr.

---

# Humoristischer u. practischer Reise-Begleiter

nach

## England, Schottland und Irland.

Eleg. geh. 24 Sgr.

Verlag von

**B. Behr's Buchhandlung (E. Bock),**

Berlin, 27, Unter den Linden.

So eben erschien:

# Lustspiele

(Neue Folge)

von

**Gustav zu Puttlitz.**

3 Bände. 8°. eleg. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

## Inhalt.

**Band I.** Um die Krone. Lustspiel in 5 Aufzügen.
Das Schwert des Damocles. Schwank in 1 Akt.
Die Zeichen der Liebe. Lustspiel in 1 Akt.

**Band II.** Spielt nicht mit dem Feuer. Lustspiel in 3 Aufzügen.
Brandenburgische Eroberungen. Lustspiel in 1 Akt.
Ueber's Meer. Lustspiel in 1 Akt.

**Band III.** Unerträglich. Lustspiel in 1 Akt.
Der gestiefelte Kater. Weihnachtsmärchen in 1 Aufzug.
Zwei Tassen. Lustspiel in 1 Aufzug.
Die alte Schachtel. Lustspiel in 1 Akt.
Die Schlacht bei Mollwitz. Histor. Genrebild in 1 Akt.

505 36, 4

HUMORESKEN
FÜR
SOPHA UND
VON
A. v. WINTERFELD
68
EISENBAHN-COUPÉ
BERLIN
VERLAG
B. BEHR's BUCHHANDL. G.
M. Müller fc

# Humoresken

für

# Sopha und Eisenbahn-Coupé.

Von

**A. von Winterfeld.**

## III.

1. Der Brief von der Tante.
2. Ein Giftmord.
3. Der Steintanz.
4. Ein seltsamer Traum.

**Berlin.**

**B. Behr's Buchhandlung (E. Bock)**

**27, Unter den Linden.**

**1869.**

Digitized by Google

50536.4

HARVARD COLLEGE LIBRARY
THE GIFT OF
MRS. GEORGE E. RICHARDS
NOV. 1, 1919.

# 1.

# Der Brief von der Tante.



Digitized by Google

# Der Brief von der Tante.

Herr von Walden und ſeine junge Frau waren ungefähr fünf Jahre verheirathet und genoſſen das eheliche Glück, ſoweit es überhaupt in dieſem unvollkommenen Leben möglich iſt.

Er war eigentlich das Ideal eines Ehemannes, und der einzige Fehler, den man ihm zum Vorwurf machen konnte, beſtand in ſeiner zu großen Güte.

Er hatte ſeine Emmy aus wahrer Herzensneigung geheirathet; er trug ſie auf Händen, er that alles, was er ihr an den Augen abſehen konnte; aber dadurch gerade beſtärkte er die kleine Frau in den geringen Untugenden, die auch ihr den Nimbus der Vollkommenheit in leichter Weiſe trübten.

Digitized by Google

Sie war nämlich ein ganz klein wenig unvernünftig, ein ganz klein wenig eigenſinnig und ein ganz klein wenig empfindlich, und da er, wie geſagt, aus Erfahrung wußte, daß er durch eine direkte Oppoſition oft ein kürzer oder länger dauerndes Schmollen heraufbeſchwor, ſo gab er gewöhnlich nach, anſtatt durch ein entſchiedenes Auftreten die Krankheit gründlich zu curiren.

Herr von Walden liebte die Ruhe; er ſah ſeine Frau gern lächeln, es ſchmerzte ihn, ihr auch nur den kleinſten Verdruß zu bereiten; eine ſchmollende Miene verurſachte ihm Herzklopfen, Appetitloſigkeit und ſchlafloſe Nächte, und ſelbſt der geringfügigſte Wortwechſel hatte gewöhnlich ein Kopfweh zur Folge, das ihn ſo lange peinigte, bis der Friede vollſtändig wieder hergeſtellt war.

Emmy liebte ihren Mann gewiß eben ſo, wie er ſie; aber da ſie bekanntlich ein ganz klein wenig unvernünftig war, ſo hielt ſie ſelbſt den berechtigtſten Widerſpruch ihres Gatten für einen Mangel an Zärtlichkeit, und dieſe Entbehrung war ihr ſo ſchrecklich, daß ſie tagelang ſich darüber unglücklich fühlen und bittere Thränen vergießen konnte.

Was blieb dem guten Albert da übrig, als nachzugeben? Einer mußte es doch thun, und da es ihr einmal nicht gegeben war, ſo fiel ihm ja die Rolle des Vernünftigſten von ſelber zu; denn wenn beide Theile auf ihrem Willen beharren, dann öffnet man dem grauſen Bürgerkriege die Thür.

Auf dieſe Weiſe ſicherte ſich alſo Herr von Walden ſein eheliches Glück bereits fünf volle Jahre, was ihn zu der logiſchen und deshalb um ſo tröſtlicheren Schlußfolgerung veranlaßte, daß es auch bis an ſein ſanftſeliges Ende ſo fortgehen werde.

Aber jede Regel hat Ausnahmen, und wenn der Böſe uns einen Streich ſpielen will, dann läßt er uns auch manchmal auf dem Tugendwege in's Verderben kommen. —

Es war ein wundermilder Junitag; die Sonne lächelte freundlich und gut gelaunt vom Himmel herab. Herr von Walden hatte vortrefflich dinirt, ein eben ſo vortreffliches Nachmittagsſchläfchen gehalten und trat nun freundlich und gut gelaunt, wie die liebe Sonne, in das Zimmer ſeiner kleinen Emmy, um ihr in's Antlitz zu ſchauen, ſie lächeln zu ſehen und ein Stündchen mit ihr zu plaudern und zu koſen.

Als er die Schwelle des duftigen Boudoirs überſchritt, ſah er ſeine Frau auf ihrem Lieblingsplatze am Fenſter ſitzen und dermaßen in die Lectüre eines Briefes vertieft, daß ſie ſich nicht einmal nach ihm umblickte.

Herr von Walden wartete noch ein wenig; als es ihm jedoch zu lange dauerte, trat er leiſe etwas näher heran und räusperte ſich.

Emmy nahm gar keine Notiz von ihm und ſtudirte ruhig weiter.

Was lieſt du denn da, mein Kind? fragte er endlich, nachdem er geſehen, daß ſie ſchon eine ganze Weile auf der letzten Seite war.

Ach, einen Brief von der Tante, erwiderte die kleine Frau, ohne aufzuſehen.

So — von welcher Tante denn? examinirte Herr von Walden weiter.

Von der Tante Walden aus Brummelberg.

Aha! machte der Gatte, noch einen Schritt näher tretend. Und was ſchreibt denn die gute Tante aus Brummelberg?

Du kannſt es ja nachher leſen, warf Emmy mit leichter Unzugänglichkeit hin.

Herrn von Walden's Antlitz wurde bei jeder Antwort ſeiner kleinen Hälfte freundlicher.

Willſt du es mir nicht lieber vorleſen? fragte er mit einer weichen Schmeichelſtimme.

Aber, Albert, entgegnete ſie kurz, zweimal daſſelbe...

Soll ich es nachher allein thun? Das iſt ja noch ſchlimmer...

Für dich freilich!

Für dich auch!

Wie ſo das?

Weil in der Gemeinſchaftlichkeit ein Genuß liegt, ſagte Walden mit überzeugender Wärme.

Das Herz der jungen Frau ſchien von dem elektriſchen

Strome auch getroffen worden zu ſein. Ich bin ja bald fertig, antwortete ſie, nur noch ganz leiſe widerſtrebend.

Herr von Walden benutzte als geſchickter Taktiker ſofort den errungenen Vortheil. Willſt du nicht lieber von vorn anfangen? bat er; da ſparſt du dir doch das letzte Ende.

Emmy machte eine reizende Bewegung, als wenn ſie wohl gern noch ein klein wenig eigenſinnig ſein möchte, aber es nicht mehr recht könnte. Nun, meinetwegen, ſagte ſie, ſich in dem bequemen Fauteuil zurechtrückend, ſo höre denn zu.

Wenn du die Freundlichkeit haben wollteſt, noch einen Augenblick zu warten, ich will mich erſt ſetzen, ſchnitt Walden die eben beginnen ſollende Vorleſung ab, indem er ſich einen Fauteuil heranrollte und behaglich in demſelben Platz nahm.

Seine Frau blickte ihn erſtaunt an.

So, nickte er ihr zu, jetzt kannſt du anfangen, jetzt bin ich genußfähig.

Ueber Emmy's liebliche Züge flog ein leichter Schatten der Ungeduld; aber ſie ließ dieſelbe nicht aufkommen, ſondern begann zu leſen: „Meine liebe Emmy!“

Nicht wahr, die Herzensergüſſe intereſſiren dich nicht? wandte ſie ſich dann ſchnell an ihren Gatten, indem ſie ihn noch einmal mit einer ganz leichten Mißbilligung anblickte.

Hm — wenn ſie nicht zu lang ſind, entgegnete Walden nicht ohne eine gewiſſe Beſorgniß.

Drei Seiten — aber ſehr eng geſchrieben.

Ach nein, lehnte der Herr Gemahl ab; dann laß es nur und gehe lieber gleich zu den Neuigkeiten über.

Neuigkeiten theilt die Tante eigentlich gar nicht mit, ſagte Emmy, die drei erſten Seiten noch einmal überfliegend.

Aber weshalb ſchreibt ſie denn überhaupt?

Weil ſie etwas Neues von mir wiſſen will.

Nun, dann ſchreibe ihr etwas, mein Kind!

Das dürfte ſeine Schwierigkeiten haben, entgegnete die junge Frau, weil ich das nicht weiß, was ſie mich fragt; aber höre nur zu, ich werde dir den Schluß des Briefes vorleſen. — Und dann begann ſie von Neuem:

„Meine liebe Emmy! Uns geht es, dem Himmel ſei Dank, recht gut...“

Freut mich! brummelte Walden vor ſich hin, indem er die Beine behaglich ausſtreckte.

Die junge Frau mußte unwillkürlich lächeln. Aber, lieber Albert, ſagte ſie, wenn du die Güte haben wollteſt, mich nicht zu unterbrechen!

Bitte um Entſchuldigung! machte Walden mit der liebenswürdigſten Miene; es war nur eine Aeußerung angeborener Höflichkeit — laß dich dadurch nicht ſtören.

Emmy nahm die Lecture ihres Briefes wieder auf.

„Mein Sohn Clodwig bewirthſchaftet unſer liebes Brummelberg, daß es eine wahre Freude iſt...“

Hm, ein ſchuldenfreies Gut zu bewirthſchaften, iſt immer eine Freude! brummelte der Herr Gemahl wieder dazwiſchen.

Aber, lieber Albert! ſagte Emmy mit lächelndem Kopfſchütteln.

Der liebe Albert machte eine noch liebenswürdigere Miene, als das erſte Mal. Bitte um Entſchuldigung! ſagte er; nur eine kleine philoſophiſche Bemerkung — es ſoll nicht wieder vorkommen.

Emmy begann von Neuem zu leſen:

„Nur betrübt es mich ein wenig, daß Clodwig förmlich allen Damenbekanntſchaften aus dem Wege geht. Ich werde alt, und ehe ich meine Augen ſchließe, möchte ich ihn gern verheirathet ſehen; aber ſeine unüberwindliche Blödigkeit bei dem ſchönen Geſchlechte vereitelt alle meine Hoffnungen...“

Ja, ja, der Clodwig iſt ein Duckmäuſer, unterbrach Albert ſchon wieder.

Diesmal legte die Frau aber kein Gewicht darauf. Vielleicht hat er noch nichts gefunden, was ihm gefällt, entgegnete ſie, den Brief in den Schooß ſinken laſſend.

Wenn man aber zu wähleriſch iſt, geht man auch manchmal leer aus, bemerkte Albert, und von meinem Standpunkte aus müßte ich das als ein großes Unglück bezeichnen.

Emmy's Augen ruhten mit einer unverkennbaren aber etwas zurückgehaltenen Zärtlichkeit auf ihm. Kleiner Schmeichler! ſagte ſie, mit dem Finger drohend, und dann fuhr ſie in ihrer Vorleſung fort:

„Wenn ich mit ihm über die Ehe ſpreche, weicht er mir ſtets aus, als wenn der bloße Gedanke daran ihm unangenehm wäre. Augenblicklich iſt er zum Wollmarkt in Berlin, und wird er Euch jedenfalls nach beendigten Geſchäften ſeine pflichtſchuldige Aufwartung machen..."

Er iſt ja öfter in Berlin und kommt nicht zu uns! brummelte der Herr Gemahl wieder.

Aber, Albert! ſagte die Frau, innehaltend.

Was denn, liebes Kind? fragte der Gatte mit einer äußerſt unbefangenen Miene.

Du unterbrichſt mich ja ſchon wieder!

Albert bekam einen leichten Schreck. Nimm es nicht übel, Emmy'chen, entſchuldigte er ſich freundlich, es ſoll jetzt wirklich nicht mehr vorkommen!

Und die junge Frau begann abermals:

„Apropos, was macht denn unſere Couſine, die Majorin? Seit ihr Mann todt iſt, habe ich nichts von ihr gehört, und das iſt nun ſchon ein paar Jährchen her. Iſt denn eine von den Töchtern ſchon verlobt? Schreibe mir doch darüber Beſcheid. In meiner tiefen Einſamkeit höre und ſehe ich nichts von der ganzen Familie. — Mit den herzlichſten Grüßen an Deinen lieben Mann..."

Digitized by Google

Zu gütig! brummelte der Letztere geſchmeichelt vor ſich hin. Wenn du antworteſt, vergiß nicht, meine reſpectvolle Gegenempfehlung zu beſtellen.

Emmy ſchien über dieſe neue Unterbrechung ihren Unmuth nicht zurückhalten zu können, denn ſie erhob ſich plötzlich aus ihrem Fauteuil und machte einige haſtige Gänge durch das Zimmer.

Du biſt wirklich unverbeſſerlich, Albert! ſagte ſie, indem ſich ihre Wangen ein klein wenig röther färbten.

Oh, machte Albert, ſich mit einem leichten Stöhnen ebenfalls aus dem bequemen Polſter erhebend, ſollteſt du mich nicht ſchon etwas gebeſſert haben?

Emmy antwortete nicht.

Biſt du ſchon fertig, mein Kind? fuhr der Gatte mit großer Liebenswürdigkeit fort.

Die junge Frau blickte noch einmal in den Brief.

„Deine Dich innigſt liebende Tante Florentine!“ las ſie in etwas heftigem Tempo zu Ende und ſteckte dann den offenen Brief, ohne ihn zuſammen zu falten, in die Taſche ihres Kleides.

Walden beobachtete ſeine Gattin einige Minuten mit ſcharfen Blicken. Hm, machte er dann, thut mir leid, daß du ſchon zu Ende biſt!

Weshalb? fragte Emmy, ihre großen Augen auf ihn richtend.

Weil ich dich ſo gern vorleſen höre! ſagte Albert mit außerordentlicher Gutmüthigkeit.

Iſt das Ernſt oder Scherz? fragte Emmy, ihn mit einem gewiſſen Zweifel anſchauend.

Wahrheit, wie immer! betheuerte Walden.

Aber ein wenig Neckerei ebenfalls, wie immer! ſetzte die kleine Frau lächelnd hinzu, indem ſie ihm ſchalkhaft mit dem Finger drohte.

Albert zuckte die Achſeln. Das muß wohl in der Familie liegen, ſagte er in einer allerdings leicht ironiſchen Art.

Nachher legte er die Hände auf den Rücken, ſenkte den Kopf und ging einige Minuten im Zimmer auf und ab.

Haſt du vielleicht eine Commiſſion für mich, liebes Kind? wandte er ſich dann plötzlich an ſeine Gattin.

Willſt du ausgehen? fragte dieſe, nachdem ſie erſt ein wenig zuſammengefahren war.

Ja — ein kleiner Geſchäftsgang...

Emmy ſann ein Weilchen nach und dann ſchüttelte ſie die dunkeln Locken.

Nein — ich wüßte nichts, entgegnete ſie.

Albert nahm ihre beiden Hände in die ſeinigen, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und nickte ihr freundlich zu.

Auf Wiederſehen alſo! ſagte er; in einer Stunde bin ich zurück. — Und dann ging er der Thür ſeines Zimmers zu, um Hut und Paletot zu holen.

Digitized by Google

Höre einmal — Albert! rief ihm die junge Frau nach, als er eben die Hand auf den Drücker legen wollte.

Walden wandte ſich um und blickte ſie fragend an.

Du könnteſt mir doch einen Gefallen thun, fuhr Emmy fort.

Mit dem größten Vergnügen, liebes Kind, und was befiehlſt du?

Erkundige dich doch einmal, ob eine von den Töchtern der Majorin ſchon verlobt iſt.

Das iſt doch wohl nur dein Spaß, nicht wahr? fragte Albert lächelnd.

Emmy's Antlitz wurde um eine ganz kleine Nuance ernſter. Im Gegentheil, es iſt mein vollkommener Ernſt, entgegnete ſie, den Kopf ein wenig höher emporrichtend.

Der Gemahl hatte dieſes erſte, leiſe Symptom beginnenden Eigenſinnes ſehr wohl gemerkt, und man ſah es ihm an, daß ſein Inneres in's Schwanken gerieth; aber er verſuchte es noch, ſeine Poſition zu behaupten.

Wir ſtehen ja aber ſeit Jahren in gar keiner Verbindung mehr mit der Majorin, ſagte er dann in dem Tone ſanften Widerſtrebens; ich wüßte wirklich nicht, wie ich das anfangen ſollte.

Emmy richtete den Kopf noch ein wenig höher empor. Eben weil wir in keiner Verbindung mehr mit ihr ſtehen, iſt es mir noch unangenehmer, die Frage der Tante Flo-

rentine unbeantwortet zu laſſen, warf ſie etwas ſpitz ein; was ſollte ſie denn wohl davon denken?

Mein Gott, daß du es vergeſſen haſt! ſagte Albert.

Sie könnte aber auch denken, daß wir uns mit der Majorin überworfen hätten, entgegnete Emmy.

Nun, das wäre auch noch kein Unglück! meinte Albert achſelzuckend.

Aber eine Unannehmlichkeit, opponirte Emmy, deren Genick allmählich immer ſteifer wurde.

Ich glaube nicht, daß man uns zutrauen würde, die Veranlaſſung gegeben zu haben, ſagte Albert, ebenfalls etwas ernſter.

Emmy ſchwieg einen Augenblick und ſchien nachzudenken. Es iſt aber dennoch unangenehm! begann ſie dann wieder mit einem förmlichen Ruck des kleinen Köpfchens.

Gewiſſe Fatalitäten ſind einmal nicht zu vermeiden, entgegnete Albert mit einem etwas kühlen Anhauche.

Emmy blickte vor ſich nieder, und Albert that dasſelbe, indem er jedoch mit dem rechten Auge von Zeit zu Zeit nach ſeiner Gattin ſchielte, um ihre Mienen zu ſtudiren.

Die Wahrnehmungen, die er machte, ſchienen befriedigend auf ihn zu wirken, denn ſein Kopf hob ſich etwas ſelbſtbewußter empor, die Bruſt dehnte ſich, und in den Blicken konnte man eine gewiſſe Siegesahnung leſen.

Da wandte Emmy plötzlich das Haupt nach ihm.

Wie ein Blitz richtete Albert ſein rechtes Auge wieder zu Boden und erwartete mit freudigem Herzklopfen die Capitulation der Gegenpartei.

Die kleine Frau trat mit ſchnellen Schritten zu ihm heran und legte liebkoſend ihre kleine, weiße Hand auf ſeine Schulter.

Aha, dachte Albert, jetzt gibt ſie nach — ich habe ihr durch meine ruhige Vernunft imponirt.

Du wirſt dich alſo erkundigen — nicht wahr, lieber Albert? flötete da ihre Stimme ſchmeichelnd in ſein Ohr.

Durch die Bruſt des Gatten zuckte eine ſchmerzliche Enttäuſchung. Er war aus einem Hinterhalte angegriffen worden, den er nicht vermuthete; aber er verſuchte es dennoch, ſich in ſeiner Stellung zu behaupten.

Aber, mein geliebtes Kind, entgegnete er mit einem leiſen Hin- und Herneigen des Kopfes, ſage doch einmal ſelbſt, wie ich das anfangen ſoll!

Mein Gott, erkundigen iſt doch nicht ſo ſchwer! hauchte Emmy, das Köpfchen an ſeine Schulter lehnend.

Der Herr Gemahl befand ſich jetzt in einer bedrängten Lage; aber noch hielt er Stand. Hm, ſagte er ernſt, unter gewiſſen Verhältniſſen doch.

Mit etwas gutem Willen wird es ſchon gehen, fuhr Emmy fort, indem ſie ihr Haar ſeine Wange berühren ließ.

Albert mußte einen Moment die Augen ſchließen. Nun, ich will ſehen, was ſich machen läßt, begann er zu

laviren; ich werde mich auf's Herumhorchen legen, vielleicht erfahre ich dann gelegentlich etwas.

Die junge Frau machte eine allerliebſte, kleine ſchmollende Miene. Ich möchte es aber gern heute ſchon wiſſen, ſagte ſie, das andere Händchen auch auf ſeine Schulter legend.

Albert wollte ſeufzen, aber er begab es ſich wieder. Heute Abend antworteſt du doch noch nicht, Kindchen, verſuchte er es noch einmal, auszuweichen.

Das mag ſchon ſein, ſchmollte Emmy weiter, indem ſie mit der Spitze ihres kleinen Stiefels auf dem Teppich ſpielte; aber ich intereſſire mich jetzt ſelbſt dafür — ich bin auch neugierig geworden — wenn ich es heute Abend nicht erfahre, habe ich eine unruhige Nacht.

Jetzt ſeufzte Albert wirklich, während ſeine Frau ihn nun beobachtete, wie er vorhin ſie, und während in ihren Augen jetzt eine Siegesahnung blitzte, wie vorhin in den ſeinen.

Aber Albert wollte ſich noch nicht gefangen geben. Schlage dir die Geſchichte für heute aus dem Sinne, mein Kind, ſagte er, ſich gewaltſam zu einem ernſten Tone zwingend; bis du an die Tante ſchreibſt, ſollſt du deine Nachricht haben.

Lieber, guter Albert, ich möchte es aber zu — zu gern heute ſchon wiſſen! bat Emmy, beide Arme um ſeinen Nacken ſchlingend und ihm mit ihrem lieblichſten Lächeln

in's Auge ſchauend. Ich verlange es als einen Beweis deiner Liebe!

Der Herr Gemahl befand ſich jetzt in einem Netze, aus dem es ſchwer zu entkommen iſt. Wenn ich es nun aber unterwegs vergeſſen ſollte? ſagte er, wie der Ertrinkende nach einem Strohhalme greifend.

O — dann würdeſt du ja auch mich vergeſſen! ſchmeichelte die kleine Frau.

Nun war es aus mit dem guten Albert. Sie läßt nicht los, dachte er; ich werde richtig wieder der Vernünftige ſein, der nachgibt.

Nun, lieber Albert? drängte Emmy.

In Walden's Kopfe bildete ſich unwillkürlich eine Variation auf dem berühmten Monolog des Hamlet: Sein oder Nichtſein. Er befand ſich augenblicklich in einem tragiſchen Conflicte. Wenn er ohne Nachricht nach Hauſe kam, hatte ſie eine unruhige Nacht — wenn ſie eine unruhige Nacht hatte, dann hatte er ebenfalls eine unruhige Nacht — wenn ſie beide eine unruhige Nacht hatten, dann war ihm ſein liebes Stündchen beim Morgenkaffee verdorben, auf das er ſo große Stücke hielt, und wenn ihm ſein liebes Stündchen beim Morgenkaffee verdorben wurde, dann...

Nun, lieber Albert! ſchmeichelte die kleine Frau, ſich noch dichter an ihn ſchmiegend und ihm mit ihren Lippen ſo nahe kommend, daß er die ſeinen nur zu

ſpitzen brauchte, um den elektriſchen Funken des Kuſſes ſprühen zu laſſen.

Für dieſe Verſuchung war der liebe Albert zu ſchwach. Er ließ nicht allein einen, ſondern drei elektriſche Funken ſprühen, die ſeine ganze Kraft zu einem Thau zerſchmolzen, machte ſich dann leiſe aus ihrer Umſchlingung los und ſchickte ſich abermals zum Ausgehen an.

Es wird mir ein ganz beſonderes Vergnügen bereiten, mich deines Auftrages zur möglichſten Zufriedenheit zu entledigen, ſagte er mit der liebenswürdigſten Galanterie; ich hoffe mir dadurch bei meiner Rückkehr einen Empfang zu bereiten, wie er ſelten einem Sterblichen zu Theil geworden iſt. Auf baldiges frohes Wiederſehen alſo, meine theure Emmy!

Mein lieber, guter Albert! nimm meinen Dank voraus! rief die kleine Frau, ſeinen Abſchiedskuß mit Herzlichkeit erwidernd.

Walden ging, und Emmy blickte noch lange nach der Richtung, in der er verſchwunden war.

Adieu, lieber Albert! ſprach ſie kaum hörbar vor ſich hin, indem ſie ihm ein Kußhändchen nachwarf.

Dann begann es in ihren Augen zu glänzen, als wenn die ganze Fülle des Glückes herausſtrahlte, von dem ihre Seele überfloß. Sie ging mit lebhaften Schritten im Zimmer auf und ab, und allmählich geſtalteten ſich ihre Gedanken zu einem Selbſtgeſpräche, wie das ja ſo oft geſchieht.

Er thut alles, was er mir an den Augen abſehen kann, murmelte ſie mit leiſer Stimme vor ſich hin; aber er läßt ſich manchmal ein klein, klein wenig lange dazu nöthigen. — Das kann aber auch ſeinen Grund darin haben, weil ich nicht immer etwas ganz Vernünftiges von ihm verlange und weil ich dann mit meinem häßlichen Eigenſinn darauf beſtehe. — Ich weiß recht gut, daß das unrecht iſt und daß ich ihn damit quäle; aber ich denke immer, er liebt mich nicht, wenn er nicht nachgibt, und der Gedanke, daß er mich nicht mehr liebt, könnte mich wahnſinnig machen. — Albert iſt eigentlich weit beſſer als ich, er iſt beinahe vollkommen — ich wüßte wirklich nicht den allergeringſten Fehler an ihm — er liebt mich — er iſt mir treu wie Gold — er frühſtückt nicht — er ſpielt nicht, nicht einmal Billard — er raucht nicht — er geht des Abends nie ohne mich aus — er iſt auch vor unſerer Verheirathung ſehr ordentlich und ſolide geweſen — aus anderen Damen macht er ſich gar nichts — er vermeidet förmlich ihre Geſellſchaft, weil er ein wenig ſchüchtern und blöde iſt — mit einem Worte, ich habe eine gute Wahl getroffen; ich brauche mich nicht mit Unruhe und Eiferſucht zu quälen, ſondern kann mich ohne Rückhalt dem Glücke hingeben, das der Himmel mir beſchieden hat.

Ich wünſchte, er wäre ſchon wieder hier, fuhr ſie nach einer Pauſe fort, indem ihr hübſches Geſichtchen

immer heiterer wurde; wie er es nur anfangen wird, die Erkundigungen einzuziehen? — Ich bin recht neugierig — es kommt mir so vor, als wenn ein Ritter für seine Dame in die Schlacht zieht — aber ich will auch so gut gegen ihn sein, wenn er zurückkommt — so gut...

Hier brach die junge Frau ab, weil sie keinen passenden Ausdruck oder Vergleich für die Zärtlichkeit zu finden schien, mit der sie ihren lieben Albert empfangen wollte, und dann setzte sie sich mit der Handarbeit ans Fenster und blickte nach jedem Stiche hinaus auf die Straße, ob ihre sehnende Ungeduld ihn vielleicht schon entdecken könnte.

Als Herr von Walden die Hausthür hinter sich zugeschlagen hatte und auf's heiße Trottoir hinausgetreten war, sah er noch einmal nach den Fenstern empor und nickte unwillkürlich hinauf, obgleich er den Kopf seiner lieben Emmy nicht hinter den Scheiben bemerkte.

Es ist eine ganz reizende, kleine Frau, eine zu, zu niedliche, kleine Frau, murmelte er kaum hörbar vor sich hin.

Und dann begann es auch ihm in den Augen zu glänzen, wie es vorhin in den ihren geglänzt hatte, und er ging mit glückstrahlender Miene und beflügelten Schritten die Straße entlang, als wenn er von dem frischen belebenden Hauche der Seligkeit dahingetrieben würde.

Allmählich wurde aber die lächelnde Miene etwas ernster, der beflügelte Schritt etwas langsamer, und als er an die nächste Ecke kam, blieb er stehen und blickte

nach rechts und blickte nach links und ſchien nicht zu wiſſen, wohin er ſich nun wenden ſollte.

Hm, machte er, da hätte ich vor lauter Glück und Freude beinahe meinen Auftrag vergeſſen. Wie ſoll ich denn das nun eigentlich anfangen? Wenn mir Jemand begegnete, der die Majorin kennt — aber da kann ich lange ſpazieren gehen, namentlich bei dem entſchiedenen Unglücke, das ich in ſolchen Dingen habe. Die Geſchichte iſt in der That nicht ſo leicht, wie Emmy ſie ſich denkt..

Walden ſenkte den Kopf und ſchien ſich in tiefe Gedanken zu verlieren.

Ach was, fuhr er dann plötzlich aus ſeinen Betrachtungen auf, man muß vor allen Dingen praktiſch ſein und den kürzeſten Weg wählen, um zu ſeinem Zwecke zu kommen! Deshalb werde ich das älteſte und ſicherſte Mittel anwenden, das heißt, ich werde mich ſtehenden Fußes zum Hauſe der Majorin begeben und dort den Portier fragen, ob eines der gnädigen Fräulein ſchon verlobt iſt. Ich begreife gar nicht, weshalb ich darauf nicht gleich gekommen bin — es liegt doch wirklich ſo nahe! Manchmal ſieht man aber in der That Schwierigkeiten, wo factiſch auch nicht eine Spur davon vorhanden iſt — hm, hm!

Und damit lächelte er wieder, wie er vorhin gelächelt, und ſetzte mit leichten, beflügelten Schritten ſeinen Weg nach der Wohnung der Majorin fort.

Als er in der Straße anlangte, drückte er ſich dicht an den Häuſern hin, damit man ihn nicht möglicher Weiſe von den Fenſtern aus erblicken möchte, und als er endlich vor der betreffenden Hausthür ſtand, reckte er ſich noch etwas ſelbſtbewußter empor und zog dann an dem Knopfe, daß es drinnen auf eine furchtbare Weiſe klingelte.

Ach Herrje, das war zu toll! dachte der gute Albert. Ein Ding geht aber ſchwer und das andere Ding geht wieder leicht; da ſoll man nun...

In dieſem Augenblicke ſprang die Hausthür auf, und Walden trat leichten Schrittes auf den Flur, wo eben ein ſtruppiger, finſter blickender Kopf aus dem niedrigen Fenſter der Portierwohnung fuhr.

Albert lüftete graziös den Hut und wollte eben mit lächelnder Lippe ſeine Frage anbringen, als der ſtruppige Kopf ihm zuvorkam.

Zu wem wünſchen Sie denn eigentlich? herrſchte ihn der große, bärtige Mund mit rauher Stimme an, indem die ſchielenden Augen ihn mißtrauiſch von oben bis unten betrachteten.

Walden bekam einen Schreck, und da er, wie geſagt, ein wenig ſchüchterner Natur war, wurde ſeine innere Faſſung vollſtändig über den Haufen geworfen.

Er hätte zwar jetzt auch noch fragen können: Entſchuldigen Sie, verehrter Herr, können Sie mir vielleicht

Auskunft darüber geben, ob eine der beiden Töchter der Frau Majorin von...

Na, wollen Sie mir nicht ſagen zu wem Sie wünſchen!? ſchrie ihn der häßliche Kopf noch unfreundlicher an.

Zur — zur Frau Majorin von Walden, ſtammelte Albert, dem nun ſeine Erkundigung abſolut nicht mehr über die Lippen wollte.

Zwei Treppen rechts! brummte die rauhe Stimme, und Walden machte ſich nun mit zögernden Schritten auf den Weg, um in die zweite Etage emporzuſteigen.

Er wäre am liebſten wieder umgekehrt: denn was ſollte er nun noch hier im Hauſe! Zu erfahren war ja doch nichts mehr, und es konnte ihm im Gegentheil noch eine Unannehmlichkeit paſſiren, namentlich bei dem entſchiedenen Mangel an Glück, das er in ſolchen Dingen hatte. Ja, ja, es iſt jedenfalls beſſer, ſich unbemerkt wieder zu entfernen und dann auf andere Weiſe zu verſuchen, ob man nicht vielleicht...

Unter dieſen etwas verworrenen Gedankenmonolog war er bis an den Fuß der Treppe gekommen und wandte ſich nun, um mit leichtem Schritte und unbefangener Miene den Rückweg anzutreten.

Zwei Treppen rechts! Sie können wohl nicht gut hören? ſchrie in dieſem Momente der rauhe Kopf, der ſich noch ein ganzes Stück weiter aus dem Fenſter geſteckt hatte.

Walden wurde es ganz ſchwach um den Magen herum. Was ſollte der häßliche Portier von ihm denken, wenn er nun plötzlich wieder umkehrte, ohne die Majorin geſprochen zu haben? Er konnte ihn vielleicht noch gar für einen verdächtigen Menſchen halten, der ſich eine Gelegenheit auskundſchaften wollte, um zu ſtehlen! Es war daher unter allen Umſtänden beſſer, die zwei Treppen hinaufzuſteigen, auf dem Abſatze ein wenig zu warten und dann wieder hinunter zu gehen.

Gedacht, gethan.

Herr von Walden nickte dem Portier auf eine beruhigende Weiſe zu und klomm dann langſam eine Stufe nach der anderen empor, damit möglichſt viel Zeit vergehen ſollte.

Er war eben auf dem erſten Treppenabſatze angekommen, als plötzlich eine alte, freundliche Frau vor ihm ſtand, die von oben heruntergekommen zu ſein ſchien und ihn mit einer gewiſſen Ermunterung anblickte.

Durch Albert's Kopf flog eine Idee. Die Alte iſt gewiß hier aus dem Hauſe und weiß mit den Familienverhältniſſen der Miether Beſcheid, dachte er; und da ein günſtiges Schickſal ſie mir gerade begegnen läßt, ſo ſehe ich nicht ein, weshalb man es nicht riskiren ſollte — eine Frage iſt ja doch der Antwort werth, und im ſchlimmſten Falle kann ſie es nicht wiſſen...

Und damit lüftete er wiederum graziös den Hut

und ſetzte ſofort ſein Vorhaben ins Werk. Entſchuldigen Sie, verehrte Frau, ſagte er mit äußerſt gewinnendem Weſen, aber doch mit einer ſtark durchblickenden inneren Verlegenheit, können Sie mir vielleicht gefällige Auskunft darüber geben, ob eine der beiden Töchter der Frau Majorin von Walden ſchon verlobt iſt?

Die freundliche Alte machte eine beſtürzte Miene, und als Walden das bemerkte, machte er ebenfalls eine beſtürzte Miene und vergaß vor Verlegenheit, den Hut wieder aufzuſetzen, den er vorhin ſo graziös gelüftet hatte.

So ſtanden ſie ſich eine Weile gegenüber; er mit niedergeſchlagenen Augen, und ſie, ihn halb neugierig, halb erſchreckt anſtarrend.

Da ließen ſich ganz oben auf der Treppe Schritte vernehmen. Albert ſchreckte zuſammen. Entſchuldigen Sie, verehrte Frau, begann er dann von Neuem in zunehmender Verwirrung, können Sie mir vielleicht gefällige Auskunft darüber geben, ob eine der beiden Töchter der Frau Majorin von Walden ſchon verlobt iſt?

Die freundliche Alte machte jetzt ein ganz ängſtliches Geſicht, beinahe, als wenn ſie ſich vor ihm fürchtete, und trat mit ihrem Korbe einen Schritt zurück. Ach nein, die beiden gnädigen Fräuleins ſind noch nicht verlobt! ſtammelte ſie, indem ihre Wangen vor Aufregung erglühten.

Walden ſetzte ſchnell den Hut auf den Kopf und machte unwillkürlich eine Bewegung, als wenn er die Alte

umarmen wollte. Ach, das ist mir ja ganz außerordentlich angenehm! rief er mit auflodernder Freude. Ich sage Ihnen meinen innigsten Dank, verehrte Frau! Sie können sich keine Vorstellung davon machen, welche große Freude Sie mir bereitet haben! Nehmen Sie noch einmal den Ausdruck meines verbindlichsten Dankes entgegen! Habe die Ehre, mich Ihnen auf's angelegentlichste zu empfehlen!

Und damit grüßte er die ganz erstarrte Alte noch graziöser denn zuvor, floh vor den von oben herabkommenden Schritten die Treppe hinunter, nickte dem hinter seinem Fenster sitzenden häßlichen Portier freundlich zu und befand sich im nächsten Momente wieder auf der Straße. Gott sei gelobt und gedankt! jubelte seine Seele, indem er mit langen Schritten auf dem Trottoir dahineilte. Dieser Erfolg übersteigt meine kühnsten Erwartungen, so leicht hätte ich mir die Sache nicht gedacht! Na, das wird 'ne Freude werden, wenn ich nach Hause komme! Meine kleine Emmy wird mir um den Hals fallen, ihr Haar wird wieder meine Wange berühren, ihre Lippen werden sich auf die meinen pressen... Hier blieb Walden plötzlich stehen und holte tief Athem. Aber erst will ich eine Pastete essen und ein Glas Bischof trinken, setzte er dann sein Gedanken-Selbstgespräch fort; die mit meiner Mission verbundenen Aufregungen haben mich doch ein wenig angegriffen. Wenn ich nicht etwas zu mir nehme, riskire ich, ohnmächtig auf das Trottoir niederzuschlagen,

mir wird es wirklich ſchon ganz ſchwarz vor den Augen. — Und dann begann er etwas langſamer zu gehen und dirigirte ſich nach einer nahen Conditorei, um ſich von den gehabten Strapazen zu erholen und ſich zu den ihm bevorſtehenden Freuden zu ſtärken. —

Die freundliche alte Frau blieb auf dem erſten Treppenabſatze noch eine ganze Weile ſtehen und ſtarrte in die Luft, als wenn ſie die bereits entſchwundene, räthſelhafte Erſcheinung noch vor ſich ſähe. Dann ſchlug ſie die Hände zuſammen, erſt langſam und allmählich immer ſchneller, und als es endlich nicht ſchneller mehr gehen wollte, rannte ſie, ſo eilig es ihre alten Beine erlaubten, die zweite Treppe wieder hinauf und klingelte an einer Thür, neben welcher auf einem Porzellanſchilde die Worte ſtanden: „Majorin von Walden.“

Nachdem die Frau das öffnende Hausmädchen beinahe umgelaufen hatte, ſtürzte ſie gleich ohne Aufenthalt zu ihrer Herrſchaft hinein.

In dem Zimmer befanden ſich die verwittwete Majorin, eine etwas aus einander gegangene Dame in den Vierzigen, die ſich bequem in eine Sophaecke gelehnt hatte; die älteſte Tochter Bertha, ein ſchlankes, blondes, blauäugiges Mädchen, das träumend am Fenſter ſtand, und die jüngſte Tochter Agathe, ein auffallend kleines Perſönchen, das am Piano ſaß und ſich mit einer Nocturne von Döhler abquälte.

Die Alte ſtürzte ſo haſtig und ſo aufgeregt in's Zimmer, daß die Mutter erſchrocken aus ihrer Sophaecke emporſchreckte, Fräulein Bertha beinahe mit dem Kopfe gegen die Scheiben gefahren wäre und Fräulein Agathe ihre Nocturne mit einer nervenangreifenden Diſſonanz unterbrach.

Aber, mein Gott, was iſt dir denn, Friederike? fragte endlich die Mutter mit einer Declamation, die gerade nicht auf die feinſte Bildung ſchließen ließ.

Da die Alte noch nicht zu Worte kommen konnte, ſo ſchlug ſie fortwährend mit der rechten Hand auf ihre blaue Schürze, und das ſtürmiſche Geſeufze ihres beklemmten Odems drang ganz ängſtlich durch das ſtille Gemach.

Aber, mein Gott, Friederike! wiederholte das kleine Fräulein am Piano mit einer weinerlichen Stimme.

Nein, habe ich einen Schreck gehabt, gnädige Frau! begann die Alte, nachdem ſie den Sturm in ihrem Innern ein wenig beſchwichtigt. Mir zittern noch, mit Permiſſion zu ſagen, die Knie unter dem Leibe! Sollte ein Menſch auch ſo 'was denken — nein, nein, wie iſt es denn nur möglich!?

Aber, Friederike! riefen die Mutter und die beiden Töchter unisono, indem die Kleine jetzt wirklich zu weinen begann.

So ſprich doch! Iſt denn ein Unglück geſchehen? ſetzte die Mutter halb erſchreckt, halb befehlend hinzu.

Ach nein, davor wird uns ja der gütige Himmel gnädig bewahren! entgegnete die Alte. Conträr im Gegentheil, es ist vielleicht ein großes Glück, denn man kann ja doch immer nicht wissen...

Als die Frau Majorin merkte, daß von keinem Unglücke die Rede war, bekam sie wieder Courage. Jetzt sprich, Friederike, ich befehle es dir! herrschte sie der alten Dienerin zu. Was ist eigentlich vorgefallen? Erzähle es kurz und bündig heraus!

Ach, denken Sie doch nur, liebe, einzige, gnädige Frau, berichtete die Alte, indem sie noch immer mit der rechten Hand auf die blaue Schürze schlug, wie ich vorhin mit meinem Marktkorbe die Treppe hinuntergehe und so drüber nachsimulire, was die Bierfische wohl heute kosten werden, steht mit Einem Male unten vor Geheimraths Thür ein bildschöner junger Herr vor mir, als wenn er aus der Erde gewachsen wäre!

Bei den Worten „ein bildschöner junger Herr“ hatte die blonde Bertha ganz glänzende Augen bekommen und war unwillkürlich einen Schritt näher getreten.

Nun, und was wollte der junge Mann bei Geheimraths? fragte die Mutter mit einer gewissen Barschheit.

Die Alte machte ein verschmitztes Gesicht und zwinkerte pfiffig nach den beiden Fräulein hin. Ach, von Geheimraths wollte er gar nichts! antwortete sie. Er nahm sehr fein und höflich den Hut vor mir ab und

dann fragte er mich ſo ängſtlich und ſchüchtern wie ein junges Mädchen, ob ich ihm nicht Auskunft darüber geben könnte, ob eine von unſeren beiden gnädigen Fräulein ſchon verlobt wäre.

Die Mutter ſprang aus der Sophaecke auf; die blonde Bertha ſchien theils beſtürzt, theils enttäuſcht zu ſein, und die kleine Agathe erhob ſich von ihrem Stuhle, zog ſich das Kleidchen herunter und reckte ſich etwas in die Höhe.

Das iſt ja ſehr merkwürdig! ſagte die Majorin mit jener eigenthümlichen Aufgeregtheit aller Mütter, die plötzlich Ausſicht bekommen, ein Töchterlein an den Mann zu bringen.

Die Alte nickte ungeheuer freundlich, als wenn das Beſte noch in Ausſicht ſtände. Ich bekam natürlich einen furchtbaren Schreck, erzählte ſie dann weiter, und die Kehle war mir wie zugeſchnürt, ſo daß ich kein Wort über die Lippen bringen konnte, ſondern bloß den hübſchen jungen Herrn anſtarrte, der noch immer mit abgenommenem Hute vor mir ſtand und von Minute zu Minute ängſtlicher und verlegener wurde. Plötzlich aber ermannte er ſich und fragte mich noch einmal daſſelbe wie vorhin.

Die Majorin wurde unruhig und begann, im Zimmer auf und nieder zu gehen. Weiter, Friederike, weiter! befahl ſie.

Na, mein Gott, und da ſagte ich es ihm denn, daß unſere beiden gnädigen Fräuleins noch zu haben wären,

fuhr die Alte mit leichtem Achſelzucken fort, das iſt ja doch keine Schande! Es wird ſchon Einer kommen, wenn es Zeit iſt, und wer kann überhaupt wiſſen, ob nicht...

Das geht auf dich, Bertha, unterbrach die Majorin ihre Dienerin, denn ich glaube eigentlich nicht, daß Agathe...

Die Fräulein machten beide eine unzufrieden ſchmollende Miene.

Na, aber da hätten Sie ihn ſehen ſollen, liebe, einzige, gnädige Frau! rapportirte die Alte weiter. So wie er wußte, woran er war, da glühten ihm die beiden Backen auf, als wenn ſie mit lauter Glück und Freude geheizt worden wären, und die Augen fingen ihm an zu leuchten und zu ſtrahlen, daß es ordentlich ängſtlich war, mit anzuſehen, und dann ſchwenkte er ſeinen Hut und ſagte mit einer Stimme, als wenn er es gar nicht mehr aushalten könne vor Seligkeit: Ach, das iſt mir ja ganz außerordentlich angenehm, ich ſage Ihnen meinen innigſten Dank, hochverehrte Frau! Sie können ſich keine Vorſtellung davon machen, welch' große Freude Sie mir bereitet haben! Nehmen Sie noch einmal den Ausdruck meines verbindlichſten Dankes!

Und dabei knixte die Alte immer einmal über das andere, als wenn ſie die ihr angethane Ehre und Höflichkeit noch jetzt kitzelten.

Nun, und wo iſt der fremde Herr geblieben? fragte die praktiſche Majorin.

Er ging die Treppe wieder hinunter, entgegnete Friederike, und ich ſtürzte ſogleich hinauf, um der gnädigen Herrſchaft mein Abenteuer brühwarm mitzutheilen.

Die Mutter ging wieder im Zimmer auf und ab, als wenn ſie über einen Schlachtplan nachſänne, die blonde Bertha blickte träumeriſch aus dem Fenſter und die kleine Agathe ſah in den Spiegel und ſtrich ſich die langen Locken zurecht.

Wie ich geſagt habe, das geht auf dich, Bertha, begann die Majorin nach einer Pauſe von Neuem. Wahrſcheinlich hat er dich irgendwo geſehen, ſich ſterblich in dich verliebt und ſich nun erkundigt, ob deine Hand noch nicht verſagt iſt. Jedenfalls wird er wiederkommen, ſetzte ſie, den Kopf ſtolz emporrichtend, hinzu.

Aber, Mama, ſchmollte die blonde Bertha, wenn er meinetwegen kommt, kann es ja doch nichts werden...

Weßhalb nicht? fuhr die Mutter auf.

Aber, Mama, du weißt ja... ſchmollte Bertha, mit ihrer Schärpe ſpielend, weiter.

Was weiß ich? Gar nichts weiß ich! eiferte die Mutter. Wenn ich darauf warten wollte, bis dein ſchüchterner Mondſcheinritter den Mund aufmacht, da könnteſt du alt und grau darüber werden!

Aber dieſer ſcheint mir doch auch ſehr ſchüchtern zu ſein, opponirte Bertha weiter.

Die Majorin fing nachgerade an, böſe zu werden. Unſinn! rief ſie. Wer zuerſt kommt, mahlt zuerſt, das iſt eine alte Regel.

Aber ich weiß doch, daß er mich liebt, ſagte Bertha, die nicht nachgeben zu wollen ſchien, und ich liebe ihn auch wieder.

Die Mama wurde dunkelroth im Geſichte. Der Andere liebt dich auch, ſonſt wäre er nicht gekommen! brauſte ſie auf. Und wer zuerſt kommt, den nimmt man — und den liebt man, ſonſt kann es Einem paſſiren, daß man eine alte Jungfer bleibt, und das willſt du doch nicht, und das will ich auch nicht! Wie geſagt, bei deinem Mondſcheinritter wird mir ſchon Zeit und Weile lang. Was thut er denn? Da auf dem großen Stuhle am Fenſter ſitzen und dich anſtarren und den Mund nicht aufmachen und immer wieder kommen und immer wieder gehen — nein, da wird das Sichere vorgezogen, und damit baſta!

Der blonden Bertha kamen Thränen in die Augen und der kleinen Agathe kam eine Idee in den Kopf. Aber, Mama, lispelte ſie, einige Schritte näher tretend, es iſt doch auch eben ſo gut möglich, daß der fremde Herr meinetwegen hier war!

Die Majorin wandte ſich ſehr aufgebracht um. Sei ſtill, dummes Ding! fuhr ſie ihre andere Tochter an. Erſt kommt Bertha und dann kommſt du, ſo iſt es in der Ordnung, und danach haſt du dich zu richten!

Die Aelteſte ſchien ſehr ſchlechter Laune und die Jüngſte fing nun ernſtlich an zu weinen.

Und du, Friederike, ſieh einmal zu, ob du den fremden Herrn noch einholen kannſt! wandte ſich die erzürnte Majorin dann an die alte, freundliche Frau. Vielleicht iſt er langſam gegangen, und es wäre doch immer intereſſant, ſchon heute zu wiſſen, mit wem man es eigentlich zu thun hätte. Da kann man ſich vorher erkundigen — nach der Familie, nach dem Vermögen — laufe alſo, Friederike, ſo ſchnell du kannſt, und wenn du ihn noch einholſt, folgſt du ihm bis an ſeine Wohnung, und dann kann es dir doch nicht mehr ſchwer werden, ſeinen Namen zu erfahren.

Die Idee ſchien der Alten ſo ausgezeichnet zu gefallen, daß ſie, ohne die geringſte Erwiederung, ſofort Kehrt machte, um ſich dieſer wichtigen und äußerſt intereſſanten Miſſion zu unterziehen. Als ſie die beiden Treppen glücklich hinunter und unten auf der Straße angekommen war, blickte ſie erſt eine Weile nach rechts und dann eine Weile nach links, und als ſie des fremden Herrn nicht anſichtig werden konnte, verſetzte ſie ihre dicke Figur in ein kurzes, ſchuckelndes Träbchen, lief ungefähr zehn Schritte, blieb dann wieder ſtehen und ſah ſich um, lief dann wieder, und ſo fort, bis ſie an die nächſte Ecke kam. Hier ſchien ſie unſchlüſſig, nach welcher Richtung ſie ſich wenden ſollte, als plötzlich die Thür vom Conditorladen aufging und Herr von Walden heraustrat.

So wie ihn die Alte erblickte, begann ſie wieder, mit der rechten Hand auf ihre Schürze zu ſchlagen, und die Augen funkelten ihr im Kopfe wie ein paar Sterne. Ach, du himmliſche Güte, da iſt er ja! murmelte ſie vor ſich hin, indem ſie ſtehen blieb und ihn anſtarrte. Und wie roth er im Geſichte iſt! Ja, ja, die Liebe regt auf — wenn jetzt bloß die Frau Majorin und die beiden gnädigen Fräulein hier wären, würden die Augen machen! Na, ich ſage... — Und dann verſetzte ſie ihre dicke Figur abermals in das kurze, ſchuckelnde Trabchen und folgte dem Herrn von Walden, der ziemlich ſchnell auf dem Trottoir dahinſchritt.

Die gute Alte war ſchon ziemlich außer Athem und mußte alle Kräfte aufbieten, um ihren Herrn nicht aus dem Geſichte zu verlieren, als ſie bemerkte, wie derſelbe eine ihm begegnende Dame grüßte, die dann ſtehen blieb und ihm mit ziemlicher Verwunderung nachblickte.

Aha, dachte die ſchlaue Friederike, die ſcheint ihn zu kennen! Da wollen wir doch gleich 'mal ein Bißchen auf den Buſch klopfen!

In der nächſten Minute ſtand ſie neben der bewußten Dame. Ach, nehmen Sie es nur ja nicht übel, liebe, gnädige Frau, redete ſie dieſelbe ſofort mit athemloſer Stimme an, Sie können mir wohl nicht ſagen, wer der junge Herr war, der Sie eben ſo freundlich grüßte?

Die Dame fuhr bei der unerwarteten Anſprache ein wenig zuſammen. Der junge Herr? rief ſie dann augen-

ſcheinlich unter dem Einfluſſe einer inneren Erregtheit. Das iſt kein junger Herr mehr, das iſt ſchon ſeit Jahren ein verheiratheter Mann!

Die Alte wäre beinahe zu Boden gefallen vor Schreck. Ein verheiratheter Mann? wiederholte ſie mit entſetzter Miene, indem ſie fortwährend ihre dicken, rothen Hände an einander ſchlug. Ein verheiratheter Mann? Ach, du himmliſche Gerechtigkeit, wer hätte das gedacht!?

Nein, ſo ſchlecht können doch aber auch bloß die Männer ſein! — Wenn das mein liebes Fräulein wüßte, wenn das mein liebes Fräulein wüßte! — Und dann vergaß ſie über ihrem Schreck ganz und gar den Herrn, dem ſie nachgehen ſollte, und trabte, ſo ſchnell ihre alten Beine es erlaubten, wieder zurück, um der Frau Majorin die neue, ſchreckliche Geſchichte zu erzählen, die ihr ſo eben paſſirt war.

Die Dame blickte ihr mit dem Ausdrucke des höchſten Erſtaunens nach, das noch mit jedem Momente zunahm; dann aber, als die Alte um die nächſte Ecke verſchwunden war, ſchien ſie einem plötzlich gefaßten Entſchluſſe Folge zu leiſten, ſchritt auf die nächſte Droſchke zu, nannte eine Straße und eine Hausnummer, empfahl dem Kutſcher Eile, ſtieg ein und ſauſte gleich von dannen, ſo ſchnell eine Berliner Droſchke eben zu ſauſen vermag. —

Als die alte Friederike zum zweiten Male athemlos und aufgeregt zu ihrer Herrſchaft in's Zimmer ſtürzte,

lehnte die Frau Majorin wieder in ihrer Sophaecke; die kleine Agathe hatte instinctmäßig vor dem Piano Platz genommen, die blonde Bertha saß mit einer Tapisserie an dem einen Fenster, und auf dem großen Stuhle am anderen befand sich ein junger Mann, der das blauäugige Mädchen schüchtern und verschämt anschaute und von Zeit zu Zeit einen ganz, ganz leisen Seufzer ausstieß.

Dieses idyllische Stillleben wurde nun von dem jähen, unerwarteten Hereinpreschen der alten Dienerin unterbrochen, die sich gleich ungenirt auf einen Stuhl sinken ließ und ein Gesicht machte, als wenn draußen der Himmel eingefallen wäre.

Mein Gott, Friederike, was ist denn? kreischten die drei Damen wie aus Einem Munde.

Ach, du himmlische Barmherzigkeit, jammerte die Alte, ihren Oberkörper schmerzlich hin und her wiegend, wer hätte sich das denken können, wer hätte sich das denken können!?

Aber was denn, Friederike? tönte es wieder im angstdurchzitterten Dreiklange, während der junge, schüchterne Herr den allgemeinen Tumult dazu benutzte, um einen ein ganz klein wenig längeren Blick auf die blauäugige Bertha zu werfen.

Was sagen Sie denn dazu, liebe, gnädige Frau, zeterte die Alte weiter, der hübsche junge Herr, der mich auf der Treppe so schüchtern fragte, ob eine von unseren

beiden Fräulein ſchon verlobt wäre, und der nachher ſo überſelig davonrannte, als ich ihm mit Nein geantwortet hatte — der hübſche, junge Herr iſt ja ein verheiratheter Mann!

Die Frau Majorin ſprang entrüſtet aus der Sophaecke auf, die kleine Agathe ſchien ſich zu ärgern, die blonde Bertha lächelte ein klein wenig malitiös, und der junge, ſchüchterne Herr ſchnellte aus ſeinem großen Stuhle in die Höhe, als wenn er plötzlich in den raſenden Roland verwandelt worden wäre.

Das iſt ja abſcheulich! ſagte die Majorin.

Wer iſt jener junge Mann? Wo iſt jener junge Mann? rief der Metamorphoſirte, indem er mit vor Zorn funkelnden Augen um ſich blickte.

Die Vier des anderen Geſchlechtes ſahen ihn erſtaunt an.

Was iſt das für eine Geſchichte? Reden Sie, Friederike, aber reden Sie ſchnell, damit nicht ſo viel Zeit verloren geht! fuhr der Raſende fort.

Die alte Frau wurde ganz blaß und ärgerlich und erzählte in abgebrochenen Sätzen und mit zitternder Stimme noch einmal ihr Abenteuer auf der Treppe, dem ſie dann auch noch die Erlebniſſe auf der Straße hinzufügte.

Ha, das iſt mir denn aber doch zu arg! Das ſoll der Verwegene büßen! Ich dulde weder einen offenen, noch einen heimlichen und verbrecheriſchen Nebenbuhler,

doch ich werde ihn finden! Eine innere Stimme ſagt mir, daß ich ihn finden werde, und dann wehe, wehe ihm!

Aber, Herr von Walden, ſagte die Majorin, die Situation ſofort benutzend, ich begreife in der That nicht, was Sie zu einem ſolchen Auftreten, zu einer ſolchen Sprache berechtigt...

Meine Liebe, unterbrach ſie der junge Clodwig aus Brummelberg, meine tiefe, leidenſchaftliche, verzehrende Liebe für die göttliche Bertha!

Die Majorin ſpielte mit großem Geſchicke die Erſtaunte, der blonden Bertha zarte Wangen erglühten in holder Scham, die kleine Agathe machte ein ſehr übellauniges Geſicht, und der alten Friederike begannen wieder die Augen zu glänzen.

Ihre Liebe? fragte die Mutter mit einem reizenden Gemiſch von Freude und Erſtaunen. Sie lieben meine Bertha, Herr von Walden?

Nun, wenn Sie das noch nicht gemerkt haben! rief der Jüngling, ebenfalls erſtaunend. Ich habe es bis jetzt nur unterlaſſen, mit meiner Mutter zu ſprechen, fuhr er dann fort, weil ich Bertha's Gegenliebe noch nicht gewiß war, weil ich fürchtete, verſchmäht zu werden. Aber meine Mutter wünſcht nichts ſehnlicher, als mich verheirathet zu ſehen, ſie wird glücklich ſein, wenn ſie meine Wahl erfährt, und wenn Sie mir Ihre Tochter anvertrauen wollen, gnädige Frau — und wenn Bertha...

Das blonde Mädchen machte unwillkürlich zwei kleine, ſchüchterne Schritte zu ihm heran.

Clodwig erglühte. Mit einer ſchnellen, leidenſchaftlichen Bewegung ſchloß er das ſanft erröthende Kind in ſeine ſtarken Arme und drückte einen langen, heißen, feurigen Kuß auf ſeine weiße, reine Stirn. Dann aber ſchien er ganz trunken zu werden vor Liebe, Seligkeit, Eiferſucht und Rache; denn kaum hatte er das berauſchende Aroma eingeſogen, als er drohend die Fauſt gen Himmel ballte, mit wilden, herausfordernden Blicken im Zimmer umherſchaute und darauf, ohne eines Wortes mächtig zu werden, ſeinen Hut nahm und aus der Thür ſtürzte.

Gott ſei uns Allen gnädig! ſeufzte die alte Friederike, indem ſie zu verwelken ſchien wie eine Blume.

In den Augen der Majorin ſah man eine wohlthuende Zufriedenheit glänzen.

Siehſt du wohl, Mama! ſchmollte die blonde Bertha, einen halb gezierten, halb verſchämten Blick von unten herauf wagend.

Nun, was ſoll ich denn ſehen? fuhr die Mutter aus ihren Betrachtungen auf. Daß ich Recht gehabt habe — ſonſt doch wohl nichts? Wer zuerſt kommt, den nimmt man und den liebt man! habe ich vielleicht etwas Anderes geſagt?

Die gehorſame Tochter küßte der Mama reſpectvoll die Hand, was jene mit gnädigem Lächeln hinnahm.

Mein Gott, mein Gott, wenn er ſich nur nicht ein Leides anthut! jammerte die alte Friederike, ihre dicken Finger in einander faltend.

Bertha ſtieß einen Schrei aus und preßte die linke Hand auf's Herz, die kleine Agathe lächelte ironiſch.

Sich ſelber wird er nichts zu Leide thun, ſagte die Majorin, die beſorgter zu ſein ſchien, als ſie es blicken ließ; dazu wäre ja auch kein Grund vorhanden. Weit mehr fürchte ich, daß es zu einer Scene mit dem jungen, verheiratheten Manne von der Treppe kommen kann, obgleich ich nicht recht begreife, wie er den ihm wildfremden Menſchen ausfindig machen ſollte. Aber man kann immer nicht wiſſen — der Haß hat ſeinen Inſtinct wie die Liebe, und wenn es zu einem Duell käme...

Die blonde Bertha und die alte Friederike kreiſchten laut auf, wahrend die kleine Agathe wiederum ironiſch lächelte.

Die Majorin machte einige haſtige Gänge durch's Zimmer. Weißt du was, Friederike, wandte ſie ſich dann an die Dienerin; laufe ihm nach, vielleicht holſt du ihn noch ein.

Ach, liebe, gute, einzige, gnädige Frau, klagte die Alte mit einer ganz hinfälligen Stimme, meine Beine ſind mir ſchon wie gebrochen unter dem Leibe — ich habe gewiß vierzehn Tage Reißen — wie ſoll ich armes, krankes Geſchöpf wohl dieſen Sturmwind einholen? Das iſt ja gar nicht menſchenmöglich! Bedenken Sie doch nur...

Friederike, ich beſchwöre dich! rief Bertha mit leidenſchaftlichem Pathos.

Die Alte machte ein Geſicht, als wenn ſie ſterben wollte. Ach, liebes, gnädiges Fräulein, ſchreien Sie doch nur nicht ſo, das geht mir durch Mark und Bein! jammerte ſie, wehmüthig den Kopf hin- und herwiegend.

Na, dann nimm dir eine Droſchke, Friederike, und fahre einmal zu unſrem Vetter, dem Herrn von Walden; vielleicht iſt Clodwig in ſeinem Wuthanfalle dorthin gelaufen — ich weiß, er beſucht ihn jedes Mal, wenn er in Berlin iſt.

Aber, Mama, paute die kleine Agathe von dem Piano her, was ſoll denn die Couſine davon denken?

Nun, eine Anfrage iſt doch kein Beſuch, entgegnete die Majorin. Friederike kann ja auch ſo thun, als wenn ſie aus eigenem Antriebe käme; ſie braucht ja gar nicht einmal zu wiſſen, daß wir überworfen ſind...

Aber, liebe, gnädige Frau, opponirte die Alte noch immer, wie ſollte ich denn wohl auf dieſen eigenen Antrieb kommen? Ich kenne ja weder den Herrn von Walden, noch die Frau von Walden!

Ach was, unterbrach ſie die Majorin, jetzt keine längere Widerrede mehr! Mach' dich auf, nimm dir 'ne Droſchke, fahre zu Waldens, erkundige dich und komme ſo ſchnell wie möglich zurück!

Wenn es erſt ſo weit war, wußte die alte Friederike recht gut, daß fernere Gegenvorſtellungen nichts mehr fruchteten. Deßhalb ſeufzte ſie bloß noch einmal recht kläglich, zog ſich das Tuch dichter um die fleiſchigen Schultern und machte ſich dann ſchweigend auf den Weg. —

Mutter, declamirte die blonde Bertha in einer tragiſchen Attitude — Mutter, wenn nur nicht etwas Entſetzliches geſchieht!

Ach, ſei ruhig, ſagte die Majorin abweiſend, indem ſie ſich wieder in ihre Sophaecke ſetzte, er wird bald genug zurück ſein — verlaß dich darauf, ich kenne das!

Und Bertha ſeufzte und blickte ſehnend auf die Straße hinab, und die kleine Agathe begann plötzlich mit einer faſt krampfhaften Energie wieder die Nocturne von Döhler zu bearbeiten. — —

Emmy von Walden ſaß noch immer auf ihrem Lieblingsplatze am Fenſter, hatte die Handarbeit in den Schooß ſinken laſſen und richtete ihre Blicke ebenfalls ſehnend aus dem Fenſter, ob ſie den geliebten Gatten noch nicht entdecken könnte.

Er hatte, wie immer, ihrem kleinen Eigenſinne nachgegeben, und ſie fühlte nun, ebenfalls wie immer, ein faſt brennendes Verlangen, ihn durch Beweiſe von Liebe und Güte zu gleicher Zeit für die erlittene Unbill zu entſchädigen und für die gehabte Nachſicht und Gefälligkeit zu belohnen.

In dieſen kleinen Vergehungen und Ausgleichungen liegt der Hauptreiz der Ehe, wie auf der fortwährenden gegenſeitigen Rückſichtnahme ihr ſocialer Friede und ihre Möglichkeit überhaupt baſirt. Die Verſöhnungen nach einer aus unſchuldigen Urſachen entſtandenen Scene ſind gewöhnlich ſo allerliebſt und hoch beglückend, daß es dem einen oder dem anderen Theile wirklich nicht zu verdenken iſt, wenn er manchmal einen kleinen Krieg heraufbeſchwört, um nachher einen Frieden zu ſchließen, der für den Sieger wie für den Beſiegten gleiche Vortheile bietet.

Mit dieſen und ähnlichen Gedanken war Emmy beſchäftigt, als es draußen heftig an der Thür klingelte. Die junge Frau ſchreckte zuſammen; dann aber glühte eine lebhafte Freude in ihren lieblichen Zügen auf, ſie legte die Tapiſſerie aus der Hand, erhob ſich ſchnell aus ihrem Seſſel und machte unwillkürlich einige Schritte nach der Thür zu.

Statt des ſehnlichſt erwarteten Albert aber trat, oder vielmehr rauſchte, jene Dame in's Zimmer, die Herr von Walden auf der Straße gegrüßt und die nachher mit der alten Friederike geſprochen hatte.

Auf Emmy's Antlitz malte ſich eine nicht ganz angenehme Enttäuſchung.

Guten Tag, liebes Kind, begann die eben Gekommene mit athemloſer Stimme und unter dem Einfluſſe einer inneren Aufregung, deren völliges Explodiren ſie nur mit

großer Selbſtbeherrſchung zu unterdrücken ſchien, wie geht es dir? Ich freue mich recht, dich ſo wohl zu ſehen! Und damit drückte ſie Emmy die Hand, als wenn ſie ihr einen Condolenzbeſuch machen wollte.

Aber mit welch ſchwermüthigem Tone du das ſagſt, liebe Schweiger! entgegnete die junge Frau erſchreckt, indem ſie leicht erblaßte.

Die Dame ſeufzte und drückte ihrer Freundin noch einmal die Hand wie in ſtiller Theilnahme. Mein Gott, wir leben doch einmal auf einer ſündigen, verderbten Welt, keuchte ſie noch immer mit einer etwas kurzathmigen Stimme, weßhalb ſoll man denn da nicht ſeufzen, meine gute Emmy?

Iſt dir ein Unglück zugeſtoßen, Mathilde? fragte die letztere beſorgt.

Frau von Schweiger ſeufzte wiederum und ließ ihre Blicke mit tiefer Wehmuth auf der Freundin ruhen? Mir, ſagte ſie dann mit einer gewiſſen Reſignation, ein Unglück? Wenn mir ein Unglück zugeſtoßen wäre, würde ich es zu ertragen wiſſen, denn ich bin eine Frau von Muth, Seelenſtärke und Charakter — aber eine Andere leiden ſehen, unſchuldig leiden ſehen, das bricht mir das Herz!

Die letzten Worte hatten ſie, trotz ihrer Seelenſtärke, mit Rührung überwältigt, und ſie mußte das feine Battiſttuch hervorziehen, um das bethränte Mitleid aus dem Auge zu trocknen.

Vermag ich nicht, dich zu tröſten? fragte Emmy gutmüthig.

Die Schweiger blickte ſchmerzlich nach oben. Sie mich tröſten! flüſterte ſie, wie zu ſich ſelber ſprechend — ſie mich tröſten! — Dann aber ſchien ſie dem Sturme in ihrem Innern nicht mehr gebieten zu können, ſondern ſank mit dem Ausrufe: Mein armes, armes, unglückliches Kind! der ganz erſtaunten Freundin um den Hals. — Glaube mir, Emmy, begann ſie nach heftigem Schluchzen mit etwas mehr Faſſung, glaube es mir, du liebes, herziges Kind, ich habe einen harten, inneren Kampf gekämpft! Ich hätte es dir ſo gern, ſo gern verſchwiegen, aber als wahre Freundin bin ich dir auch die volle Wahrheit ſchuldig! — Mit dieſen Worten faßte ſie abermals die Hand Emmy's, führte ſie zu dem Sopha und zog ſie dann neben ſich nieder.

Aber ſo erkläre mir doch... ſagte die junge Frau ganz ängſtlich und ungeduldig.

Das Wort ſchien die Schweiger zu beleben, als wenn ein Cavallerie-Regiment das Signal zum Angriffe vernimmt. Sie öffnete erſt den Mund, holte tief und erleichtert Athem und wandte ſich dann noch ein wenig mehr zu der Freundin um. Du verlangſt es, gut! ſprach ſie darauf mit einer merkwürdigen Zungenfertigkeit und als ob jede Sylbe, die ſie hervorbrachte, ihr ein Gewicht von der Seele nähme. Ich hätte es dir freilich auch

ohne deine Genehmigung mitgetheilt; denn wenn eine Operation auch ſchmerzlich iſt, ſo iſt ſie doch auch heilſam; da du aber auf dieſe beſtimmte und energiſche Weiſe in mich dringſt, ſo iſt mir das bedeutend lieber. Ja, ja, liebe Emmy, glücklich der Blinde, dem noch rechtzeitig der Staar geſtochen wird! Die guten, alten Sprüchwörter haben ſchon Recht: man ſoll den Tag nicht vor den Abend loben: was ich nicht weiß, das macht mich nicht heiß, und ſtille Waſſer ſind tief! — Mein Gott, mein Gott, wer hätte ſo etwas denken können!? — Hier mußte Frau von Schweiger innehalten, weil ſie die ganze Rede in einem Athem geſprochen hatte und nun vollſtändig ohne Luft war.

Mein Himmel, wie ergriffen du biſt, Mathilde! ſagte Emmy, immer beſorgter werdend. Erhole dich doch erſt ein wenig! Willſt du vielleicht ein Glas Sodawaſſer, oder ein Brauſepulver?

Die Freundin machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Nein, entgegnete ſie, ich danke dir; es geht ſchon wieder. — Und dann nahm ſie noch einmal die ganze Bruſt voll Luft, als wenn eine Locomotive ſich mit Waſſer verſorgt, und legte gleich von Neuem wieder los: Da ſieht man aber recht deutlich, daß der Schein trügt und daß das Antlitz nicht der Spiegel der Seele iſt, wie immer behauptet wird, ſprach ſie mit voller Dampfkraft. Ich bin beinahe in die Erde geſunken vor

Schreck, als mir plötzlich der Schleier von dem entſetzlichen Geheimniſſe fortgeriſſen wurde, das meine vertrauende Seele nie zu ahnen gewagt hätte. — Mein armes, armes, unglückliches Kind! Im erſten Augenblicke war ich ſprachlos vor Staunen und vor Grauen; dann aber eilte ich auf den Flügeln der treueſten, uneigennützigſten Liebe zu dir, um dich nicht eine Minute länger das Opfer dieſer grauſamen Täuſchung ſein zu laſſen, ſondern dir ſchonungslos die gegen dich verübte Schandthat zu enthüllen. Mein Gott, hat mich das mitgenommen! Du ſiehſt, ich bin noch ſo ſchwach, daß ich keine Worte habe!

Du erſchreckſt mich; aber ich verſtehe dich nicht, ſagte Emmy nach einer angſtvollen Pauſe.

Aber ahnſt du denn nicht wenigſtens, Unglückliche? fuhr die Freundin fort. Fühlſt du nicht ein inſtinctives Grauen, als wenn dein Fuß auf eine Schlange treten wollte?

Emmy ſchüttelte den Kopf.

So vernimm denn das Schreckliche, ſprach die Schweiger, ſich etwas größer machend, weiter. Dein Mann...

Mein Gott, iſt ihm ein Unglück zugeſtoßen? kreiſchte die junge Frau.

Die Freundin bewegte geſpenſtiſch das Haupt. Ach, wenn nur das wäre! ſagte ſie mit leiſer Stimme.

Todt? Er iſt doch nicht todt? rief Emmy, die Hände der Schweiger krampfhaft zwiſchen den ihrigen preſſend.

Das wäre vielleicht das Beſte für ihn; aber es iſt leider noch ſchlimmer.

Noch ſchlimmer? Was kann es denn noch Schlimmeres geben, als den Tod? Sprich, ich beſchwöre dich, Mathilde?

Er iſt dir untreu! ſagte die Freundin mit dem Ausdrucke ſtiller Verzweiflung in den Zügen.

Emmy ſtieß einen durchdringenden Schrei aus und ſank dann wie ohnmächtig in die Sophaecke zurück.

Die Schweiger ſenkte traurig den Kopf. Ich hätte es dir ſo gern erſpart; aber ich konnte es nicht über mein Herz bringen, murmelte ſie wehmuthsvoll vor ſich hin.

Dann trat eine lange, ſchmerzliche Pauſe ein.

Die junge Frau war gebrochen, vernichtet durch den furchtbaren, unerwarteten Schlag, den ſie empfangen, und die ganze Fülle der Troſtloſigkeit, die ihre Seele durchwogte, ließ ſie Anfangs zu keinem klaren Gedanken oder Entſchluſſe gelangen. Plötzlich aber ſchienen Bewußtſein und Energie gleichzeitig über ſie gekommen; denn ſie richtete ſich blitzſchnell wieder empor, ſtarrte die Schweiger feſt, beinahe drohend an und ſagte mit leiſem, kalten Tone: Erzähle mir, Mathilde; ich muß jetzt Alles wiſſen.

Dem Signale konnte die Freundin unmöglich widerſtehen. Denke dir alſo, legte ſie ſogleich wieder los, wie ich vorhin um eine Straßenecke biege und unwillkürlich die Augen aufſchlage, was ich ſonſt nur höchſt ſelten im

Freien thue, begegnet mir dein Mann. Er grüßt mich auf eine ſichtbar verlegene Art, und als ich Miene mache, ſtehen zu bleiben, um ſeine Anrede zu erwarten, geräth er in noch größere Verlegenheit und eilt, ohne mich eines Wortes zu würdigen, weiter. Erſtaunt über ſein ſeltſames Benehmen und ſein rothes, aufgeregtes Antlitz, blicke ich ihm nach, als plötzlich eine alte, freundliche Frau zu mir herantritt und mich neugierig fragt: Ach, entſchuldigen Sie, Madame oder gnädige Frau, wer war denn der junge Herr, der Sie ſo eben grüßte? — Der junge Herr? antworte ich, noch unter dem Einfluſſe meiner erſten Beſtürzung. Das iſt ja ſchon ein verheiratheter Mann! — Kaum habe ich aber die beiden letzten Worte über meine Lippen, als die Alte mit einem Schrei die Hände zuſammenſchlägt und laut zu jammern beginnt. Ach, du himmliſche Güte! ruft ſie einmal über das andere. Ja, ja, ſo ſchlecht können auch blos die Männer ſein — wenn das mein liebes Fräulein wüßte, wenn das mein liebes Fräulein wüßte! — Und damit lief ſie fort, als wenn ſie den Verſtand verloren hätte, und klagte und jammerte immer weiter.

Emmy ſchien tief nachzudenken. Du glaubſt alſo wirklich? fragte ſie dann beinahe zögernd.

Glauben? fuhr die Schweiger auf. Ueberzeugt bin ich, mein armes Kind, auf das vollſtändigſte überzeugt davon, daß er unter dem Vorwande, unverheirathet zu

ſein, mit irgend einem argloſen jungen Mädchen ein Verhältniß angeknüpft hat! Wie ſollte denn ſonſt wohl die alte freundliche Frau darauf kommen?

Entſetzlich! hauchte Emmy, traurig den hübſchen Kopf ſenkend. Wer hätte das gedacht?

Jawohl, wer hätte das gedacht? wiederholte die Schweiger wie ein klagendes Echo. Aber ſo ſind die Männer ja leider alle!

Der Buſen der jungen Frau begann heftiger zu wogen, ein Beweis, daß Schmerz und Wehmuth in ihrem Innern bereits in Gährung geriethen. Und mich umſchmeichelt er mit Lüge und Verſtellung! rief ſie mit leidenſchaftlich zitternder Stimme. Mir verſpricht er in den liebenswürdigſten Ausdrücken, einen Auftrag zu beſorgen, und anſtatt deſſen geht er... — Hier unterbrach ſich Emmy, indem eine tiefe Röthe der Scham und des Unwillens in ihre Wangen ſchoß. — Das iſt abſcheulich, fuhr ſie dann aufſtehend fort, und das ſoll er mir büßen! Ich habe meine Liebe, mein Vertrauen an einen Unwürdigen verſchwendet; aber meine Rache ſoll mich für meinen Schmerz entſchädigen! Ich war eine Taube; jetzt will ich zur Hyäne werden!

Das iſt recht! ſagte die Schweiger, ebenfalls aufſtehend und ſich mit einer mehr angeborenen als böswilligen Schadenfreude in die kleinen Hände klopfend. Strafe muß ſein, und zwar ſo hart, wie möglich, ſonſt

iſt keine Beſſerung zu erwarten! — Nun will ich aber wieder gehen, ſetzte ſie dann hinzu, ſich den Schleier auf dem Hute zurechtlegend; ich habe keinen Augenblick länger Zeit. Iſt mir wirklich außerordentlich angenehm geweſen, dir bei dieſer Gelegenheit Guten Tag ſagen zu können — wenn ich noch mehr erfahren ſollte, komme ich ſofort zu dir — Adieu, mein Püppchen! Laß dich nicht zu ſehr von deinem Schmerze hinreißen, hörſt du wohl?

Und dann drückte ſie einen zärtlichen Kuß auf die Stirn ihrer Freundin und rauſchte der Thür zu. Ihre Hand hatte aber noch nicht den blank geputzten Drücker berührt, als ſie noch einmal zurückkehrte.

Und was ich beinahe vergeſſen hätte, liebes Kind, begann ſie ſofort von Neuem: ſchenke ihm nichts — gehe recht ordentlich mit ihm in's Gericht; denn wo keine Furcht iſt, da iſt auch keine Beſſerung — auf Wiederſehen alſo, liebe Emmy!

Damit drückte ſie noch einen zärtlichen Kuß auf die ſorgenvolle Stirn der jungen Frau und rauſchte abermals der Thür zu.

Emmy glaubte die Freundin bereits gegangen, als ſie dieſelbe wiederum an ihrer Seite ſah.

Und was ich beinahe vergeſſen hätte, legte die Schweiger zum dritten Male los: nicht gleich mit der Thür in's Haus gefallen — erſt gehörig auf den Zahn gefühlt — vielleicht geht er in die Falle und du bringſt noch mehr

heraus — das wäre ja im höchſten Grade intereſſant! — Ich komme jedenfalls heute noch mit heran — Adieu, mein Kind — ich habe keinen Augenblick länger Zeit — thue mir den einzigen Gefallen und bleibe drin; ich finde ſchon allein...!

Mit dieſen Worten hauchte ſie den letzten Kuß auf Emmy's Stirn und rauſchte dieſes Mal wirklich aus der Thür und von dannen.

Emmy war nun mit ſich allein, und düſtere Gedanken begannen durch ihren Kopf zu ziehen.

Sie war alſo wirklich betrogen, auf das ſchändlichſte betrogen, ſie, das ſanfte, duldende, vertrauende Weib, von jenem Böſewicht hintergangen!

Die kleine Frau hatte durchaus kein Talent zum Märtyrerthum, und deshalb kochte auch ſofort die Rache in ihrem Innern auf.

Die ſonſt ſo freundlichen Augen glänzten in düſterem Feuer, die glatte, weiße Stirn machte einige vergebliche Anſtrengungen, ſich in finſtere Runzeln zu ziehen, und die zarten, feinen Händchen ballten ſich zu zwei drohenden, kleinen Fäuſten.

Sie machte einige heftige aufgeregte Gänge durchs Zimmer, und die roſigen Lippen bewegten ſich wie in unvernehmbarem Selbſtgeſpräche. Dann aber ſchien ſich der Sturm in ihrer Bruſt zu legen, denn die Worte der Schweiger waren ihr wieder in's Gedächtniß gekommen:

nicht gleich mit der Thür in's Haus fallen, ſondern ihm erſt auf den Zahn fühlen, um einen noch tieferen Blick in ſeine ſchwarze Seele zu thun, um vielleicht noch anderen Verbrechen auf die Spur zu kommen. —

Da klingelte es draußen. Emmy fuhr zuſammen.

Ah — das wird er ſein, murmelte ſie leiſe vor ſich hin — vor allen Dingen jetzt alſo eine eiſige Ruhe!

Und damit ſetzte ſie ſich, den Rücken der Thür zugekehrt, auf einen Fauteuil, lehnte ſich hintenüber und erwartete ſo die Begebenheiten, die da kommen würden.

Einen Moment darauf trat der liebe Albert außerordentlich freundlich ein und ſtellte ſeinen Hut auf einen Stuhl.

Da bin ich wieder, Emmy'chen! ſagte er mit dem ruhigen Bewußtſein einer vollbrachten guten That und mit dem ſeligen Vorgefühle der zu erwartenden Belohnung; ich habe Alles auf's Beſte beſorgt.

Die kleine Frau rührte ſich nicht.

Albert trat noch einige Schritte näher. Nun — wo bleibt denn mein freundlicher Empfang und mein Kuß? fragte er, einen langen Hals machend, um ſeiner Gattin in's Antlitz zu ſchauen.

Aber die Gattin rührte ſich nicht.

Albert ging jetzt ganz dicht zu ihr heran; ſie wandte den Kopf von ihm ab. Herr von Walden machte ein etwas beſtürztes Geſicht; gleich darauf aber lächelte er wieder.

Aha, dachte er, ein kleines reizendes, coquettes Schmollen, damit der Effect nachher desto ſtärker wird. Sie will erſt noch ein Bischen gebeten ſein, das kleine Trotzköpfchen; ich kenne das aus Erfahrung.

Es war übrigens eine komiſche Geſchichte, begann er dann wieder laut; ich muß dir das erzählen, du wirſt dein Vergnügen daran haben...

Hier warf er wieder einen verſtohlenen Blick auf ſeine kleine Emmy; aber die kleine Emmy rührte ſich nicht und lächelte auch nicht.

Albert ſchüttelte den Kopf. Spielt heute ganz vortrefflich ihre Komödie, dachte er; nun wäre es aber nach meiner Anſicht bald genug.

Apropos, ich bin auch deiner Freundin begegnet, der Frau von Schweiger, begann er dann von Neuem mit dem gemüthlichſten Geſichte von der Welt; aber ich habe nicht mit ihr geſprochen — man kommt ſo ſchwer wieder von ihr los, und dann war ich doch durch mein Abenteuer ein Bischen in Aufregung gerathen — und um das Maß voll zu machen, hatte ich auch noch ein Glas Biſchof getrunken — die Geſchichte war mir in die Glieder gefahren — namentlich in die Beine — denn, wie du weißt, bin ich Damen gegenüber etwas ſchüchtern, und das war eben der Grund, weshalb ich...

Während dieſer lächelnd vorgetragenen Erzählung hatte man Emmy ſchon einen immer heftiger werdenden

inneren Kampf angeſehen; als Albert jedoch bei dieſer Stelle angekommen war, empfand ſie die Unmöglichkeit, länger an ſich zu halten. Sie ſprang ſo unerwartet und ſo ſchnell vom Stuhle empor, daß ihr Gatte erſchreckt einen Schritt zurückwich.

Bis jetzt hielt ich dich nur für einen gewöhnlichen, untreuen Gatten, wie es Tauſende in der Welt gibt, herrſchte ſie ihn an, indem ihr Zornesthränen in die Augen traten; aus deiner Erzählung aber ſehe ich, daß du ein raffinirter Betrüger biſt, der ſich auf alle Fälle vorbereitet!

Albert machte ein ganz verdutztes Geſicht; dann lächelte er wieder ſo freundlich, wie zuvor. Aber, liebes Kind, ſagte er mit gutmüthigem Tone, nun haſt du mich wirklich vortrefflich auf meinen Kuß vorbereitet — darf ich jetzt endlich darum bitten?

Bei den letzten Worten hatte er ſich ſeiner Frau wieder genähert und ſtreckte den rechten Arm aus, um ſie zärtlich an ſich zu ziehen.

Aber Emmy wich vor ihm zurück, wie vor einer giftigen Schlange. Zurück, Verworfener, rühre mich nicht an, rief ſie, glühend vor Entrüſtung, nie, nie, niemals wieder!

Albert warf einen beobachtenden Blick auf ſeine Gattin, nickte, wie einer ihm eben gekommenen Idee zuſtimmend, leicht mit dem Kopfe und fuhr dann mit der früheren Freundlichkeit fort: Werde dir nun alſo meine

Geſchichte weiter erzählen. Um nämlich auf die ſchnellſte und ſicherſte Art in Erfahrung zu bringen, ob eine der Töchter der Couſine Majorin verlobt ſei, wählte ich das älteſte und erprobteſte Mittel, das heißt, ich beſchloß, an der Quelle ſelbſt zu fragen. Leichten Schrittes begab ich mich zu dem betreffenden Hauſe...

Schweig', herrſchte ihm ſeine Frau, immer zorniger werdend, zu, ich will nichts mehr wiſſen!

Nun gut, entgegnete Albert, wenn dich die Details nicht intereſſiren, will ich dir wenigſtens das Endreſultat meiner Miſſion mittheilen. Auf der Treppe nämlich begegnete mir eine alte, freundliche Frau, die offenbar zum Hauſe gehörte, und die antwortete mir auf meine höfliche Anfrage, ob eine der Töchter der Frau Majorin von Walden verlobt wäre...

Hörſt du nicht! Du ſollſt mich verſchonen mit deiner abſcheulichen Geſchichte! rief Emmy in einer faſt krankhaften Nervoſität.

Wie — mit meiner abſcheulichen Geſchichte? fragte Albert ein wenig verwundert. Wie ſo denn? — Die freundliche Frau antwortete mir alſo...

Albert, ich verbitte mir deine ferneren Mittheilungen! unterbrach ihn Emmy auf's Neue.

Aber weshalb denn eigentlich, liebes Kind?

Weil es lügenhafte Erfindungen ſind, die du mir aufbinden willſt, tobte die kleine Frau; weil du mich

auf eine unwürdige Weiſe betrogen haſt — weil du mir untreu biſt!

Jetzt begann Albert wirklich ein wenig beſorgt auszuſehen.

Weil du dich bei jungen Mädchen einſchleichſt unter dem Vorwande, noch unverheirathet zu ſein! fuhr Emmy fort.

Aber, ich bitte dich, wie kommſt du zu einer ſolchen Vermuthung? fragte Walden, jetzt ernſter werdend.

Es iſt keine Vermuthung mehr, es iſt eine Gewißheit! ſetzte die gereizte Gattin ſofort ein. Du haſt die ganze Erzählung erfunden, weil du fürchteteſt, daß ich Verdacht ſchöpfen könnte; aber zittere jetzt und erbleiche, denn ich habe Beweiſe in Händen — ich habe ſogar einen Zeugen!

So? machte Albert, wieder lächelnd. Nun, den Zeugen möchte ich allerdings ſehen!

In dieſem Momente klingelte es draußen, und im nächſten rauſchte Frau von Schweiger in's Zimmer. Im größten Geſchäftseifer, mit blitzenden Augen und gerötheten Wangen eilte ſie, ohne Walden zu ſehen, ſogleich auf ihre Freundin zu und drückte dieſelbe mit tiefer Rührung an das Herz.

Nun, mein armes, unglückliches Kind, begann ſie darauf mit etwas kurzathmiger Stimme, haſt du noch mehr erfahren, haſt du...

Hier fielen ihre Blicke zufällig auf Albert, und ſie gerieth in eine ſichtbare Verlegenheit. Frau von Schweiger war aber nicht dazu angethan, lange in einer ſo peinlichen Situation zu verharren, und ſchon in der nächſten Minute machte ſie Herrn von Walden ein tiefes, verbindliches Compliment, das dieſer eben ſo tief und verbindlich erwiderte.

O, genire dich nicht, Mathilde! machte Emmy der fatalen Pauſe ein Ende. In einer ſolchen Angelegenheit hört jede Schonung auf; die Hauptſache iſt, vollſtändig klar zu ſehen und den Verräther gänzlich zu entlarven. Das iſt meine Zeugin, ſetzte ſie dann, ſich zu ihrem Gatten wendend hinzu, und deßhalb erbleichſt du auch jetzt noch mehr!

Herr von Walden blickte ſeine Frau immer beſorgter an und ſchien Betrachtungen darüber anzuſtellen, ob es in den Gränzen der Möglichkeit liege, daß ihr der Biſchof in den Kopf geſtiegen ſein könnte, den er getrunken hatte. Als er ſich jedoch durch Selbſtraiſonnement hinreichend überzeugt, daß dies nicht denkbar ſei, gab er ſein phyſiognomiſches Studium wieder auf.

Und weſſen klagt mich denn Frau von Schweiger an? wandte er ſich dann höflich an die Dame.

Daß du gleichzeitig deine Gattin und ein junges Mädchen hintergehſt! antwortete Emmy für ihre Freundin. — Iſt es nicht ſo, Mathilde?

Frau von Schweiger gab ſich ein ſo würdiges Ausſehen, wie es ihr überhaupt möglich war. Es thut mir innig leid, Ihnen ſagen zu müſſen, Herr von Walden, entgegnete ſie, daß wirklich der dringendſte Verdacht dazu vorhanden iſt.

Und worauf ſtützen Sie dieſe ſchwere Anklage, gnädige Frau? fragte Albert, immer ernſter werdend, weiter.

Auf die zufällige Mittheilung einer alten, freundlichen Frau, die mich auf der Straße anredete, erwiderte die Schweiger.

Herr von Walden rieb ſich die Stirn und dachte darüber nach, wie das wohl zuſammenhängen könnte.

Emmy hatte ihre Blicke an ſein Antlitz geheftet, als wenn ſie bis in die Werkſtatt ſeiner Gedanken dringen wollte. Siehſt du, Albert, rief ſie dann plötzlich, nur noch mit Mühe die Thränen zurückhaltend, jetzt haſt du ſchon ein förmliches Leichengeſicht vor Angſt! Du biſt entlarvt; aber ich, ich bin des Todes, ich überlebe den Kummer nicht!

Mit dieſen Worten ſank ſie wie eine geknickte Lilie in einen Seſſel und ſchloß die Augen, unter deren dunkelſeidenen Wimpern ſich einige ſilberhelle Thränchen hervorſtahlen.

Albert und die Schweiger eilten ſofort zu ihr, um ihr Troſt einzuſprechen, und ihr beizuſtehen, als es draußen wiederum klingelte und dann, wild und aufgeregt, der

junge Mann in's Zimmer ſtürzte, den wir bei der Couſine Majorin ſich von einem ſchüchternen Joſeph in einen raſenden Roland verwandeln ſahen.

Guten Morgen, Vetter! rief der wilde Eindringling, ohne von den anderen Anweſenden Notiz zu nehmen. Wie geht es dir — doch hoffentlich wohl?

Herr von Walden winkte dem lauten Menſchen Schweigen zu, als dieſer ſofort deſſen ausgeſtreckten Arm ergriff und ihn mit einem kräftigen Ruck an ſich zog.

Vetter, fuhr er dann fort, du ſiehſt mich in einer gränzenloſen Aufregung. Du haſt dich doch nicht durch mein ſchnelles Eintreten erſchrecken laſſen, wie?

O, bewahre! entgegnete Albert mit einem Galgenhumor; deine Mutter hatte uns ja auf deinen Beſuch vorbereitet.

Der junge Mann ſchien die Antwort überhört zu haben. Ich bin nämlich wüthend, raſte er weiter, ganz außer mir; wenn ich den Menſchen ausfindig mache, jage ich ihm eine Kugel durch den Kopf!

Was hat dir denn der Unglückliche gethan? fragte Albert mit einem reſignirten Stoßſeufzer.

Du mußt mein Secundant ſein, Vetter, tobte Clodwig von Walden, nur ſeinem eigenen Gedankengange folgend; denn ich fühle es, ich werde ihn finden, um die Schmach, die er meinen heiligſten Intereſſen angethan, in ſeinem verbrecheriſchen Blute abzuwaſchen!

Albert faltete in ſtiller Ergebung die Hände. Aber ſage mir doch vor allen Dingen, ſeufzte er, wen du durchaus umbringen willſt, und weßhalb?

Einen Schurken! brauſte Clodwig in doppelter Wuth auf. Einen verheiratheten Mann, der ſich unter dem Vorwande eines Bewerbers bei jungen Mädchen einſchleicht, um ſie ins Unglück zu ſtürzen!

Bei dem Eintritte des Vetters hatte Emmy die Augen geöffnet und war der Unterhaltung mit förmlich krampfhaft geſpanntem Intereſſe gefolgt.

Albert! rief ſie jetzt, wie eine Feder emporſchnellend und den rechten Arm gegen ihren Gatten ausſtreckend, du wirſt beſtürzt! Die Hand der Vergeltung berührt ſchon wieder deinen Scheitel! Willſt du nun noch läugnen?

Clodwig blickte ſich erſtaunt nach der Sprecherin um; die Schweiger ſchien über ein Problem nachzudenken, und Albert machte ein Geſicht, als wenn er das Vaterunſer betete.

Ah, guten Tag, liebe Couſine! wandte ſich der wilde Clodwig an die letztere; ich hatte Sie vorhin gar nicht geſehen. Nehmen Sie es nicht übel, aber ich bin etwas aufgeregt, wie Sie vielleicht bemerken werden!

Die Schweiger ſchien jetzt den Schlüſſel zu ihrem Räthſel gefunden zu haben. Mit leiſen Schritten trat ſie zu Albert heran und flüſterte ihm geheimnißvoll in's Ohr: ich meine es gut mit Ihnen, Herr von Walden, und Sie thun mir leid. Nehmen Sie Ihre liebe Frau

bei Seite und gestehen Sie ihr Alles; das ist der Rath einer aufrichtigen, erfahrenen Freundin!

Herr von Walden ließ sich aber durchaus nicht stören und betete ruhig weiter.

Die Schweiger schlich jetzt eben so geheimnißvoll zu Emmy. Sollte der junge Mann vielleicht gar der Nebenbuhler deines Gatten sein? tuschelte sie ihr zu.

Die kleine Frau strich sich mit den feinen, weißen Händchen das dunkle Haar von der Stirn. Ich bin keines klaren Gedankens mehr fähig, Mathilde, entgegnete sie mit leiser, kraftloser Stimme; mir schwirrt's im Kopfe wie halber Wahnsinn!

Die Schweiger machte ein pfiffiges Gesicht und trippelte nun zu Clodwig. Sie interessiren sich ohne Zweifel für das junge Mädchen, um das es sich hier handelt? raunte sie ihm zu.

Die Miene des Vetters drückte das höchste Staunen aus. Nun, wenn Sie das noch nicht gemerkt haben, gnädige Frau! sagte er, die Achseln emporziehend.

Und wer hat Ihren Verdacht rege gemacht? examinirte die Freundin weiter.

Nun, entgegnete Clodwig, die alte Frau, die...

Albert hatte mit der angespanntesten Aufmerksamkeit die mit halber Stimme geführte Unterhaltung verfolgt.

Aha, fiel er hier plötzlich seinem Vetter in's Wort, indem ein Blitz des Verständnisses über seine Züge leuch-

tete, eine alte Frau alſo? War ſie nicht auch freundlich, die alte Frau, wie?

Er hatte kaum den Mund wieder geſchloſſen, als ſich die Thür öffnete und die gute Friederike mit einem Geſichte eintrat, als wenn ſie die ganze Welt vor Liebe umarmen möchte. Sie ſchien die übrigen Anweſenden durchaus nicht zu bemerken und dirigirte ſich mit ihren leiſe ſchlurrenden Tritten ſogleich auf Emmy zu.

Ach, nehmen Sie es nur ja nicht übel, gnädige Frau, daß ich ſo ungenirt hier eintrete! begann ſie mit lieblicher Redſeligkeit. Ich bin nämlich die Köchin der Frau Majorin von Walden. Oſtern werden es nun ſchon zwei Jahre, daß ich hingezogen bin. — Die Frau Majorin und das gnädige Fräulein Bertha ſind in ſo ſehr großer Angſt und Unruhe — der junge Herr Clodwig von Walden hat uns in ſolcher Wuth und Aufregung verlaſſen, daß wir etwas Schlimmes befürchteten — man kann doch immer nicht wiſſen — und da hat mich die Frau Majorin hierher geſchickt, um mich zu erkundigen, ob er vielleicht hier wäre.

Nach den letzten Worten blickte ſie ſich bei einem Geräuſche um und bemerkte den wilden Vetter.

Ach, da iſt ja der liebe junge Herr! rief ſie freudig, die dicken, rothen Hände zuſammenſchlagend. Na, Gott ſei gelobt und geprieſen dafür!

Im nächſten Momente fielen ihre Blicke auf die Schweiger.

Und auch die gnädige Frau, die ich auf der Straße angeredet habe! fuhr ſie fort, indem ſie von der Freude zum Erſtaunen überging.

Plötzlich aber zuckte ſie zuſammen und wurde blaß wie die Wand.

Ach, du himmliſche Gerechtigkeit, kreiſchte ſie mit einer Bewegung, als wollte ſie ſich die beiden Augen zuhalten — und auch der junge, verheirathete Herr, der in unſerem Hauſe war!

Emmy, Clodwig und die Schweiger ſtarrten die alte Friederike erſtaunt und erſchreckt zu gleicher Zeit an, und nur der gute Albert betrachtete die Scene mit heiter lächelnder Lippe.

Die Köchin gerieth durch die vielen Blicke, die auf ihr ruhten, in eine faſt zitternde Verlegenheit. Nun ja, ſtammelte ſie, die Sache noch ſchlimmer machend — und der mich ſo aufgeregt fragte, ob eine von unſeren gnädigen Fräulein ſchon verlobt wäre!

Jetzt wandten ſich alle Augen auf Albert.

Alſo, das biſt du geweſen, Vetter? fragte Clodwig mit einem ſehr verwunderten Geſichte.

Nun natürlich, entgegnete Walden lächelnd, im Auftrage meiner Frau. Du brauchſt dich aber deßhalb nicht

mit mir zu ſchießen, denn es iſt eine außerordentlich unſchuldige Geſchichte.

Emmy und die Schweiger blickten einander an und ſchienen nicht zu wiſſen, was ſie von der Sache denken ſollten.

Was haben Sie denn aber da gemacht, Friederike? wandte ſich der nun vollſtändig abgekühlte Clodwig an die ganz verdutzte Köchin. — Kommt die Alte da zu uns herein, fuhr er dann zu den Anderen fort, und erzählt eine haarſträubende Geſchichte von einem jungen Herrn, der ihr auf dem Flur aufgelauert und ſie mit zitternder Stimme gefragt habe, ob eine von den beiden Fräulein ſchon verlobt wäre. Und dabei ſoll ein Menſch nicht außer ſich gerathen!

Albert ſah ſeinen Vetter mit einem eigenthümlichen Blicke an. So? ſagte er. Wie kommſt du denn aber eigentlich zur Majorin? Ich denke, du biſt ſo ſchüchtern bei den Damen?

Clodwig war jetzt vom raſenden Roland wieder vollſtändig zum ſchüchternen Joſeph zuſammengeſchrumpft. Das bin ich auch, ſagte er mit verlegenem Erröthen. Ich liebte Bertha ſchon lange; deßhalb wies ich jede Partie zurück, welche die Mutter mir vorſchlug, und wollte ihr auch nicht eher etwas von meiner Liebe ſagen, bis ich der Gegenliebe gewiß wäre. Bis jetzt hatte ich es noch immer nicht gewagt, mich Bertha zu erklären; aber die Eiferſucht,

die heute plötzlich über mich kam, legte mir mit einem Male die Worte in den Mund.

Sehr gut! lachte Albert, dem Vetter auf die Schulter klopfend. Die Courage haſt du mir zu verdanken, ich werde es dir gleich erklären — und Ihnen auch, gnädige Frau, ſetzte er mit einer leicht ironiſchen Verbeugung gegen die Schweiger hinzu.

Die Freundin machte ihm ein äußerſt verbindliches Compliment.

Was Emmy betrifft, ſo war ſie von der Hyäne wieder zur Taube geworden, und ihre Gedanken ſchienen ſich in einem Labyrinth von Unklarheiten vollſtändig verirrt zu haben.

Wie Albert es vorhin gethan, rieb ſie ſich jetzt ebenfalls mit den zarten, weißen Fingern die Stirn, als wenn ſie die Wahrheit dadurch heraustreiben wollte; da ihr dies aber durchaus nicht gelang, ſo trat ſie ſchließlich mit zögernd ſchüchternen Schritten zu ihrem Gatten heran, faßte leiſe ſeine Hand und blickte ihm ängſtlich bittend in's Auge.

Aber, lieber Albert, flüſterte ſie ihm zu, wie iſt denn das eigentlich? Ich kann mich gar nicht daraus vernehmen..

Walden ſchaute ſie mit ſtillem Entzücken an.

Albert — ſage mir doch, ſprach die kleine Frau faſt flehend weiter, was ſoll ich denn nun eigentlich?

Ihr Gatte zog ſie mit einer zärtlichen Bewegung an ſich und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Du willſt

wiſſen, was du nun thun ſollſt, mein kleiner Engel, nicht wahr? fragte er.

Emmy nickte mit einem ganz allerliebſten Lächeln.

Nun gut, das will ich dir ſagen, ſprach Albert mit lauterer Stimme: wenn du an die liebe Tante in Brummelberg ſchreibſt, dann kannſt du ihr mittheilen, daß die älteſte Tochter der Couſine Majorin verlobt iſt, und zwar mit ihrem eigenen Weiberfeind von Sohn. — Das hat mir Mühe genug gemacht, zu erfahren!

Emmy ſchien noch über die Sache nachzudenken, die Schweiger that dasſelbe, die alte Friederike ſetzte ſich ſtill in eine Ecke, der Vetter Clodwig ſah aus wie ein verliebter Schäfer, und der liebe Albert betrachtete die Situation mit heiter lächelndem Blicke.

Vergib mir — bitte, vergib mir! flüſterte nach einem Weilchen Emmy wieder zu ihm empor. Ich habe wirklich keine Schuld an all dieſer Unruhe, ſondern nur...

Sondern nur der Brief von der Tante, mein kleines Püppchen, du! fiel ihr Albert in's Wort, indem er ihr leiſe, ganz leiſe die zarten Bäckchen klopfte.

Frau von Schweiger behauptete zwar mit einem eigenthümlichen Blicke auf die alte Friederike, daß noch irgend eine geſchäftige und unberufene Klatſcherin die Hand dabei im Spiele gehabt haben müſſe; als Herr von Walden jedoch den ganzen Sachverhalt von Anfang bis zu Ende erzählte, wurde ſie ſtill, nahm ſchnell einen äußerſt zärtlichen Abſchied

von Emmy und rauſchte dann noch rauſchender aus dem Zimmer, als ſie es ſchon zweimal vorher gethan.

Ihre freundſchaftlichen Beziehungen zu dem Walden'ſchen Hauſe wurden dadurch aber keineswegs geſtört; nur mußte ſie ſich noch manche Neckerei gefallen laſſen, die ſie ſtets gutmüthig und geduldig über ſich ergehen ließ.

# 2.

# Ein Giftmord.

# Ein Giftmord.

In Schwerin, welches bekanntlich die Hauptſtadt der größeren Hälfte von Mecklenburg iſt, war ein gräßliches Verbrechen verübt worden.

Eine gewiſſe Frau Knoblauch nämlich ſtand in dem dringenden Verdacht eine Liebſchaft mit dem Diener ihres Gatten zu unterhalten, obgleich ſie durchaus nicht mehr jung und hübſch war.

Wie es gewöhnlich der Fall zu ſein pflegt, hatte der Herr Gemahl das öffentliche Geheimniß zu allerletzt erfahren, in der Stunde der Entdeckung aber, ſeiner ſchuldigen Ehehälfte eine ſo ſchreckliche Scene bereitet, daß die ganze Stadt darüber in Allarm gerieth.

Am anderen Nachmittag lief die haarſträubende Geſchichte durch die Stadt, daß Herr Knoblauch mittelſt einer

Pilzſauce vergiftet worden ſei, und am nächſten Morgen ſtand es bereits in allen Blättern, daß die Polizei ſowohl die Frau, wie auch den Diener des Unglücklichen verhaftet habe.

Das Verhör, dem alle Welt mit der größten Spannung entgegenſah, ſollte gerade beginnen, als es dem Diener gelang, aus dem Gefängniß zu entſpringen, und da gegen die Frau, welche nun allein vor dem Unterſuchungsrichter erſchien, durchaus keine Beweiſe vorzubringen waren, ſo blieb der Polizeibehörde nichts anderes übrig, als dieſelbe wieder in Freiheit zu ſetzen und den flüchtig gewordenen Diener ſteckbrieflich verfolgen zu laſſen.

Alle Mühe und Anſtrengungen, um ſich des Entſprungenen wieder zu bemächtigen, blieben jedoch erfolglos, und obgleich die Geſchichte durch alle Zeitungen Europa's lief und eine Zeit lang alle Gemüther beſchäftigte, verſtrich doch ein ganzes Jahr und darüber, ohne daß auch nur die geringſte Nachricht über den Verbleib des Flüchtlings aufgetaucht wäre.

Da langte endlich eines guten Tages in Schwerin ein Schreiben von der Hamburger Polizei an, in welchem die an Gewißheit gränzende Vermuthung ausgeſprochen wurde, daß der entſprungene Diener ſich verborgen in Hamburg aufhalte, weshalb die Schweriner Polizei aufgefordert würde, einen energiſchen und einſichtigen Beamten nach Hamburg zu ſchicken, damit im Vereine mit dieſem

die Verhaftung des Miſſethäters in's Werk geſetzt werden könne.

Die Schweriner Polizei hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als dieſem Verlangen nachzukommen und verſah noch an dem nämlichen Tage den geheimen Polizei-Agenten Greiffenberger mit den nöthigen Signalements und Vollmachten, indem ſie den Befehl hinzufügte, ſich mit dem nächſten Zuge nach Hamburg zu begeben.

Die Ordre kam aber dem geheimen Polizei-Agenten Greiffenberger etwas ungelegen; denn erſtens hatte er ſich erſt ſeit Kurzem verheirathet und befand ſich noch in dem Nachtraume der Flitterwochen, und zweitens war er dermaßen eiferſüchtig, daß er über dem Gedanken, ſeine Frau für längere Zeit allein zu laſſen, den Verſtand hätte verlieren können.

Da aber der geheime Polizei-Agent Greiffenberger überhaupt nicht über viel Verſtand zu disponiren hatte und da er für ſeine ſchwierige Miſſion jedenfalls mehr brauchte, als er beſaß, ſo verſetzte ihn der Befehl, den er ſo eben empfangen, in eine ganz unbeſchreibliche Aufregung.

Was thun? Hierbleiben und der Ordre nicht gehorchen? — Unmöglich! — Dann war ſeine Abſetzung gewiß und ſeine Carriere vernichtet. — Nach Hamburg reiſen, und ſeine Frau vielleicht wochenlang allein und unbeaufſichtigt in Schwerin zurücklaſſen? — Ebenſo un-

möglich! Dann wurde er wahnſinnig vor Eiferſucht, bekam den Verbrecher nicht und gefährdete ebenfalls ſeine Laufbahn.

Wenn es jemals einen tragiſchen Conflict gegeben, ſo befand ſich jetzt der geheime Polizei-Agent Greiffenberger in einem ſolchen.

Die Stunde der Abreiſe rückte immer näher und näher heran; der Koffer ſtand gepackt auf zwei Stühlen, und der unglückliche Beamte lief wie ein Verzweifelter im Zimmer auf und ab und ſchlug ſich bald mit der rechten bald mit der linken Hand vor die brennende Stirn.

Plötzlich aber ſtand er ſtill, trommelte ſich mit beiden geballten Fäuſten vor den Sitz ſeines Verſtandes, machte trotz des Schmerzes, den er ſich ſelber verurſachte, ein freudeſtrahlendes Geſicht, und rief, als wenn ihm eine Centnerlaſt von der Seele gefallen wäre:

Ich hab's! — Ich bin gerettet! — Ich nehme ſie mit! — Es iſt erſtaunlich, daß ich darauf nicht gleich gekommen bin!

Einem Anderen wäre es allerdings vielleicht früher eingefallen; aber, wie geſagt, der geheime Polizei-Agent Greiffenberger hatte gerade nicht den brillanteſten Verſtand, was ein Unglück für jeden Menſchen, hauptſächlich aber für einen Criminalbeamten iſt. —

In Zeit von einer halben Stunde war nun auch der zweite Koffer gepackt, und der junge Gatte fuhr mit ſeiner jungen Gattin nach dem Bahnhof.

Seine Augen blitzten vor Vergnügen, und der lange Schnurrbart zitterte vor Aufregung.

Aha! dachte er; jetzt will ich ihn schon faſſen, jetzt iſt er ſo gut, wie an's Meſſer geliefert!

Seine Phantaſie erging ſich in den ehrgeizigſten Plänen. Denn durch die genial ausgeführte Ergreifung des berüchtigten Giftmörders hoffte er mit Beſtimmtheit, ſeinen Namen in ganz Europa bekannt zu machen und mit Blitzesſchnelle zu den höchſten und einflußreichſten Ehrenſtellen emporzuklimmen.

Deshalb war ihm auch eigentlich die Mitwirkung der Hamburger Polizei unangenehm und er beſchloß, ſo ſelbſtſtändig wie irgend möglich zu operiren und ſich nur eine Anzahl von Sicherheitsbeamten zu ſeiner Verfügung ſtellen zu laſſen, damit er die Früchte ſeines Ruhmes mit Niemand zu theilen brauchte.

In Hamburg angekommen, ſtieg er nicht etwa in einem großen Hôtel ab, ſondern er wählte, um unbemerkter und deshalb freier in ſeinen Bewegungen bleiben zu können, ein kleines, unſcheinbares Privathaus in einer ſtillen Gegend, wo er ſich in der zweiten Etage bei einem Schneider einmiethete.

Ueber ihm war das Dach, unter dem nur eine Katzenfamilie hauſte, und unter ihm, im erſten Stock, wohnte, wie ihm der Schneider mittheilte, ein gewiſſer Herr Bellmann, der, erſt ſeit einem halben Jahr verhei-

rathet, ſehr glücklich mit ſeiner jungen Frau, aber deſto unglücklicher mit ſeiner Schwiegermutter lebte, welche, weil ſie Wittwe war und nur eine Tochter beſaß, bei dieſer ihr Domicil aufgeſchlagen hatte.

Der Schneider konnte gar nicht genug erzählen, von dem Zank und Unfrieden, der dort unten herrſchte; manchmal ging es bis in die Nacht hinein und fing dann ſchon am frühen Morgen wieder an, und ſo laut, daß faſt jedes Wort zu verſtehen war.

Die Schwiegermutter ſollte hauptſächlich Schuld ſein an dem täglich zunehmenden Familienunglück, denn auf Herrn Bellmann wollte der Schneider nichts kommen laſſen, ſondern ſchilderte ihn als einen allerdings etwas beſchränkten, aber ſehr gutmüthigen Menſchen, der nur wüthend wurde, wenn ihn die Schwiegermutter durch ihre Unvernunft zum Aeußerſten trieb.

Was die Tochter anbetrifft, ſo befand ſie ſich in der höchſt peinlichen und unangenehmen Lage, zwiſchen ihrer Mutter und ihrem Manne zu ſtehen, eine Stellung, die ſie aber dennoch mit ziemlichem Tact behauptete, ohne der einen oder der andern Partei zu viel oder zu wenig zu thun.

In der Parterre-Localität trieb ein harmloſer Buchbinder ſein Geſchäft, und der geheime Polizei-Agent Greiffenberger war deshalb im höchſten Grade zufrieden mit der Wahl ſeiner Wohnung, erſtens weil er unter

ſämmtlichen Miethern des Hauſes nicht einen fand, der ihm auch nur im Entfernteſten Nahrung für ſeine Eiferſucht hätte geben können, und zweitens weil er glaubte, hier ein Verſteck gefunden zu haben, in dem wohl Niemand den gefürchteten Criminal-Beamten vermuthete.

Nachdem Greiffenberger am erſten Abend nach ſeiner Ankunft die vorſtehenden Erkundigungen von ſeinem Wirth, dem Schneider, eingezogen, begab er ſich gleich am nächſten Morgen zur erſten Hamburger Polizeibehörde, requirirte ſechs zuverläſſige Leute zu ſeiner fortwährenden Dispoſition und ging dann an's Werk, indem er die verſchiedenartigſten Kneipen beſuchte, auf die Unterhaltungen der Gäſte Acht gab und jedem Anweſenden mit ſeinem ſcharfen Criminalblick bis in die tiefſten Tiefen der Seele ſchaute.

Aber ſoviel er auch horchte und ſoviel er auch ſchaute, den entſprungenen Giftmörder fand er dennoch nicht, und es vergingen auf dieſe Weiſe zwei ganze Tage, ohne daß auch nur das allergeringſte Reſultat erzielt worden wäre.

Der geheime Polizei-Agent Greiffenberger ließ ſchon ganz traurig den Kopf hängen, und die Beine waren ihm auch ſchon wie zerſchlagen vom vielen Umherlaufen, als ihm ſein günſtiges Schickſal wieder friſchen Muth einflößte.

Es war nämlich um die Mittagszeit, und der berühmte Criminalbeamte kehrte abermals von einer vergeblichen Wanderung heim, um ſein tägliches Brod zu ſich zu nehmen, als der harmloſe Buchbinder den Kopf aus

ſeinem Laden ſteckte und ihn geheimnißvoll zu ſich hineinwinkte.

Greiffenberger folgte der ſtillen Einladung und befand ſich im nächſten Augenblick mit dem Buchbinder allein.

Ich habe Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen, Herr Polizei-Commiſſarius, begann der Letztere mit leiſer Stimme.

Der mecklenburgiſche Sicherheitsbeamte erſchrak zwar im erſten Moment darüber, daß er trotz aller ſeiner Vorſichtsmaßregeln erkannt worden ſei; aber gleich darauf ſiegte doch das mächtige Gefühl der Neugier, und er machte ein fragendes Geſicht.

Vor ungefähr einer Stunde iſt hier ein junger Mann in's Haus geſchlichen, den ich ſonſt noch nie bemerkt habe, fuhr der Buchbinder mit bedenklichem Stirnrunzeln fort.

Ein junger Mann? wiederholte Greiffenberger unwillkürlich, indem ihm das Herz ſtill ſtand vor banger Erwartung.

Der Buchbinder nickte.

Er ſtellte ſich erſt drüben in den Schatten und ſah ſich jedes einzelne Fenſter ganz genau an, erzählte er dann weiter; plötzlich aber ſchien er einen Entſchluß zu faſſen, eilte mit langen Schritten durch den Schnee über die Straße, ſah ſich noch einmal ängſtlich nach allen Seiten um und ſchlüpfte dann wie ein ſcheuer Verbrecher in das Haus.

Wie ein ſcheuer Verbrecher in das Haus! wiederholte unwillkürlich der Poliziſt, indem er karmoſinroth im Geſicht wurde.

Der Buchbinder nickte bedeutungsvoll.

Durch den Kopf des Greiffenberger ſchwirrten urplötzlich einige geniale Gedanken.

Donnerwetter! reflectirte er; das iſt der giftmörderiſche Diener! — An dieſer unerhörten Kühnheit erkenne ich ihn mit Gewißheit. — Von meinen bereits angeſtellten Forſchungen geängſtigt und in die Enge getrieben, iſt er auf die verwegene Idee gekommen, ſich in meinem eigenen Hauſe zu verſtecken, weil er glaubt, daß ich ihn dort am wenigſten vermuthen werde. — Welch ein Menſch! — Welch ein Menſch! —

Mit dieſen nur zu ſich ſelbſt geſprochenen Worten ließ er den ganz erſtaunten Buchbinder ſtehen, ſtürzte auf die Straße hinaus, drückte ſich an den Häuſern entlang, gab ſeinen in der Nähe befindlichen Leuten den Befehl, das Haus in nicht auffallender Weiſe zu umſtellen und begab ſich dann in höchſt eigener Perſon wieder hinein, um ſofort die genaueſte Nachſuchung vorzunehmen.

Mit ſchnellen Schritten eilte er die Treppe hinauf und durchſtöberte zuerſt die Wohnung des Schneiders bis in die entlegenſten Ecken und Winkel, wobei er aber in ſeiner Aufregung durchaus nicht ſo leiſe zu Werke ging, wie es jedenfalls wohl zweckdienlich geweſen wäre.

Seine eigenen Zimmer ließ er natürlich unberührt; denn daß der Verbrecher ſich dort eingeſchlichen haben könnte, hielt er für ganz unmöglich, und außerdem war ſeine Frau ja zu Hauſe und mußte es ſofort bemerken, wenn Jemand in die beiden kleinen Stuben hätte eindringen wollen.

Laſſen wir nun den geheimen Polizei-Agenten Greiffenberger die Wohnung des Schneiders auf das Allergenaueſte durchſuchen und begeben wir uns unterdeß eine Treppe tiefer in die erſte Etage hinab, wo es ſchon wieder recht luſtig zuging.

Nachdem die Schwiegermutter einen hauserſchütternden Zank veranſtaltet, war ſie, weil ihr eine fernere Steigerung der Stimmmittel nicht möglich ſchien, ſoeben in Ohnmacht geſunken, und Schwiegerſohn, Tochter und Dienſtmädchen liefen wild durcheinander, um nach Eſſig, Eau de Cologne, fliegendem Salz u. ſ. w. zu ſuchen, ein Jegliches auf ſeine Art.

Bald darauf kehrten alle drei faſt gleichzeitig zurück und beeiferten ſich ihre reſp. Ingredienzien auf die Dame wirken zu laſſen, welche, ſo gern ſie es auch gewollt, dem maſſenhaft auf ſie einſtrömenden Kitzel und Kribbel nicht lange zu widerſtehen vermochte, ſondern ſo heftig zu huſten und zu nieſen begann, daß die Umſtehenden erſchreckt zurückwichen.

Iſt Dir jetzt beſſer, Mama? fragte ihre Tochter Amalie, indem ſie ſich wieder einen Schritt näher wagte.

Nein! rief die Alte, wüthend darüber, daß ſie ſich aus ihrer Ohnmacht aufgenieſt und aufgehuſtet hatte, mir wird auch nicht eher beſſer, bis Dein abſcheulicher Mann mir gewährt, was ich von ihm verlangt habe.

Die junge Frau blickte ihrem Gatten ſanft bittend an, aber der Gatte ſchwieg und zuckte nur mit eiſiger Ruhe die Achſeln.

Ich will und muß einen Livree-Bedienten haben! legte die Schwiegermutter wieder los, indem ſie wüthend aufſprang.

Das wäre ganz überflüſſig, remonſtrirte Herr Bellmann mit derſelben Ruhe; unſere beiden Mädchen haben ja ſchon nichts zu thun.

Die Schwiegermutter wurde immer wilder und aufgeregter.

Das iſt mir ganz gleichgiltig, tobte ſie, indem ſie eine ganz neue Livree von einem Stuhl emporzerrte; ich habe mir einmal dieſen Treſſenrock für mein theures Geld machen laſſen und nun will ich auch einen Menſchen drin; haben Sie mich verſtanden, Herr Schwiegerſohn?

Aber der Schwiegerſohn ſah aus, als wenn er in eine Salzſäule verwandelt worden wäre.

Die junge Frau richtete einen noch bittenderen Blick auf ihren Gatten.

Thu' doch der Mama ihren Willen, Theodor, ſchmeichelte ſie; gewähre ihr doch den Diener, damit wir in Ruhe fortfahren können.

Theodor wandte ein klein wenig den Kopf zu ihr hin.

Fortfahren? fragte er; und wohin ſoll es denn gehen, wenn ich fragen darf?

Mein Gott, nach Blankeneſe, ſchmollte die kleine Frau; Du weißt doch, daß Spitzke's uns heute zu Mittag eingeladen haben.

Herr Bellmann ſchien den aufſteigenden Unwillen nicht mehr lange unterdrücken zu können.

Alſo, damit wir in dieſem gräßlichen Schneegeſtöber in Ruhe nach Blankeneſe fahren können, ſoll ich Deiner Mutter einen Livree-Bedienten halten, fuhr es ihm ziemlich heftig heraus; das iſt Unvernunft, liebes Malchen, und deshalb wird nichts daraus.

Das junge Weibchen machte ein Geſichtchen, als wenn es weinen wollte und kaum hatte die Schwiegermutter das bemerkt, als ſie ihr Kind mit einem Ruck an ſich zog, wie um es zu ſchützen vor ſeinem unnatürlichen Gatten.

Er verſagt Dir bereits die Nahrung! rief ſie mit tragiſcher Tonfärbung; es wird Dir nichts anderes übrig bleiben, als Dich von dem Unmenſchen ſcheiden zu laſſen.

Und dann zog ſie ihre Tochter an den mütterlichen Buſen, und Beide weinten, daß es einen Stein hätte erbarmen können.

Herr Bellmann aber war noch härter als ein Stein und erbarmte ſich nicht, ſondern ſchwieg auf das Allerhartnäckigſte.

Treiben Sie mich nicht zum Aeußerſten, Herr Schwiegerſohn! begann die Mutter von neuem, weil ihr die Pauſe zu lang wurde; ich empfinde die unſerm Geſchlecht angethane Schmach doppelt, weil ich auch einen Gatten beſaß, der mir ſelbſt das Nothwendigſte verſagte; aber das Schickſal hatte Erbarmen mit mir, Herr Schwiegerſohn; es befreite mich von dem Entſetzlichen, indem es ihn durch den Tod von hinnen rief. — Nehmen Sie ſich ein lehrreiches Beiſpiel daran, damit Sie nicht einmal auf ähnliche Weiſe für Ihre Sünden beſtraft werden!

Das ſchien aber Herrn Bellmann zu viel zu ſein; denn er wurde plötzlich ſehr roth im Geſicht, ballte die Fäuſte zuſammen und begann mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder zu laufen.

Was Ihr verſtorbener Gatte Ihnen gewährt oder verſagt hat, geht mich gar nichts an, rief er mit ausbrechender Heftigkeit; ich habe ihn nicht gekannt und kann daher kein Richteramt in dieſer Angelegenheit übernehmen. Ueberhaupt habe ich mich, wie Sie wiſſen, um Ihre Familien- und ſonſtigen Verhältniſſe wenig gekümmert. Ich lernte Ihr Fräulein Tochter auf meiner Durchreiſe in Schwerin kennen und lieben, fragte nicht lange nach ihrem Vermögen, bat um ihre Hand und heirathete ſie. Seit den ſechs Monaten, daß ich Amalie nun bereits mein eigen nenne, würde ich der glücklichſte Menſch auf Erden ſein, wenn Sie, hochverehrte Frau Schwiegermutter, mir

mein Paradies nicht zur Hölle machten. — So! — Nun haben Sie mein Glaubensbekenntniß!

Und damit puſtete er die ihm noch übrig gebliebene Luft aus der Bruſt und machte Miene, das Zimmer zu verlaſſen.

Die Schlußworte ſeiner Rede hatten aber direct das Herz der jungen Frau getroffen, und ſie ging ihm mit ſchnellen Schritten nach und ergriff leiſe ſeine Hand.

Theodor! bat ſie, indem ſie ihm mit ſanftem Blick in's Auge ſchaute. Bei dem Ton dieſer Stimme wich ſofort die zornige Aufregung aus Bellmanns Zügen, und die gewohnte freundliche Gutmüthigkeit leuchtete wieder aus denſelben hervor.

Ich will nicht nach Blankeneſe fahren, ſchmeichelte die kleine Frau weiter; wir wollen hier zu Hauſe eſſen.

Der glückliche Gatte drückte einen herzlichen Kuß auf ihre weiße Stirn.

Aber allein, fügte er, mit einem lächelnden Blick auf ſeine Schwiegermutter hinzu; Mama würde das Eſſen nicht gut bekommen, nach der eben gehabten Gemüths-bewegung.

Während Amalie ſich in die Küche begab, um nach dem Diner zu ſehen, und ihr Gemahl ſein Zimmer auf-ſuchte, um durch eine Cigarre ſeine aufgeregten Nerven wieder zu beruhigen, blieb die Schwiegermutter in dem gemeinſchaftlichen Wohngemach allein.

Die Niederlage, die ſie erlitten, hatte ihre Seele mit Wuth und Rache erfüllt, und eine Menge düſterer Gedanken beſchäftigten ihre Phantaſie.

Sie bereute es, ihre Tochter dieſem abſcheulichen Menſchen gegeben zu haben; ſie ſann darüber nach, wie ſie den Schritt rückgängig machen könnte; ſie ſchwur allen Ehemännern Verderben, und als ſie endlich matt und müde war von der Aufregung des Körpers und der Seele, fiel ſie in einen Seſſel, ließ die Arme ſchlaff zu beiden Seiten hinabſinken und ſchloß die Augen, als wenn ſie gar nichts mehr ſehen wollte von den Erbärmlichkeiten der Welt.

In dieſem Zuſtande mochte ſie vielleicht fünf Minuten verharrt haben, als ſie die Thür leiſe knarren hörte.

Sie öffnete die Augen wieder und gewahrte zu ihrer nicht geringen Verwunderung einen jungen, ganz hübſchen Menſchen in Hemdärmeln, aber ſonſt ſehr fein gekleidet, welcher ſchnell und vorſichtig eintrat, die Thür leiſe und behutſam hinter ſich zuzog, dann auf den Zehen durch das Zimmer ſchlich und ſchließlich nach einigen vergeblichen Anſtrengungen, ſeinen Körper in den ſehr engen Raum zwängte, welcher ſich hinter dem Ofen befand.

Mein Herr, wer ſind Sie, und was wollen Sie hier? fragte endlich die Schwiegermutter, nachdem ſie ſich von der erſten Verwunderung erholt.

Der junge Mann in den Hemdärmeln bekam einen ſichtlichen Schreck, als er jedoch bemerkte, daß es eine alte

Dame war, von der er ſich entdeckt ſah, ſchien er ſich wieder ein wenig zu beruhigen und machte ein ſo freundliches Geſicht, wie es ihm unter den obwaltenden Umſtänden möglich war.

Was machen Sie denn da, mein Herr? wiederholte die Schwiegermutter mit etwas vermehrter Energie.

Ich verſtecke mich... ich habe die Ehre mich zu verſtecken, ſagte der junge Mann mit beſcheidener und wohllautender Stimme, indem er immer länger hinter dem Ofen zu werden ſchien; wenn Sie ein fühlend Herz im Buſen haben, dann retten Sie mich, verehrte Dame.

Retten? wiederholte die Schwiegermutter, wer oder was bedroht Sie denn?

Der junge Mann in den Hemdärmeln antwortete nicht, ſondern ließ ſtatt deſſen ein klägliches Stöhnen vernehmen.

Mein Gott, was fehlt Ihnen? rief die Alte ganz beängſtigt.

Es iſt hier ſehr heiß, ächzte der junge Mann weiter, indem er immer länger wurde, um ſich dünner zu machen, um dadurch mit dem glühenden Ofen in geringerer Berührung zu kommen; weshalb heizen Sie aber auch ſoviel ein; es iſt ja draußen ganz mildes Wetter!

Dafür kann ich nicht, ich beſorge nicht den Ofen, entgegnete mit leichter Ungeduld die Schwiegermutter; antworten Sie mir lieber auf meine Frage, und ſagen Sie mir, von wem Sie verfolgt werden?

Von einem eiferſüchtigen Ehemann! ſagte der Jüngling mit einer kläglichen Stimme.

In den Augen der Schwiegermutter blitzte es ſeltſam auf.

Von einem Ehemann!? rief ſie, als wenn ſie einen Schlachtruf ausſtieße; dann ſind Sie mein natürlicher Bundesgenoſſe und mein Schützling. Erzählen Sie mir alſo, was ſich zugetragen hat, damit ich vollſtändig im Einverſtändniß bin.

Der junge Mann machte einen Verſuch, ſich umzudrehen, um der Erleichterung wegen, einmal ſeine Kehrſeite an den Ofen zu bringen und die andere unterdeß abkühlen zu laſſen; als er jedoch bemerkte, daß der Raum für beſagte Umdrehung zu eng ſei, ergab er ſich mit ſtiller Reſignation in ſein Schickſal, und erzählte der Schwiegermutter ſein Abenteuer.

Er war nämlich Portraitmaler und hieß Semmelheim. Heute Vormittag nun, als er in lächelnder Sorgloſigkeit am Alſter-Baſſin promenirte, begegnete er einer Dame, mit einem ſo wunderſchönen und ausdrucksvollen Charakterkopf, daß er, obgleich eigentlich blöder und ſchüchterner Natur, der Verſuchung nicht widerſtehen konnte, die Dame anzureden, indem er eine geiſtreiche Bemerkung über das Wetter machte. Anfangs zurückgewieſen, wußte er ſich doch durch eine nicht übel angebrachte Entſchuldigung und durch die Mittheilung, daß er Portraitmaler

und nur von Bewunderung für ihre Schönheit zu der Anſprache ermuthigt worden ſei, allmählich bei ihr einzuſchmeicheln. Die Frauen hören ja nichts lieber, als daß man ſie ſchön findet. Ein Wort gab nun das andere; die Unterhaltung kam unwillkürlich in Fluß und ſchließlich wurde die junge Dame ſo umgarnt von der ihre Eitelkeit berauſchenden Lobrede auf ihre Schönheit, daß ſie leichtſinniger Weiſe dem Maler die Erlaubniß ertheilte, ſie portraitiren zu dürfen. — Aber wo? — Die ſchwierige Beantwortung dieſer Frage hätte beinahe das ganze Project wieder vereitelt. — Zu ihm, zu einem einzelnen Herrn, konnte ſie doch unmöglich gehen, das hätte zu ſehr gegen die Regeln des Anſtandes verſtoßen. — Es blieb alſo nichts anderes übrig, als daß er zu ihr käme. — Das war zwar auch ſchlimm und gefährlich, aber doch in geringerem Maße. — Die Sache bekam dadurch einen officiellen Charakter, und da ihr Gatte den ganzen Tag abweſend war, und der Maler ſich mit einer einzigen Sitzung begnügen wollte, ſo war jedenfalls weniger dabei zu riskiren. Sie zauderte und überlegte zwar noch hin und her; ſchließlich gelang es aber dennoch dem Maler, ſie zu überreden, daß ſie ihm noch am heutigen Vormittag erlaubte, ſie zu beſuchen, um ihr Portrait anzufertigen. — Aber er ſolle ſich um Gotteswillen recht in Acht nehmen und alle möglichen Vorſichtsmaßregeln gebrauchen, denn ihr Gemahl ſei fürchterlich eiferſüchtig und würde ganz

raſend werden, wenn er erführe, was geſchehen. Eine halbe Stunde, nachdem man ſich getrennt, war nun der junge Maler bereits bei der Dame eingetroffen und ſofort an's Werk gegangen. Um ſich den feinen Oberrock nicht zu beſchmutzen, hatte er nach Malerart dies Kleidungsſtück abgelegt und befand ſich gerade in der beſten Arbeit, als ſich im Nebenzimmer eine laute Stimme vernehmen ließ. Um Gotteswillen, das iſt mein Mann! hatte in demſelben Moment die Dame geſagt. Wenn er Sie hier findet, ſind Sie verloren; retten Sie ſich und mich zu gleicher Zeit! — Dieſe Worte hatten den Maler mit einem ſo paniſchen Schrecken erfüllt, daß er, ſeinen Rock vergeſſend, Hals über Kopf die Treppe hinabſtürzte, indem er die ſchreckliche Fauſt des erzürnten Gatten bereits im Genick zu fühlen glaubte. Im Begriff, die zweite Treppe hinabzueilen, hatte er von unten Jemand heraufkommen hören, und da ſei ihm denn in ſeiner Seelenangſt nichts anderes übrig geblieben, als in die erſte offene Thür zu ſchlüpfen, und das ſei die nämliche geweſen, durch welche ſeine verehrte Zuhörerin ihn ſoeben habe eintreten ſehen. So endete der junge Mann ſeine, häufig durch Stöhnen und Puſten unterbrochene Geſchichte und legte ſchließlich der Schwiegermutter noch einmal die dringende Bitte an's Herz, ihn unter ihre rettenden Fittige zu nehmen. Dieſe hatte eben den Mund geöffnet, um ihrem Schützling eine beruhigende Verſicherung angedeihen zu laſſen, als draußen

auf eine ſo ſchreckliche Weiſe an der Klingel geriſſen wurde, daß die Schwiegermutter von ihrem Stuhl empor=fuhr und der junge Semmelheim ſich die Naſe am Ofen verbrannte.

Das iſt er... das iſt der eiferſüchtige Gatte, flüſterte der Mann hinter dem feurigen Ofen; ich bitte Sie um Gotteswillen, verehrte Frau, laſſen Sie ihn nicht eintreten!

Die Schwiegermutter ſtand wie feſtgebannt und rathlos und verſäumte dadurch vielleicht einen koſtbaren Augenblick.

Es iſt zu ſpät, hauchte ſie; das Mädchen wird ſchon geöffnet haben.

Da wurde noch einmal an der Klingel geriſſen, aber noch lauter, noch markerſchütternder.

Nein! — Das Mädchen hat noch nicht geöffnet! rief der Maler; retten Sie mich, Madame!

Aber hat er Sie denn oben bei ſich geſehen? fragte die Dame zurück.

Nein das nicht, ſtieß Semmelheim convulſiviſch her=aus; aber meinen Rock wird er gefunden haben, und das iſt dieſelbe Geſchichte!

Verſtecken Sie ſich! ſagte die Dame.

Ja! rief der Maler, eilig ſeinen Schlupfwinkel ver=laſſend: mit dem größten Vergnügen... aber nicht wieder hinter dem Ofen!

Die Schwiegermutter deutete mit der Hand nach einer Thür.

Semmelheim näherte ſich derſelben mit einigen kühnen Sätzen.

Aber das Zimmer iſt nicht geheizt, erinnerte die Dame.

Der Maler ſtutzte und warf einen beſorgten Blick auf ſeine Hemdärmel.

Natürlich, ſagte die Schwiegermutter ihn verſtehend; der plötzliche Unterſchied der Temperatur würde Ihnen unfehlbar eine Erkältung zuziehen. — Nehmen Sie vorläufig dieſen Livreerock!

Da klingelte es zum drittenmal als gelte es, Todte aus dem Schlaf zu wecken.

Der junge Semmelheim fuhr zuſammen, als wenn ihn ein electriſcher Strom berührt hätte, ergriff dann das ihm dargereichte Kleidungsſtück, warf einen flüchtigen Blick innigſter Dankbarkeit auf ſeine Wohlthäterin und befand ſich im nächſten Moment in dem ungeheizten Zimmer.

Kaum hatte ſich die Thür hinter ihm geſchloſſen, als die gegenüberliegende haſtig aufgeriſſen wurde und Herr Bellmann, der Schwiegerſohn, eintrat.

Aber das iſt ja ſchrecklich, ſagte er, das klingelt ja, um Einem das Trommelfell zu zerplatzen: weshalb öffnen die Mädchen denn wieder nicht?

Und damit ſchritt er durch das Zimmer der Flurthür zu, um zu ſehen, wer denn eigentlich dort ſei, als dieſelbe bereits aufging und unſern alten Bekannten, den geheimen Polizei-Agenten Greiffenberger in ihrem Rahmen zeigte.

Der lange Schnurrbart und der forſchende Criminalblick deſſelben ließen die Schwiegermutter ängſtlich den Kopf verlieren.

Geben Sie ſich keine Mühe, mein Herr! platzte ſie unbedachter Weiſe heraus; hier in dieſer Wohnung iſt Niemand verborgen!

Greiffenberger machte ein erſtauntes Geſicht, und auch Herr Bellmann blickte ſeine Schwiegermutter verwundert an.

Sie wiſſen alſo, daß ich Jemand ſuche, verehrte Frau, ſagte Erſterer mit einer unheimlich wirkenden Höflichkeit.

Die alte Dame bekam das Zittern in den Knieen, und mußte ſich ſetzen, um nicht zu fallen. Das war ohne Zweifel der Gatte der ſchönen Frau und nun hatte ſie den unglücklichen Maler durch ihre Unvorſichtigkeit vielleicht verrathen, oder wenigſtens doch den Verdacht des leidenſchaftlichen Mannes rege gemacht.

Der Letztere wandte ſich jetzt mit derſelben unheimlichen Höflichkeit an Herrn Bellmann.

Entſchuldigen Sie, daß ich hier unangemeldet bei Ihnen eindringe, ſagte er; mein Name iſt Greiffenberger, ich bin mecklenburgiſcher Polizei-Beamter und muß Sie bitten, mir, behufs Feſtnehmung eines gefährlichen Verbrechers, die Durchſuchung Ihrer Wohnung zu geſtatten.

Bellmann machte eine zuſtimmende Bewegung, fügte jedoch die Verſicherung hinzu, daß der Herr Agent ſich

vergebens bemühen werde, wozu die Schwiegermitter unaufgefordert lebhaft mit dem Kopfe nickte.

In dieſem Augenblick ließen ſich aus dem Nebenzimmer Tritte vernehmen, als wenn Jemand ſchnell auf- und niedergeht, um ſich zu erwärmen.

Greiffenberger ſpitzte die Ohren, der Schwiegermutter begannen wieder die Knie zu zittern, und Bellmann wollte ſich eben mit einer Frage an die Letztere wenden, als dieſe ihm durch heftiges Winken Schweigen gebot.

Weshalb machen Sie Ihrem Herrn Schwiegerſohn Zeichen? fragte der Criminalbeamte.

Darf ich um Angabe der Perſonen bitten, die ſich in Ihrer Wohnung aufhalten, fuhr Greiffenberger nach einer Pauſe fort.

Die Schwiegermutter ſchnellte wie ein Blitz in ihrem Stuhl empor.

Meine Wenigkeit, meine Tochter, mein Schwiegerſohn und zwei Mädchen, ſagte ſie, ſonſt befindet ſich kein Menſch weiter in dieſer Etage, und alle Ihre Nachſuchungen werden Zeitverſchwendung ſein!

Der Polizei-Agent ließ eben ein ironiſches Lächeln über ſeine unbedeutenden Züge gleiten; als aus dem Nebenzimmer das Geräuſch eines krampfhaften Nieſens drang.

Die beiden Männer wandten erſtaunt die Köpfe nach der betreffenden Thür.

Das iſt verdächtig! murmelte der Criminalbeamte vor ſich hin. Wie ſo? fuhr die immer nervöſer werdende Schwiegermutter auf.

Weil das ein männliches Nieſen war, erklärte Greiffenberger, und weil weder ich noch Ihr Schwiegerſohn in jenem Cabinet genieſt haben können, aus dem einfachen Grunde weil wir uns hier in dieſem Salon befinden.

Herr Bellmann nickte dieſer ſcharfſinnigen Logik ſeinen Beifall zu.

Die Schwiegermutter lehnte ſich wieder in ihrem Stuhl hintenüber, ſtieß einen leiſen Schrei aus und ſchloß die Augen.

Der Polizei-Agent trat beſorgt näher, um der Leidenden ſeinen Beiſtand angedeihen zu laſſen; aber Bellmann winkte ihn mit beruhigendem Lächeln zurück.

Laſſen Sie nur, flüſterte er dem Fremden zu; das hat nichts zu bedeuten... ich nenne das immer ihre mecklenburgiſchen Nebel... die verziehen ſich bald wieder.

Bei dem Worte „mecklenburgiſch“ hatte Greiffenberger abermals die Ohren geſpitzt und ſich dann nach der Motivirung dieſes Ausdrucks erkundigt; als er aber darauf in Erfahrung gebracht, daß die Schwiegermutter früher in Mecklenburg gewohnt, ſchob er ſeinen ſchwarzen Schnurrbart bedeutungsvoll bis dicht unter die Naſe und heftete ſeine criminaliſtiſchen Blicke wie ein paar Dolche auf die alte Dame.

Obgleich dieſe noch immer die Augen geſchloſſen hatte, fühlte ſie dennoch die Wirkung jener beiden brennenden Fragezeichen, die ſich immer tiefer und tiefer in ihre Seele bohrten, bis ſie zuletzt die Marter nicht länger zu ertragen vermochte, ſondern mit einem plötzlichen Ruck emporſprang und ohne Abſchied, als wenn ihr der Kopf brennte, aus dem Zimmer raſ'te.

Bellmann blickte mit einem pfiffigen Geſicht den Polizei-Agenten an, als wenn er ihn darauf aufmerkſam machen wollte, wie ſchnell die mecklenburgiſchen Nebel ſich wieder verzogen hätten, aber Greiffenberger achtete nicht darauf, ſondern ſtudirte mit der größten Aufmerkſamkeit und fortwährend begleitendem Kopfnicken ein unterſiegeltes Papier, das er aus der Bruſttaſche ſeines Rockes gezogen.

Der Schwiegerſohn ſah ihn eine Weile verwundert an, bis jener, nachdem er lange ſtudirt und zuſtimmend mit dem Kopfe genickt, das unterſiegelte Papier wieder einſteckte und dann ſeine criminaliſtiſchen Augen ebenſo forſchend auf Herrn Bellmann richtete, wie er ſie vorhin auf die Mama geheftet.

Der junge Gatte, dem ſchon ganz unheimlich dabei zu werden begann, wollte eben das lange Stillſchweigen brechen, als Greiffenberger ihm zuvorkam.

Sie haben ohne Zweifel von dem Knoblauch'ſchen Giftmorde gehört? fragte er mit tiefem Ernſt.

Natürlich, entgegnete Bellmann; die Geſchichte lief ja zu ihrer Zeit durch alle Blätter, ich entſinne mich ihrer ſehr wohl.

Wiſſen Sie aber auch, fuhr Greiffenberger nach einer abermaligen Pauſe fort, daß der des Mordes dringend verdächtige Diener vor dem Verhör entſprang, ſo daß die Wittwe wegen mangelnder Beweiſe in Freiheit geſetzt werden mußte?

Nein... das wußte ich allerdings noch nicht, antwortete der Schwiegerſohn, der bereits ungeduldig wurde, es iſt mir aber auch vollſtändig gleichgültig!

So! machte Greiffenberger, mit einem eigenthümlichen Geſichtsausdruck, ſeit wann ſind Sie verheirathet, wenn ich mir die Frage erlauben darf?

Seit einem halben Jahr, entgegnete Bellmann immer mißvergnügter.

Und Ihre Frau Schwiegermutter hat früher in Mecklenburg gewohnt?

Wie ich bereits die Ehre hatte Ihnen zu ſagen.

Und Ihre Frau Schwiegermutter iſt Wittwe?

Allerdings... und leider.

Hm! machte der Criminalbeamte, indem er ſeine Blicke immer tiefer in die Seele bohrte.

Spricht ſie manchmal von dem Verſtorbenen? ſetzte Greiffenberger dann ſein Examen fort.

Gutes ſelten, antwortete der Schwiegerſohn. Schlechtes etwas öfter.

Hm! machte der Poliziſt, den Schnurrbart emporſchiebend, daß ihm die Spitzen bis in die Augen reichten.

Und.. der Character.. Ihrer Frau Schwiegermutter? begann er dann abermals.

Unerträglich... unausſtehlich! rapportirte Bellmann ſchnell und mit dem Ausdruck der innigſten Ueberzeugung. Doch was hat das Alles mit dem Knoblauch'ſchen Giftmorde zu thun? ſetzte er dann mit einem gewiſſen Unwillen hinzu.

Das werden Sie ſchon zu ſeiner Zeit erfahren, ſagte der Agent. Beantworten Sie mir jetzt mit der Offenheit und Wahrhaftigkeit, die Sie dem Geſetze ſchuldig ſind, die Frage: Haben Sie einen Diener in Ihrem Hauſe?

Nein, erwiderte Bellmann ſehr unbefangen. Meine Schwiegermutter will zwar durchaus einen haben; aber es wird nichts daraus, weil es ein unvernünftiges Verlangen iſt.

Greiffenberger blickte den Hausherrn wieder an, als wenn er ſeine innerſten Gedanken ſtudiren wollte.

Beſinnen Sie ſich, ſagte er dann mit langſamer Betonung eines jeden Wortes. Denken Sie recht genau nach. Haben Sie gewiß und wahrhaftig keinen Diener in Ihrer Wohnung?

Bellmann zuckte ungeduldig und gelangweilt die Achſeln.

Was ſoll ich denn darüber nachdenken? fuhr er auf. Außer meiner Wenigkeit befindet ſich kein männliches Weſen

in der ganzen Etage. Sie werden mir doch hoffentlich ſoviel Verſtand zutrauen, daß ich weiß, ob ich einen Bedienten habe oder ob ich keinen Bedienten habe.

Der Polizeiagent ſtreckte ihm ſeinen gefürchteten Arm entgegen.

Geben Sie mir die Hand darauf, ſagte er.

Bellmann ſchlug unwillig ein.

Ich will Ihnen glauben, ſagte Greiffenberger; denn ich halte Sie für einen Ehrenmann. Ich nehme alſo an, daß ich mich getäuſcht habe, was übrigens den klügſten Menſchen paſſiren kann, und empfehle mich Ihnen zu geneigtem, freundlichen Andenken. Ich werde mich jetzt damit beſchäftigen, die weitläuftigen Parterre-Localitäten zu durchſuchen; vielleicht drang jenes verdächtige Nieſen von unten herauf; die Schallleitungen ſind oft ſehr merkwürdiger Natur. Indem ich mich aufrichtig freue, Ihre werthe Bekanntſchaft gemacht zu haben, empfehle ich mich Ihnen alſo hiermit nochmals ebenſo hochachtungsvoll als ergebenſt und bitte Sie, die Ihnen gewordene Beläſtigung zu entſchuldigen.

Und damit wollte er unter nochmaligem Händedruck das Zimmer verlaſſen, als in demſelben Moment die verdächtige Thür von innen geöffnet und die Geſtalt eines Livree-Bedienten in deren Rahmen ſichtbar wurde.

Die drei Männer durchzuckte es, als wenn ſie gleichzeitig vom Blitz getroffen wären.

Der arme Semmelheim, der die Unterhaltung im Nebenzimmer nicht gehört und aus ſeinem fatalen Verſteck hatte entwiſchen wollen, ſtand mit blaugefrornen Backen wie eine Statue des Jammers; Herr Bellmann der Schwiegerſohn, machte ein Geſicht, als wenn er eines der ſieben Weltwunder geſchaut, und Greiffenberger, der Polizeiagent, ſchwoll förmlich an vor Freude und Erſtaunen.

Sie haben alſo doch einen Livree-Bedienten, wandte er ſich dann mit blitzenden Augen an Bellmann.

Aber ich verſichere Sie, Herr Greiffenberger, entgegnete dieſer, ohne Urſache in einige Verlegenheit gerathend; der Menſch iſt mir gänzlich unbekannt und ich begreife nicht, wie er in meine Wohnung gekommen.

Treten Sie näher! herrſchte der Criminalbeamte dem Maler zu, der bei Nennung des Namens Greiffenberger ängſtlich blaß geworden war und nur mit ſchlotternden Beinen dem Befehl Folge leiſtete.

Wer ſind Sie, und was haben Sie hier zu ſchaffen? examinirte der Poliziſt weiter.

Ich bin... der Diener... von der Frau... ſtammelte Semmelheim, dem es ſchwarz vor den Augen wurde. Greiffenberger warf Bellmann einen Blick zu, in welchem eine Welt voll Vorwurf lag.

Von welcher Frau? fuhr dieſer den unglücklichen Portraitmaler an; von meiner Schwiegermutter... von Frau Teckel?

Jawohl... zu Befehl... von Frau Teckel! beſtätigte Semmelheim.

Oho! — Sie hat einen anderen Namen angenommen, ſagte der Criminalbeamte, ſtutzig werdend; das iſt einer der intereſſanteſten Fälle, die mir jemals vorgekommen ſind.

Herrn Bellmann aber begann die Geſchichte doch jetzt ein wenig zu bunt zu werden.

Was iſt das für ein Unſinn!? rief er; wer hat einen anderen Namen angenommen? — Wie kommt dieſer blaugefrorne Menſch hierher, den ich in meinem ganzen Leben noch nicht geſehen habe? — Wer ſind Sie? — Was wollen Sie? — Machen Sie jetzt, daß Sie fortkommen, oder ich vergreife mich an Ihnen!

Da dem jungen Maler in dieſem Augenblicke nichts erwünſchter kommen konnte, als der Befehl, das Haus zu verlaſſen, ſo machte er auch ſogleich eine blitzſchnelle Kehrtbewegung und war eben im Begriff, aus der Thür zu ſchlüpfen, als Greiffenberger ihn mit zwei langen Schritten einholte und den Bedauernswerthen an einem ſeiner betreßten Rockſchöße in das Zimmer zurückzog.

Hiergeblieben und Rede geſtanden! herrſchte er dann den am ganzen Leibe zitternden Maler an, während Bellmann ſich vor Ungeduld mit beiden Händen durch die Haare fuhr; in welchem Hauſe waren Sie, ehe Sie hier in Dienſt traten?

Semmelheim gerieth in die tödtlichſte Verlegenheit; denn er konnte ihm doch ebenſowenig ſeine eigene Wohnung angeben, wie dem Herrn Polizei-Agenten die Mittheilung machen, daß er eine Treppe höher bei ſeiner Frau geweſen.

Er zittert... er ſtutzt! ſagte Greiffenberger, einen triumphirenden Blick auf Bellmann werfend; mein Verdacht ſteigert ſich zur unumſtößlichen Gewißheit!

Zu was für einer Gewißheit? ſchrie der Schwiegerſohn; ich verſtehe von der ganzen Geſchichte nicht ein Wort!

Der Sicherheitsbeamte winkte ihm mit der Hand Schweigen zu.

Wo haben Sie Ihre Papiere? wandte er ſich dann wieder an den verkleideten Diener.

Dieſer ſtand jetzt wie vom Donner gerührt und ſchien kaum mehr ſeiner Sinne mächtig.

Wo Sie Ihre Papiere haben? — Können Sie denn nicht hören? — Holen Sie Ihre Papiere! ſchrie Bellmann, der ſchon völlig nervös war.

Die letzten Worte ſchienen den in dumpfer Reſignation verſunkenen Semmelheim wieder von Neuem zu beleben; denn er ſprang, ohne daß ihn diesmal Greiffenberger daran verhindern konnte, mit einem bewundernswürdigen Satz bis zur Thür und war im nächſten Moment durch dieſelbe verſchwunden, allerdings nicht in der Abſicht ſeine Papiere zu holen, ſondern ſeinen Rettungsengel, die alte

Madame Teckel, aufzusuchen und auf's Neue ihren Schutz anzuflehen.

Als der Diener fort war, sah Bellmann den Polizei-Beamten mit einem schadenfrohen Blick an, den dieser jedoch auf eine förmlich eisige Art erwiderte.

An ein Entkommen ist nicht zu denken, sagte er; das Haus ist von meinen Leuten umstellt, und alle Ausgänge werden bewacht.

Der Schwiegersohn machte ein verwundertes Gesicht.

Alle Ausgänge werden bewacht! wiederholte er, mit großen Augen; weßhalb werden denn aber alle Ausgänge bewacht?

Greiffenberger sah ihn mit einem eigenthümlich bedauernden Lächeln an.

Sie haben also wirklich die Situation noch nicht aufgefaßt? fragte er dann, leise den Kopf schüttelnd.

Bellmann schien ein Weilchen nachzudenken, und dann schüttelte er ebenfalls mit dem Kopf.

Aber, wie ist denn das menschenmöglich! fuhr der Criminalbeamte fort; jener Livree-Bediente ist es ja...

Der Schwiegersohn machte ein sehr dummes Gesicht.

Wer ist es ja? fragte Bellmann, der den Mund vor Erstaunen gar nicht mehr zumachte.

Der Polizist schlug ungeduldig die Hände zusammen.

Mein Gott, sind Sie aber schwer von Begriffen! rief er aus; der Mann mit der Pilzsauce... der ent-

ſprungene Flüchtling... der Diener von dem ſeligen Knoblauch!

Bellmann ſah aus, als wenn er etwas Unglaubliches vernommen hätte. Das wäre der Teufel! ſagte er endlich, indem er mit dieſen Worten einen erleichternden Luftſtrom von ſich blies.

Wie ich vorhin bereits die Ehre hatte, Ihnen mitzutheilen, ſetzte Greiffenberger hinzu; mein Verdacht hat ſich zur unumſtößlichen Gewißheit geſteigert.

Der Schwiegerſohn ließ noch einen erleichternden Athemüberfluß ausſtrömen.

Aber ich bitte Sie, um Gottes Willen, ſagte er dann; wie kommt denn dieſer gefährliche Menſch zu meiner Schwiegermutter?

Greiffenberger klopfte dem Hausherrn mit dem gekrümmten Zeigefinger vor die Stirn, was einen ziemlich hohlen Klang erzeugte.

Haben Sie denn nicht bemerkt, wie Ihre Schwiegermutter bei meinem Eintritt erſchrak? fragte er dann.

Ja, das habe ich allerdings bemerkt, antwortete Bellmann, einen Schritt zurückweichend und ſich die geklopfte Stirn reibend, aber ich begreife noch immer nicht...

Der Poliziſt machte eine Bewegung, als wenn er aus der Haut fahren wollte.

Haben Sie ihre Ueberraſchung nicht geſehen, als ich ſie von dem Zweck meines Beſuches in Kenntniß ſetzte? fuhr er dann mit erhobener Stimme fort.

Dem armen Bellmann begann der Angſtſchweiß in großen Tropfen vor die Stirn zu treten, und er faltete unwillkürlich die Hände zuſammen.

Und ſollte Ihnen die ängſtliche Haſt entgangen ſein, ſprach Greiffenberger weiter, mit der ſie ſich beeilte, ihren Mitſchuldigen zu benachrichtigen, daß Alles entdeckt ſei?

Bei den letzten Worten war der Schwiegerſohn leichenblaß geworden; die Knie wankten ihm unter dem Leibe und er bog dieſelben, um ſich in einen Seſſel ſinken zu laſſen; da jedoch keiner hinter ihm ſtand, ſo ſetzte er ſich, mit einem ziemlich heftigen Knall auf die Erde.

Oh! machte der Criminalbeamte bedauernd.

Das iſt ja aber eine ganz entſetzliche Geſchichte, ſtöhnte Bellmann, mit kläglichem Geſicht, indem er ſich vergebens bemühte, eine ſchmerzende Stelle zu reiben, zu der er nicht gelangen konnte; Sie glauben alſo wirklich, daß meine Schwiegermutter?...

Greiffenberger nickte.

Um die Blicke der Welt von ſich abzuwenden, hat ſie zu dem durchaus nicht ungewöhnlichen Mittel gegriffen, einen falſchen Namen anzunehmen, erklärte er, und ſie wäre auch wahrſcheinlich unentdeckt geblieben, wenn die

rächende Vorsehung sie nicht auf wunderbare Weise mit ihrem Helfershelfer wieder in Verbindung gebracht hätte.

Bellmann stieß einen Seufzer aus, daß es einen Stein hätte erbarmen können.

Ich will jetzt einmal zu meinen Leuten heruntergehen, sagte Greiffenberger, vielleicht haben sie ihn schon beim Wickel, sollte er jedoch zurückgewichen sein und sich hier noch einmal blicken lassen, so fordere ich Sie im Namen des Gesetzes hiermit auf, den Delinquenten sofort zu verhaften. Ich mache Sie unter diesen Umständen mit Ihrem Kopf für ihn verantwortlich!

Mit diesen fast drohend ausgesprochenen Worten verließ der geheime Polizei-Agent Greiffenberger das Zimmer, und Herr Bellmann, der unglücklichste aller Schwiegersöhne, blieb in demselben noch immer auf dem Fußboden sitzend, allein.

Das wird ja mit jedem Augenblick schöner, klagte er leise vor sich hin; erst meine Schwiegermutter eine Giftmischerin... was ich ihr doch eigentlich nicht zugetraut hätte, so schreckliche Characterfehler sie auch sonst besitzt... und nun soll ich auch noch für ihren Helfershelfer mit meinem kaum mehr zurechnungsfähigen Kopfe verantwortlich gemacht werden... das ist jedenfalls mehr, als ein Mensch von meiner nicht allzustarken Constitution vertragen kann... es ist ja überhaupt schon sehr ängstlich und beunruhigend, sich mit einem so gefährlichen Verbrecher

in einem und demſelben Raum zu befinden... aber ihn noch obendrein verhaften... ihn anfaſſen... vielleicht mit ihm in's Handgemenge gerathen; das iſt eine Aufgabe, der ich mich ſelbſt in meinem kräftigſten Jünglingsalter nicht gewachſen gefühlt hätte, geſchweige denn jetzt, wo ich bereits... —

Hier wurde er in ſeiner Selbſtbetrachtung durch ein leiſes Knarren der Flurthür unterbrochen, und als er dort hinblickte, gerann ihm das Blut in den Adern zu Eis; denn er ſah den ſchrecklichen Giftmörder vorſichtig und auf den Zehen hereinſchleichen.

Gott ſei meiner armen Seele gnädig! betete der Schwiegerſohn in ſeinem Innern; nun bin ich richtig mit dem verdammten Kerl allein... ich will wenigſtens verſuchen, ihn etwas weich zu ſtimmen; denn vorhin glaube ich leider nicht den angenehmſten Eindruck auf ihn gemacht zu haben.

Und damit nickte er dem Maler ſo freundlich zu, wie es ihm irgend möglich war, und der Maler, der ſeinen Rettungsengel vergebens geſucht, und ſich in den Zimmern verirrt hatte, erwiderte den Gruß auf dieſelbe Art.

Darf ich mir die Frage erlauben, ob Sie Ihre Papiere gefälligſt gefunden haben? begann Bellmann mit einer ſanften wohlthuenden Stimme die Unterhaltung.

Nein, entgegnete der Maler, eben ſo freundlich und zuvorkommend; ich begreife gar nicht, wo ſie ſein können..

und es thut mir daher recht leid, nicht in Ihrem Dienſt bleiben zu können; denn ohne Führungsatteſte nimmt man doch nicht gerne einen Diener.

Aha! dachte Bellmann; er will weg... was ich ihm auch eigentlich nicht verdenke... mir kann man es aber ebenſowenig verdenken, wenn ich ihn am Weggehen verhindere, weil der infernaliſche Polizeiſpion mich mit meinem Kopf für ihn verantwortlich gemacht hat. — Ich darf nur vor allen Dingen nicht merken laſſen, daß ich weiß, wer er iſt, ſonſt ſind wir vielleicht Beide verlorene Menſchen!

Und dann nickte er dem Maler noch einmal auf eine wahrhaft herzgewinnende Art zu.

Schadet nichts... ſagte er mit einer ſanften, einſchmeichelnden Stimme; ich hege die feſte Ueberzeugung, daß Sie ganz brillante Atteſte haben und zögere keinen Augenblick, Sie auf Ihr bloßes, überaus ehrliches und zutrauenerweckendes Antlitz, in meinem Dienſt zu behalten.

Der arme Semmelheim ſtand wie auf Kohlen; denn nach der Art und Weiſe zu ſchließen, wie Bellmann ihm vorhin begegnet, hielt er es durchaus nicht für unmöglich, daß er mit dem eiferſüchtigen Gatten im Einverſtändniß handeln könnte und hegte daher der lebhafteſten Wunſch, das Zimmer wieder zu verlaſſen und ſeinen ihm gänzlich abhanden gekommenen Rettungsengel aufzuſuchen, ohne deſſen Hülfe er ſich abſolut für verloren hielt.

Ich muß Ihnen zu meinem tiefen Bedauern und nicht ohne ein Gefühl innerer Scham mittheilen, wandte er ſich deshalb mit einem Armenſünder-Geſicht an den noch immer lieblich lächelnden Bellmann, daß meine Zeugniſſe durchaus nicht gut... ſondern... gerade herausgeſagt... unter aller Würde ſchlecht ſind.

Der Schwiegerſohn ſchien Anfangs nicht zu wiſſen, was er darauf erwidern ſollte.

Schad't auch nichts, begann er dann aber von Neuem mit himmliſcher Milde; Sie ſind aufrichtig, und ich liebe und ſchätze die Aufrichtigkeit über alle Maßen... ich behalte Sie dennoch in meinem Dienſte, junger Mann.

Dem armen Semmelheim wurde immer banger zu Muthe; denn der eiferſüchtige Greiffenberger konnte ja jeden Augenblick zurückkommen und dann war ein Duell und ſein Tod unvermeidlich.

Ich kann unmöglich Ihre Güte mißbrauchen, remonſtrirte er deshalb mit einem kläglichen Jammergeſicht; ich bin ſehr ſchwierig zu behandeln... ich bin ungehorſam... grob... unmanierlich.

Schad't nicht, ſchad't nicht, lächelte Bellmann, mit einem förmlich verklärten Antlitz; Sie gefallen mir nun einmal ſo ſehr, daß ich mich nicht wieder von Ihnen trennen kann.

Dem Maler begann der Angſtſchweiß auszubrechen.

Ich bin jähzornig... fuhr er immer kläglicher fort; ich ſchlage Alles entzwei, was mir unter die Finger kommt.. ich bin auch nicht einmal ehrlich...

Und damit wollte er ſich mit einer gekniffenen Verbeugung entfernen, als Bellmann, der für ſeinen Kopf beſorgt war, blitzſchnell vom Boden aufſprang und ihn zurückführte.

Schad't nichts... ſchad't Alles nichts, wiederholte er mit überſtrömender Milde: das iſt mir ſogar lieb... das zerſtreut mich ein wenig.

Semmelheim zitterte bereits am ganzen Leibe vor nervöſer Angſt und Ungeduld.

Ich will aber nicht bei Ihnen bleiben! rief er, mit der Energie beginnender Verzweiflung; ich bin ja eigentlich gar kein Diener... ich habe mich fälſchlich für einen ſolchen ausgegeben.. ich bin meines Gewerbes ein Koch.. und den brauchen Sie ja gar nicht.

Bei dem Worte „Koch" war es dem armen Bellmann wieder ſchwach in den Knieen geworden, jene entſetzliche Pilzſauce trat ihm vor das geiſtige Auge, er fühlte bereits die Symptome der Vergiftung ſeine Eingeweide durchwühlen, die Gefahr, in die er ſeinen Kopf ſetzte, trat mit dem Hinblick auf ein noch entſetzlicheres Ende in den Hintergrund, und ſeine beiden Arme ſtreckten ſich unwillkürlich abwehrend dem ſchrecklichen Menſchen entgegen, der ſich ſeinerſeits gar nicht erklären konnte, wo-

durch die plötzliche Veränderung mit Herrn Bellmann vorgegangen.

Ich bin aber auch noch obenein ein ſchlechter Koch, fuhr jener in dem bangen Vorgefühl fort, daß die überſchwengliche Zuneigung des Andern auch dieſes Hinderniß beſiegen werde; ich verbrenne die Braten, ich mache Saucen, daß Einem die Haut davor ſchaudert!

Das Wort „Saucen“ hatte jedoch die letzte Widerſtandsfähigkeit Bellmanns vollſtändig über den Haufen geworfen, er fühlte das Haar ſich auf ſeinem Haupt emporſträuben, feurige Kreiſe drehten ſich vor ſeinen Augen und er ſank noch einmal, diesmal jedoch der Länge lang, ſo heftig auf den Teppich des Fußbodens, daß eine leichte Staubwolke langſam emporſtieg wie ein durchſichtiger Nebelſchleier aus einer Wieſe.

Dieſen Moment benutzte der junge Maler Semmelheim, um noch einmal die Thür zu gewinnen und ſeinen Rettungsengel aufzuſuchen, als dieſer faſt in demſelben Augenblick in's Zimmer trat, in welchem er daſſelbe verlaſſen wollte.

Fliehen Sie, junger Mann! raunte ihm die Alte mit leiſer Stimme zu, ohne ihres Schwiegerſohnes anſichtig zu werden, fliehen Sie, ehe der eiferſüchtige Gatte zurückkehrt!

Mit dem größten Vergnügen, entgegnete der Maler, ebenſo leiſe; aber ich kann doch unmöglich in der Bedien-

ten-Livree über die Straße gehen, geſchweige denn in meine Wohnung zurückkehren; ich bin eine ſehr bekannte Perſönlichkeit.

Der am Boden liegende Bellmann hatte ſich, beim Eintritt ſeiner Schwiegermutter, auf einen Arm geſtützt und gab ſich die größte Mühe, etwas von dem Geflüſter zu erlauſchen; aber vergebens.

Die Alte ſchien nachzudenken.

Nebenan iſt eine Kleiderhandlung, raunte ſie dann ihrem Schützling zu; kaufen Sie ſich dort einen Rock; ich werde die Livree ſpäter abholen laſſen.

So vortrefflich dieſer Gedanke iſt, hochverehrte Frau, ſo iſt er doch leider unausführbar, gegenredete Semmelheim mit einem bedauernden Achſelzucken.

Und weshalb? fragte die Schwiegermutter.

Weil meine Brieftaſche in meinem Rocke ſteckt und weil mein Rock oben bei der Dame iſt, erklärte der Maler.

Frau Teckel griff ohne Zaudern in die rechte Taſche ihres Kleides, zog eine Börſe hervor und drückte ſie ihrem Schutzbefohlenen in die Hand.

Sie werden mir die Summe gelegentlich wiedergeben, ſagte ſie leiſe; und nun eilen Sie; die Zeit iſt koſtbar!

Der Maler ließ die Börſe in die Taſche ſeines Beinkleides gleiten, küßte ſeiner Wohlthäterin mit einem Blick überſtrömender Dankbarkeit die fleiſchige Hand und

entfernte ſich dann, um mit beflügelten Schritten den Schergen des Geſetzes in die liebreich geöffneten Arme zu laufen.

Bei dem Anblick der Börſe und des feurigen Handkuſſes war dem unglücklichen Bellmann zu Muthe geworden, als wenn ihm das Herz zuſammengepreßt würde, und er hatte einen Seufzer ausgeſtoßen, in dem der ganze Schmerz ſeiner verzweifelten Seele lag.

Frau Teckel, die ſich allein geglaubt, wandte ſich bei dem ſchaurigen Geräuſch erſchrocken um, und war nicht wenig erſtaunt, ihren Schwiegerſohn, mit leichenblaſſem Antlitz, in der Attitüde des ſterbenden Fechters auf der Erde zu erblicken.

Wie! ſagte ſie, nachdem ſie ſich von der erſten Verwunderung erholt: Sie ſind es Theodor?

Ja wohl... zu dienen, liebe Schwiegermutter... ich bin es, entgegnete Bellmann, indem er ein freundliches Geſicht zu machen verſuchte, was ihm aber gänzlich mißlang.

Frau Teckel ſchien in einiger Verlegenheit.

Sind Sie ſchon lange hier in dieſem Zimmer, fragte ſie dann, ihre innere Unruhe beherrſchend.

Nein... durchaus nicht, antwortete Bellmann mit außerordentlicher Milde; ich bin dieſen Moment erſt eingetreten und habe weder etwas geſehen noch gehört.

Die Schwiegermutter ſtutzte und blickte den Gatten ihrer Tochter forſchend an.

Ich habe vergeſſen, Ihnen zu ſagen, daß ich mir einen Diener gemiethet, begann ſie dann mit künſtlicher Unbefangenheit; ich gab ihm eben Geld, um einige Einkäufe beim Apotheker für mich zu machen.

Und dann warf ſie den Kopf trotzig in's Genick, wie um ſich zu der Scene zu kräftigen, die jetzt erfolgen würde.

Aber die Scene kam nicht; im Gegentheil, Bellmann ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken, wie eine welke Lilie und ſtieß noch einen herzzerreißenderen Seufzer aus.

Was iſt Ihnen denn? Fehlt Ihnen etwas? fragte die Schwiegermutter, ihn mit Befremdung anblickend.

Ja, ſtöhnte der arme Theodor kläglich... mir iſt allerdings nicht ganz wohl... als ich vorhin hier eintrat, bin ich, von einem plötzlichen Schwindel ergriffen, zu Boden geſunken... und deßhalb habe ich eben den Entſchluß gefaßt, noch mit Malchen ein Bischen in's Bad zu gehen.

Mit Malchen?! wiederholte die Schwiegermutter; Sie wollen mir meine Tochter entführen, Sie wollen mich hier allein laſſen? Nimmermehr! Das dulde ich auf keinen Fall!

Aber verehrte Frau Schwiegermutter... wagte Bellmann beſcheiden zu widerſprechen.

Das dulde ich auf keinen Fall! repetirte Frau Teckel, mit blitzenden Augen.

Theodor erbebte unter dem Einfluß dieſer Blicke; aber die Sehnſucht aus dieſem Hauſe fortzukommen, gab ihm die Kraft, noch einen leiſen Widerſpruch zu wagen.

Die Schwiegermutter wollte eben mit ihrer gewohnten, imperatoriſchen Heftigkeit antworten, als ſie ein Geräuſch auf der Treppe zu hören glaubte und horchte.

Da Sie alſo nichts dagegen haben, begann Theodor, durch das Schweigen ermuthigt, ſo werde ich heute mit dem Abendzuge...

Frau Teckel, welche ihren Schützling draußen in Gefahr glaubte und ſich deshalb augenblicklich in keinen Zank einlaſſen wollte, winkte ihm mit der Hand Schweigen zu und horchte weiter.

So werde ich heute mit dem Abendzuge abreiſen, wiederholte Bellmann, der gern mit ſeinem Geſchäft in's Reine komme wollte.

Warten Sie bis morgen! rief die Schwiegermutter barſch.

Weshalb denn bis morgen? fragte Theodor beſcheiden.

Solchen Entſchluß muß man ſich erſt beſchlafen, fuhr Frau Teckel, immer noch horchend, fort; wer weiß, ob nicht noch ein Umſtand eintritt, der Sie an der Reiſe verhindert...

Ein Umſtand, der mich an der Reiſe verhindert? wiederholte Bellmann mit einer gewiſſen, mißtrauiſchen Neugier.

Nun ja! ſagte die Schwiegermutter, mit anderen Gedanken beſchäftigt, Ihr Geſundheitszuſtand kann ſich doch bis morgen derartig ändern, daß Sie gar keine Badekur mehr brauchen...

Theodor machte ein ganz merkwürdiges Geſicht.

Nein, ſagte er dann nach einer längeren Pauſe; ich bin leider auf das Allerbeſtimmteſtte davon überzeugt, daß ſich mein Geſundheitszuſtand bis morgen nicht beſſern wird und deshalb werde ich jedenfalls heute mit dem Abendzuge...

Das werden Sie nicht, Sie abſcheulicher Menſch! fuhr da die Schwiegermutter plötzlich auf, als wenn das Maß ihrer Geduld nun voll wäre; ich verbiete Ihnen, heute zu reiſen, und werde Sie daran zu verhindern wiſſen; bei dieſer Verſicherung beruhigen Sie ſich vorläufig!

Und damit rauſchte ſie wie ein Sturmwind aus dem Zimmer, um zu ſehen, was es für eine Bewandtniß mit dem Geräuſch auf der Treppe gehabt habe.

Bellmann erhob ſich vom Boden, als wenn eine innere unbeſtimmte Angſt ihn emporzöge.

Was will ſie denn eigentlich mit ihren verblümten Drohungen ſagen? reflectirte er, im Zimmer auf und niedergehend; ich ſoll mir die Sache erſt beſchlafen? — Mein Geſundheitszuſtand kann ſich bis morgen derartig ändern, daß ich überhaupt keine Badekur mehr brauche? — Sie wird mich ſchon an der Reiſe zu verhindern

wiſſen; bei der Verſicherung ſoll ich mich vorläufig beruhigen? —

In dieſe und ähnliche Betrachtungen vertieft, ſchritt Bellmann, den Kopf geſenkt und die Hände hinter dem Rücken gefaltet, noch eine ganze Weile von einer Wand zur anderen, als er plötzlich wie von einem Blitzſchlag getroffen ſtehen blieb und entſetzt vor ſich hinſtarrte.

Allmächtiger Himmel! murmelten ſeine bleichenden, bebenden Lippen. Welch gräßlicher Gedanke durchzuckt mein Gehirn!? — Sie hat dem Diener Geld gegeben und in die Apotheke geſchickt; er hat ihr mit feurigen Blicken die Hand geküßt.

Hier vermochte der unglückliche Bellmann nicht weiter zu calculiren, ſondern er mußte ſich auf einen Stuhl ſetzen und trockuete ſich mit einer Jammermiene den kalten Angſtſchweiß von der bleichen Stirn.

Weshalb hat ſie ihm Geld gegeben und ihn in die Apotheke geſchickt? murmelte er nach einer Pauſe unwillkürlich weiter; um mir ein ähnliches Schickſal zu bereiten, wie dem ſeligen Knoblauch, — um mich ebenfalls mit irgend einer Sauce aus dieſer ſchönen Welt zu expediren?

Hier konnte Theodor wiederum nicht weiter denken, ſondern begrub das ſorgenſchwere Haupt in beide Hände und ſtöhnte, als wenn er bereits am Spieß gebraten würde.

Da trat ſeine kleine Frau in's Zimmer, blickte ihn eine Weile mit einem Gemiſch von Staunen und Be-

ſorgniß an, ſchritt dann auf ihn zu und legte leicht ihre zarte Hand auf ſeinen feuchten Scheitel.

Was iſt Dir denn, Theodor? fragte ſie ſanft und theilnehmend.

Der gequälte Gatte ſchrak erſt zuſammen; als er jedoch ſeiner Amalie in das liebe Antlitz blickte, lächelte er ihr trübe zu.

Ich weiß gar nicht, was ich denken ſoll; ich bin ganz beſorgt, fuhr die junge Frau fort. Mama kommt vorhin ſehr aufgeregt und zornig zu mir und erzählt, Du ſeieſt krank, von einem plötzlichen Schwindel befallen, zu Boden geſunken, wollteſt noch heute mit mir in's Bad reiſen, und als ſie Dich gebeten, bis morgen zu warten, ſeieſt Du in einer Weiſe gegen ſie aufgetreten, daß ſie einen Nervenſchlag für ſich befürchtet habe.

Iſt ſie noch ſehr wüthend? fragte Bellmann kläglich, ohne ſeiner Frau die gewünſchte Aufklärung zu geben.

Allerdings, entgegnete dieſe; ſie ſprach von Rache, und daß ſie ſchon wiſſen würde, Dich an Deiner Reiſe zu verhindern.

Der arme Theodor ſtöhnte.

Deine Mutter iſt wirklich eine entſetzliche Frau! klagte er, es thut mir leid, daß ich Dir das ſagen muß; aber es iſt meine innigſte Ueberzeugung.

Oh! machte Malchen, ihrem Gatten beſänftigend das Haar ſtreichend; Mama hat allerdings ihre Fehler;

ſie iſt ein wenig herrſchſüchtig, heftig und eigenſinnig; aber im Grunde genommen meint ſie es doch ſehr gut.

Mit mir nicht; ſoviel iſt gewiß! ſtöhnte der Schwiegerſohn mit matter Stimme.

Oh, mit Dir auch, Theodor! entgegnete die junge Frau ſchnell; denn kaum war ihr erſter Zornausbruch vorüber, ſo band ſie ſich gleich die Küchenſchürze vor, um nach der Bratenſauce zu ſehen, weil ſie Dir die Köchin nie nach Deinem Geſchmack machen kann.

Kaum hatte Amalie die letzten Worte über die Lippen gebracht, als Theodor von ſeinem Stuhl emporſprang, als wenn ihn ein Scorpion geſtochen hätte.

Mein Himmel, was iſt Dir; was haſt Du? rief die Frau erſchreckt vor ihm zurückweichend; Du ängſtigſt mich ja!

Nein! rief Bellmann, ganz zerſtört; ich ängſtige Niemand... aber ich werde geängſtigt... und das auf eine förmlich haarſträubende Weiſe!

Es wird gleich angerichtet werden! fuhr Amalie fort; als ich durch das Speiſezimmer ging, war der Tiſch ſchon gedeckt; es giebt heute Auſtern vor der Suppe.

Meinetwegen! rief der junge Ehemann; ich eſſe heute nicht hier...

Wie... Du ißt heute nicht hier? wiederholte Amalie erſtaunt, und weshalb nicht, wenn ich fragen darf?

Mein Gott, das iſt doch ſehr einfach... weil wir zu Spritzke's nach Blankeneſe eingeladen ſind, entgegnete

Bellmann, indem er ſich bereits den Rock zuknöpfte und ſich die Cravatte zurechtſchob.

Aber, Theodor, Du ſagteſt doch vorhin ſelbſt, daß es in dem Schneegeſtöber unmöglich wäre...

Was geht mich das Schneegeſtöber an!? unterbrach ſie der Gemahl, wenn man eingeladen iſt, muß man auch kommen und wenn es Feuer vom Himmel regnet.... Spritzke's würden es uns ja in den Tod übel nehmen.. bedenke doch einmal, wie uns zu Muthe ſein würde, wenn wir alle Vorbereitungen getroffen hätten und es käme dann Niemand... das iſt ja eine ſchreckliche Situation, namentlich für eine Hausfrau, die ſich den ganzen Morgen abgequält hat... ſei alſo ſo gut und zieh Dich ſchnell an... in einer Viertelſtunde fahren wir nach Blankeneſe zu Spritzke's und von dort aus geht es gleich nach Pyrmont in's Bad!

Mit dieſen Worten wollte Bellmann eben das Zimmer verlaſſen, um Hut, Stock und Ueberzieher zu holen und eine Droſchke beſtellen, als ſeine Schwiegermutter, noch mit der Küchenſchürze angethan und die liebenswürdigſte Miene von der Welt zeigend, ihm durch die nämliche Thür entgegenkam, durch welche er hinaus wollte.

Es iſt angerichtet, lieber Theodor! ſagte Frau Teckel, mit einem graciöſen Knix; ich denke, Sie werden heute zufrieden mit der Bratenſauce ſein.

Bellmann prallte entſetzt zurück, denn wenn ſeine Schwiegermutter liebenswürdig wurde, hatte ſie gewöhnlich etwas Außergewöhnliches im Schilde; heute aber lächelte ihm der bleiche Tod aus dieſen Zügen entgegen.

Bitte, lieber Theodor! wiederholte Frau Teckel, ſeinen linken Arm nehmend.

Bitte, lieber Theodor! ſchmeichelte auch Amalie, wie ein ſanftes Echo, indem ſie ſich ſeines rechten Armes bemächtigte.

Es geht nicht; wir müſſen zu Spritzke's! rief Bellmann, ſich aus Leibeskräften ſträubend; was ſollen denn die Leute von uns denken!

Bitte, lieber Theodor! ſchmeichelte die Schwiegermutter links.

Bitte, lieber Theodor! ſtreichelte das junge Weibchen rechts.

Es iſt unmöglich... wir müſſen ja nach Blankeneſe! opponirte Bellmann dagegen auf, indem er mit aller Gewalt zurückdrängte, während die beiden Frauen mit aller Gewalt ihn vorwärts zogen; ich kann heute nicht hier eſſen..

Bedenken Sie doch Ihre Geſundheit! warnte die Schwiegermutter links.

Bei dem Schneegeſtöber, Männchen, erinnerte das beſorgte Weibchen rechts.

Bellmann legte ſich ganz hintenüber und ſtemmte ſeine Beine nach vorn; aber es half ihm nichts; die bei-

den Damen hielten seine Arme fest und legten sich vornüber, so daß er, obgleich er keinen Schritt machte, immer weiter nach der Thür gezogen wurde.

Theodor warf einen kläglichen Seitenblick auf seine Frau.

Die Unglückliche weiß nicht, was sie thut! dachte er... aber wenn sie es wüßte... oh... oh! —

Und so ließ er sich, wie ein Ketzer zum Scheiterhaufen oder wie ein Lamm zur Schlachtbank, stemmend und widerstrebend weiterziehen, bis er zwischen den beiden weiblichen Häschern endlich im Speisezimmer anlangte.

Der Tisch war soeben gedeckt, und in der Mitte desselben prangte ein Plateau appetitlicher Austern.

Bellmann war zu Muthe, wie einst dem Sokrates, als er den Giftbecher trinken sollte.

So, begann die Schwiegermutter wieder; nun setzen Sie sich, und essen Sie!

Bellmann warf ihr einen mißtrauischen Seitenblick zu.

Wollen Sie mich etwa allein essen lassen? fragte er; wollen Sie mir etwa nicht Gesellschaft leisten?

Ich werde allerdings nur wenig genießen, entgegnete Frau Teckel, ihn noch näher an den Tisch schiebend; ich bin so aufgeregt, und dann habe ich immer keinen Appetit.

Den Schwiegersohn überlief es kalt.

Er wollte seine Frau fragen, ob sie ihm denn auch nicht Gesellschaft leisten wollte, aber der gräßliche Ge-

danke, auf eine ſo unnatürliche Art den Tod des geliebten Weſens zu veranlaſſen, ſchnürte ihm die Kehle zuſammen, ehe er der erſten Silbe Ausdruck gegeben.

Ich werde zuſehen und mich über Ihren Appetit, freuen, ſagte die Schwiegermutter, den Stuhl zurückziehend, auf den Theodor ſich ſetzen ſollte.

Nein!... für ſo teufliſch hätte ich ſie doch nicht gehalten, dachte Bellmann, ſie will ſich auch noch an meinen Qualen weiden... welch' ein Weib... welch' ein Weib!

Ich habe Auſtern holen laſſen, drängte die Schwiegermutter weiter; weil ich weiß, daß Sie ſie gern eſſen.

Durch Bellmann's gequälte Seele zog ein einigermaßen tröſtlicher Gedanke.

Mit den Auſtern hat es eigentlich keine Gefahr, ebenſowenig wie mit den Eiern, reflectirte er; weil ſie ſich ſelber zubereiten. — Wahrſcheinlich will ſie mir mit den Auſtern erſt Appetit machen zu ihrem Braten mit der mörderiſchen Sauce.

Setzen Sie ſich; ich werde Ihnen die ſchönſten ausſuchen, begann die Schwiegermutter wieder, indem ſie verſchiedene Verſuche machte, ihren Sohn auf den Stuhl hinabzudrücken.

In dieſem Moment ſchien Bellmann jedoch wieder von blaſſer Todesangſt geſchüttelt zu werden; denn ſeine bereits gebogenen Kniee machten ſich grade, als wenn zwei Stahlfedern emporſchnellen, und er ſtreckte wie abweh-

rend die Hände gegen das Plateau mit den Muſchelthieren aus.

Mein Gott; was iſt denn ſchon wieder? rief Frau Teckel verwundert; wollen Sie denn keine Auſtern?

Nein! ſagte Bellmann, mit einem Ausdruck tiefen Widerwillens; die Auſtern ſind geöffnet, und ich eſſe ſie nur, wenn ſie geſchloſſen ſind.

Mutter und Tochter wußten gar nicht, was ſie von ihrem Sohn reſp. Gatten denken ſollten, als jenes Geräuſch, das Frau Teckels Aufmerkſamkeit ſchon vorhin in Anſpruch genommen, ſich von neuem hören ließ.

Man unterſchied jetzt deutlich die Stimmen Greiffenbergers und Semmelheims, und einige Minuten ſpäter taumelten Beide in's Zimmer, indem der Erſtere den Letzteren am Rockkragen gepackt hatte.

Bellmann athmete etwas freier auf; denn bei dem Eintritt der beiden Herren löſten ſich die weichen Klammern, die ſich um ſeine Arme geſpannt hatten, und er hoffte von dieſem Zwiſchenfall überhaupt eine günſtige Wendung ſeiner ſchrecklichen Situation, oder wenigſtens einen Aufſchub der Execution, die an ihm vollzogen werden ſollte.

Namentlich that ihm der Anblick des Sicherheitsbeamten außerordentlich wohl; denn im ſchlimmſten Fall konnte er doch immer deſſen geſetzlichen Schutz zu Hilfe rufen.

Der am Kragen ergriffene Portraitmaler war ſehr blaß und blickte ſeine Wohlthäterin mit bittenden Augen an.

Der Schlingel wollte entwiſchen, ſagte der geheime Polizei-Agent; aber wenn man unſer Einem eine Naſe drehen will, muß man früher aufſtehen.

Die Schwiegermutter, die ihren Schützling wieder in den Händen des eiferſüchtigen Ehemannes ſah, legte ſich mit ſchneller Entſchloſſenheit in's Mittel, um den armen, jungen Mann wieder zu befreien.

Weshalb ſollte denn mein Diener entfliehen wollen; da er es ſo gut bei mir hat! wandte ſie ſich an den Criminalbeamten; ich hatte ihn zum Apotheker geſchickt, um einige Ingredienzen für mich zu holen.

Bellmann bekam ſchon wieder eine Gänſehaut, und Greiffenberger lächelte auf eine unheimliche Weiſe.

Aber das hat keine Eile, fuhr Frau Teckel, mit gutgeſpielter Unbefangenheit fort; da Johann nun einmal hier iſt, kann er uns auch gleich bei Tiſche bedienen.

Und dabei warf ſie dem Maler einen bezeichnenden Blick zu, den dieſer auch verſtand.

Auf Bellmann ſchien die Anordnung ſeiner Schwiegermutter einen ſehr üblen Eindruck gemacht zu haben.

Nein! rief er, mit lebhafter Oppoſition, ich bin an dieſe männliche Bedienung nicht gewöhnt. Das würde mir den ganzen Appetit verderben... ich liebe überhaupt

keine Dienerſchaft bei Tiſche, wenn man ſich ſelber die Schüſſeln zureicht, iſt es weit gemüthlicher.

Greiffenberger lächelte wieder auf ſeine unheimliche Weiſe.

Sie haften mir mit Ihrem Kopf für ihn, raunte er dann Bellmann in's bange Ohr; es iſt übrigens eine leichte Aufgabe für Sie, ihn zu bewachen, denn das Haus iſt umſtellt, daß keine Fliege unbemerkt hinaus kann. — Ich gehe jetzt auf das Polizeibureau, um dort die Feſtnehmung des berüchtigten Giftmörders anzuzeigen. Leben Sie alſo wohl ſo lange.

Der Gedanke, wieder ohne obrigkeitlichen Schutz, mit ſeiner Schwiegermutter und ihrem Mordgeſellen, allein bleiben zu müſſen und von beiden zu dem Genuß des vergifteten Mahls gezwungen zu werden, brachte den armen Theodor einer Ohnmacht nahe.

Wenn ich den Poliziſten zu Mittag einlade, ſchoß ihm da ein rettender Gedanke durch den Kopf; die Höflichkeit erforderte es dann doch, daß ihm alle Speiſen zuerſt angeboten würden... ich könnte die Wirkung beobachten... und ihm würde es nicht viel ſchaden, weil die Criminalbeamten in der Regel einen guten Magen haben. Das iſt eine Idee... das iſt eine Idee!

Auf Wiederſehen alſo! wiederholte Greiffenberger; in einer Stunde hoffe ich wieder hier zu ſein!

In einer Stunde! — Was konnten in einer Stunde für entſetzliche Dinge bereits geſchehen ſein?

Der Gedanke ſchüttelte den armen Bellmann mit Fieberfroſt.

Hören Sie, lieber Herr Polizeidirector, ſagte er deshalb, Greiffenberger's Hand zwiſchen den ſeinen preſſend; ich habe Sie wirklich ſo von Herzen lieb gewonnen... thun Sie mir den Gefallen... machen Sie mir die aufrichtige Freude und ſpeiſen Sie heute bei mir zu Mittag!

So gern ich Ihre Einladung auch annehmen möchte, entgegnete der Sicherheitsbeamte ſanft ablehnend, ſo ſehe ich mich doch gänzlich außer Stande dazu; ich habe ja meine Leute unten, die auf mich warten.

Laſſen Sie ſie 'raufkommen; ich lade ſie alle zu Mittag ein, ſagte Bellmann mit überſtrömender Gaſtfreundſchaft; wieviel ſind es denn, lieber Herr Polizeidirector?

Sieben! entgegnete Greiffenberger lächelnd.

Deſto beſſer, deſto beſſer! rief Theodor ſich immer mehr erwärmend; laſſen Sie ſie alle Sieben 'raufkommen; je mehr, je beſſer!

Greiffenberger ſchüttelte den Kopf.

Und meine arme, kleine Frau wartet oben auch auf mich, ſagte er ausweichend.

Laſſen Sie die arme, kleine Frau ebenfalls herunter kommen, lieber guter Herr Polizeidirector, quälte Bellmann; ich werde mir augenblicklich den pflichtſchuldigen Frack anziehen.

Geht nicht, geht nicht, lieber Herr, erwiderte Greiffenberger; zuerſt muß die Pflicht des Dienſtes erfüllt werden; dann werde ich es mir zur ganz beſonderen Ehre ſchätzen, Ihrer freundlichen Einladung Folge zu leiſten.

Bellmann ſtieß einen ſchmerzlichen Seufzer aus und ließ den Kopf matt auf die Bruſt herabſinken.

Geht es wirklich nicht? fragte er noch einmal, mit einem wehmüthig bittern Blick.

Greiffenberger ſchüttelte lächelnd aber feſt das Haupt, nickte ihm dann noch einmal Lebewohl zu und wandte ſich zur Thür, um ſich auf das Polizei-Bureau zu begeben.

Er hatte eben die Hand auf den Drücker gelegt, als Bellmann ihm mit zwei großen Schritten nacheilte und in krampfhafter Erregung ſeinen Arm faßte.

Dann ſagen Sie mir wenigſtens ein Gegengift — aber ein recht ſicheres und wirkſames, flüſterte er ihm mit heiß beängſtigtem Athem in's Ohr.

Nun... Milch.. oder Weineſſig... entgegnete Greiffenberger lächelnd.

Welches iſt beſſer? liebſter Polizei-Director.

Oh, ſie ſind gleich gut.

Schadet es etwas, wenn ich beide nehme?

Oh nein... aber jedes für ſich und nicht zuſammengemengt.

Ich danke Ihnen, liebſter Herr Polizei-Director.

Nicht Urſach... auf baldiges Wiederſehen alſo.

Auf baldiges Wiederſehen, liebſter Herr Polizei-Director!

Greiffenberger ging und Bellmann befand ſich nun wieder mit den beiden Damen und dem giftmiſcheriſchen Diener allein.

Er ließ einen ängſtlich forſchenden Blick über die drei Geſichter gleiten.

Wie düſter und unheimlich die beiden Complicen ausſehen, dachte er; nur meine kleine Frau lächelt; das arme, liebe Wurm iſt unſchuldig und hat keine Idee davon, daß man im Begriff iſt, ihren Theodor auf gräßliche Weiſe um's Leben zu bringen. Und ich darf nicht ihren Schutz anrufen... ich kann ihr doch unmöglich ſagen, wer ihre Mutter iſt... nein, nein, das würde ſie wahnſinnig machen vor Schmerz.

Nun wollen wir uns aber endlich zu Tiſche ſetzen, lieber Schwiegerſohn, begann Frau Teckel wieder; es war zwar ganz artig von Ihnen, daß Sie den Herrn Greiffenberger zum Diner einluden; aber es iſt mir doch lieber, daß er abgelehnt hat; die Gegenwart eines Fremden iſt immer fatal und ſtört das gemüthliche Beiſammenſein.

Das nennt die ein gemüthliches Beiſammenſein, dachte Bellmann, ſich leiſe ſchüttelnd; Gott verzeihe ihr die Sünde trotz alledem!

Aber weshalb nimmſt Du denn nicht Platz, Theodor? begann nun auch die kleine Frau; Du ſcheinſt etwas mit

den Blicken zu ſuchen. — Vermiſſeſt Du etwas, liebes Männchen?

Ja, ſagte der Gatte mit gepreßter Stimme; ich vermiſſe die Eſſigflaſche... ohne Eſſigflaſche kann ich keinen Biſſen hinunterbringen.

Die beiden Frauen lächelten.

Das iſt mir doch ſonſt nicht aufgefallen, ſagte Amalie; aber ich will ſie Dir gern holen, obgleich wir heute kein Gericht haben, zu dem Eſſig nöthig wäre.

Und damit ging ſie hinaus und kehrte nach einem kleinen Weilchen mit dem Verlangten zurück.

Bellmann zog die rettende Flaſche dicht neben ſein Couvert und konnte dann nicht umhin, ſich zwiſchen ſeiner Frau und ſeiner Schwiegermutter an den Tiſch zu ſetzen.

Reichen Sie die Auſtern herum, Johann, ſagte Frau Teckel zu dem jungen Maler.

Der Letztere gehorchte dem Befehl, präſentirte erſt den beiden Damen, welche dankten und hielt dann die Platte Herrn Bellmann hin.

Ich danke auch, ſagte dieſer; ich habe heute durchaus keinen Appetit auf Auſtern.

Aber, Männchen, ſagte Amalie; Du benimmſt Dich heute recht ſonderbar; ſo iß doch, ſie ſind ja für Dich allein.

Eben weil ſie für mich allein ſind, eſſe ich ſie nicht, lehnte der Herr Gemahl mit großer Entſchiedenheit ab; ich liebe nur die gemeinſchaftlichen Genüſſe.

Nun, dann nehmen Sie die Auſtern fort und bringen Sie die Suppe, ſagte Frau Teckel zu dem Pſeudo-Bedienten, indem ſie ihm noch eine leiſe Entſchuldigung in's Ohr flüſterte, daß ſie ihn ſo ſchlecht behandelte.

Der Maler trug das Plateau mit den Auſtern hinaus und kam bald darauf mit der dampfenden Suppenſchüſſel zurück, die er in die Mitte des Tiſches ſetzte.

Die gnädige Frau werden entſchuldigen, meldete er dann mit gutgeſpielter Bedienten-Servilität; die Köchin ſagte, die Bratenſauce hätte ſchon ſo lange auf dem Feuer gebrodelt, daß ſie auf die Hälfte zuſammengeſunken wäre und einen ganz eigenthümlichen Geruch verbreitete.

Dem Schwiegerſohn ſanken die Arme ſchlaff zu beiden Seiten ſeines Stuhl herunter.

Sie wird angebrannt ſein, Mama, ſagte die junge Frau aufſtehend, ich will doch gleich einmal nachſehen.

J, das wäre doch zu arg... eine Sauce, mit der ich mir ſo viel Mühe gegeben habe, rief Frau Teckel, ſich ebenfalls erhebend, vielleicht iſt der Schade aber noch wieder gut zu machen.

Und damit eilten die beiden Frauen in wirthſchaftlichem Eifer hinaus und ließen Bellmann mit dem giftmörderiſchen Diener allein.

Wenn ich gehorſamſt bitten dürfte, ſagte dieſer, aus Unkenntniß ſeine Function überſchreitend und dem Hausherrn einen Teller Suppe hinſtellend, den er ſoeben aufgefüllt.

Bellmann wurde plötzlich ſiedend heiß zu Muthe.

Mit den emporſteigenden Dämpfen der Suppe glaubte er feine giftige Subſtanzen einzuathmen, die ihm die Sinne zu benehmen ſchienen, und als er zufällig einen Blick in den Spiegel warf, der an der Wand ihm gegenüber hing, ſah er hinter ſeinem Stuhle das bleiche Angeſicht des Bedienten, der mit teufliſcher Freude die Zeit nicht erwarten zu können ſchien, wo er den erſten Löffel zum Munde führen würde.

Die namenloſe Angſt, die ſich in dieſer Situation des armen Bellmann bemächtigte, ließ ihn jede andere Rückſicht, ſogar die Furcht die er empfand, vergeſſen und, einer inſtinctiven Eingebung folgend, ſprang er mit einem Satz auf ſeine Beine, wandte ſich mit der Schnelligkeit eines Blitzes zu dem erſchreckt zurückprallenden Maler um, packte ihn erſt am Kragen und drückte ihn dann mit Gewalt auf den Stuhl nieder, den er ſelber eben inne gehabt.

Eſſen Sie! rief er darauf, dem Diener ſeiner Schwiegermutter die Serviette um den Hals würgend, daß dieſer ganz blau im Geſicht wurde.

Der Maler war ſo von Schreck erſtarrt, in Folge des plötzlich aus heiterer Luft gegen ihn verübten Attentates, daß er keines Wortes mächtig, nur bemüht war, die erſtickende Serviette von ſeinem Halſe zu entfernen.

Eſſen Sie! herrſchte ihm Bellmann von Neuem zu; eſſen Sie, oder ich würge Sie!

Semmelheim ſchöpfte in ſeiner Beſtürzung und Todesangſt einen Löffel von der glühenden Suppe und ſchluckte ihn hinunter; gleich darauf aber verzerrte er auf eine ſchreckliche Weiſe das Geſicht und ſtrich ſich mit der rechten Hand in der Richtung der verbrannten Speiſeröhre herauf und herunter.

Aha! dachte Bellmann; da haben wir die Geſchichte.. das Gift wirkt bereits... und mit welcher Heftigkeit!

Im nächſten Moment wandelte ihn aber eine unwiderſtehliche Regung des Mitleids an und er faßte mit einem ſchnellen Griff nach der Eſſigflaſche, die neben dem Couvert ſtand.

Machen Sie den Mund auf! rief er dem Maler zu, indem er die Flaſche ſeinen Lippen näherte.

Aber Semmelheim biß im Gegentheil die Zähne feſt zuſammen, weil er befürchtete noch einen Löffel glühender Suppe verſchlucken zu müſſen.

Machen Sie den Mund auf, oder Sie ſind ein Kind des Todes! wiederholte Bellmann, die Mündung der Flaſche mit rückſichtsloſer Gewalt zwiſchen des Malers Zähne preſſend.

Au! ſtöhnte dieſer; Sie thun mir weh... Hilfe!

Die Hilfe ſoll Ihnen ja eben werden, obgleich Sie es gar nicht einmal verdienen, ſagte Bellmann, indem er mit der linken Hand Semmelheims Kopf hintenüber bog und ihm mit der rechten Hand den Inhalt der Eſſigflaſche in den Mund goß.

Der Maler machte ein fürchterliches Geſicht, aber er ſchluckte tapfer d'rauf los, weil er ſonſt erſtickt ſein würde, und der mitleidige Theodor ließ nicht eher nach, bis der letzte Tropfen aus der Flaſche gelaufen war.

So! ſagte er dann; dieſelbe wieder auf den Tiſch ſtellend; jetzt ſind Sie gerettet; aber der Gerechtigkeit des Geſetzes entgehen Sie dennoch nicht!

Der Maler war zu ſehr mit ſeinem körperlichen Zuſtande beſchäftigt, um auf Bellmanns Reden Acht zu geben; er hatte jetzt zwar aufgehört, mit der rechten Hand an ſeiner brennenden Speiſeröhre auf- und niederzuſtreichen; aber er machte in der wahrſten Bedeutung des Wortes, ein Geſicht, als wenn er Eſſig getrunken hätte, und zwar ein dermaßen ſaueres, daß Bellmann das Waſſer im Munde zuſammenlief beim bloßen Anblick.

In dieſem Moment öffnete ſich die Thür und die Schwiegermutter rauſchte mit dem dampfenden Braten in's Zimmer, blieb aber erſtaunt ſtehen, als ſie ihren Schützling, ſchreckliche Geſichter ſchneidend, auf dem Platz ihres Schwiegerſohnes, und ihren Schwiegerſohn, mit einer Miene, als wenn er die ſtrafende Vorſehung repräſentirte, hinter dem Stuhl ihres Schützlings ſah.

Setzen Sie ihren Braten auf den Nebentiſch! befahl Bellmann, indem er gebieteriſch den rechten Arm ausſtreckte.

Die Schwiegermutter machte immer größere Augen.

Setzen Sie ihren Braten auf den Nebentiſch! donnerte Theodor, mit einer ſolchen Energie, daß die ſonſt ſo herrſchſüchtige Frau Teckel unwillkürlich gehorchte.

Bellmann zog die Stirn in finſtere Falten und ſchoß einen durchbohrenden Blick auf ſeine Schwiegermutter.

Und Sie glaubten wirklich, daß ich Ihre Sauce eſſen würde? fragte er dann, indem er höhniſch den Mund verziehen wollte, aber nur ein ſehr komiſches Geſicht zu Stande brachte.

Nun weshalb denn nicht? fragte Frau Teckel harmlos.

Bellmann blickte, wie außer ſich über ſolche Kaltblütigkeit nach der Decke empor, ging dann, langſam und drohend, wie ein rächender Gott, nach den Thüren und ſchob die Riegel vor, um ſeine Frau zu verhindern, Zeugin der Scene zu werden, die er jetzt zu veranſtalten gedachte.

Frau Teckel folgte jeder ſeiner Bewegungen mit einer Miene höchſten Staunens, während der Maler, ganz unbekümmert um ſeine Umgebung, ſich der Beſchäftigung hingab, mit der ſchmerzenden Zunge ſich ſeinen ſchmerzenden Gaumen zu befühlen.

Ich weiß Alles! ſagte Bellmann dumpf, als er wieder hinter Semmelheims Stuhl angelangt war.

Die Schwiegermutter blickte ihn fragend an.

Ich weiß, wer dieſer Menſch iſt, fuhr Theodor fort, indem er dem Maler mit der Hand auf den Kopf ſchlug, daß dieſer ſich vor Schreck auf die Zunge biß.

Das Antlitz der Frau Teckel heiterte ſich ein wenig auf; als wenn einige leichte Wolkenſchleier vor dem Spiegel ihrer Seele fortgezogen würden.

J, machte ſie mit einer gewiſſen freundlichen Verlegenheit, wäre es möglich... Sie hätten wirklich herausgebracht?...

Bellmann blickte wieder nach der Decke empor, als wenn er aus der Haut fahren wollte über dieſe beiſpielloſe Verſchlagenheit und Gemüthsruhe.

Ich weiß, fuhr er dann mit einem grollenden Tremoliren der Stimme fort; ich weiß, Frau Teckel, in welcher Beziehung Sie zu dieſem Menſchen hier ſtehen!

Und damit ſchlug er dem Maler zum zweitenmal auf den Kopf, daß ſich dieſer zum zweitenmal auf die Zunge biß.

Ah, dann hat er es Ihnen wohl ſelber geſagt? entgegnete die Schwiegermutter mit der größten Unbefangenheit.

Bellmann faltete die Hände, als wenn er beten wollte.

Sie geſtehen alſo ein? murmelte der dann dumpf, als wenn es ihn ſchauderte bei der Frage und als wenn er ſich fürchtete die Antwort zu vernehmen.

Nun, da Sie es doch einmal wiſſen, ſagte die Schwiegermutter, indem ſie lächelnd die Schultern emporzog; ich kann mir nicht helfen, ich habe einmal einen Ingrimm auf alle Ehemänner und deshalb bin ich auch

mit jenem jungen Herrn in Verbindung getreten und habe mit ihm in Gemeinſchaft operirt.

Bellmann ſtand der Verſtand ſtill vor Erſtaunen.

Und das ſagt ſie alles mit einer Ruhe, dachte er... mein Himmel, welch' ein Weib!

Die Schwiegermutter wurde mit jeder Minute freundlicher.

Na, ſagte Sie; jetzt ſein Sie 'mal ein bischen liebenwürdig, Theodor, wollen Sie?

Bellmann blickte ſie mit einem eigenthümlichen Gemiſch von Staunen und Verwunderung an.

Indem ſie uns helfen, unſer Vorhaben in's Werk zu ſetzen, ſagte Frau Teckel, einen Schritt näher tretend.

Dem Schwiegerſohn wurde es ſchwarz vor den Augen und er floh unwillkürlich zurück.

Was meint das entſetzliche Weib? ſchoß es ihm durch den Kopf, ſoll ich mich vielleicht freiwillig von ihr und ihrem Helfershelfer aus dem Wege räumen laſſen?

Stehen Sie mir bei, den jungen Mann aus den Händen ſeines Verfolgers zu befreien, bat Frau Teckel mit einer Liebenswürdigkeit, die ſie ſonſt ſelten zur Schau trug.

Hören Sie 'mal, das iſt eine koloſſale Zumuthung, fuhr Bellmann auf; im Gegentheil, ich werde mir die größte Mühe geben, ihn unverſehrt den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern. Glauben Sie vielleicht, mir

ungeſtraft ein ähnliches Schickſal bereiten zu können, wie dem unglücklichen Knoblauch!?

Die Schwiegermutter ſah ihn verwundert an.

Was denn für einem Knoblauch? fragte ſie, den Kopf ſchüttelnd.

Aber wozu denn jetzt noch das Leugnen, nachdem Sie bereits Alles geſtanden haben? ſagte Bellmann heftig; dem unglücklichen Knoblauch, Ihrem verſtorbenen Gatten!

Meinem verſtorbenen Gatten? wiederholte Frau Teckel immer verwunderter.

Nun ja! polterte der Schwiegerſohn weiter; dem Sie in Gemeinſchaft mit jenem Herrn dort... eine Pilzſauce zu koſten gaben.

Eine Pilzſauce! kopfſchüttelte die Mama.

Eine Pilzſauce! lallte der Maler mit ſchwerer, ſchmerzender Zunge, wie ein ſchlechtes Echo.

Nun wird es mir bald zu arg, mit der nutzloſen Verſtellung! ſchrie Bellmann; ja!... mit der Pilzſauce... in Schwerin... in Mecklenburg!

In Schwerin? wiederholte Semmelheim, mit großer Mühe die Zunge bewegend; ich bin in meinem ganzen Leben weder in Schwerin noch überhaupt in Mecklenburg geweſen.

Die Mama machte ein Geſicht, als wenn ſie nicht wüßte, was ſie von ihrem Schwiegerſohne denken ſollte.

Dieſer wollte eben wieder verzweifelt nach der Decke emporblicken, als es gleichzeitig an beide Thüren klopfte.

Mache doch auf, weshalb iſt denn hier zugeriegelt! rief die ſanfte Stimme Malchens von der einen Seite.

Machen Sie doch auf... im Namen des Geſetzes! ertönte das rauhe Organ des Polizei-Agenten von der andern Seite.

Gleich mein Kind! antwortete die Mutter, den Riegel wegſchiebend.

Jetzt nimmt die Gerechtigkeit ihren Lauf, dachte Bellmann, den andern Riegel entfernend.

Einen Moment darauf, traten faſt gleichzeitig, die junge Frau mit einem heiter lächelnden, und der finſtere Greiffenberger mit einem karmoiſinroth-glühenden Antlitz in das Speiſezimmer.

Was geht denn hier vor? fragte Malchen, von einem auf den andern blickend.

Das iſt eine ſchöne Geſchichte! rief der mecklenburgiſche Sicherheitsbeamte, eine Hitze ausſtrömend, wie ein eiſerner Ofen.

Aber, ſagen Sie mir, redete Bellmann ihn an.

Still! ziſchte Greiffenberger, ihm die Hand auf den Mund preſſend, kein Wort!

Der unglückliche Maler ſchien zu überlegen, ob er unter den Tiſch kriechen oder aus dem Fenſter ſpringen

ſollte; denn der Anblick des eiferſüchtigen Ehemannes ließ ihn beinahe ſeine ſchmerzenden Schleimhäute vergeſſen.

Nicht wahr, lieber Herr Polizei-Director, ich habe ihn gut bewacht? begann Bellmann von neuem.

Still! wiederholte Greiffenberger, ihm wiederum mit ſeiner großen Hand den Mund verſchließend; um Gottes-willen! — Keine Sylbe!

Jetzt machte der Schwiegerſohn ein ebenſo verwundertes Geſicht wie die Mama und deren Tochter, während Semmelheim anfing, ſich leiſe von ſeinem Stuhl herabgleiten zu laſſen.

Ich bin auf das Schrecklichſte blamirt, ſagte der Polizei-Agent lauter, als er es eigentlich beabſichtigte.

In dieſem Moment gab es einen Knall und als die Geſellſchaft ſich umblickte, lag der Maler an der Erde.

Greiffenberger machte einige Schritte auf ihn zu, um ihm aufzuhelfen; aber Semmelheim kroch mit der Behendigkeit einer Katze unter dem Tiſch fort, tauchte jenſeits deſſelben wieder empor und machte Miene ein Fenſter zu öffnen.

Aber, Herr, richten Sie doch kein Unglück an! ſchrie der Criminalbeamte; die Geſchichte iſt ohnehin ſchon bunt genug... ich will Ihnen ja nichts thun... Sie ſind ja unſchuldig!

Der Maler machte ein Geſicht, als wenn ihm eine Centnerlaſt von der Seele gefallen wäre.

Wie?.. was ſagen Sie?.. er iſt unſchuldig? fragte Bellmann, des Poliziſten Arm faſſend.

Ja... leider! fuhr es dieſem unwillkürlich heraus.. und Ihre Schwiegermutter auch.... ſie hat gar nicht ihren...

Still! ziſchte jetzt Bellmann ſeinerſeits, dem Agenten die Hand auf den Mund preſſend; um Gotteswillen, kein Wort!

Nehmen Sie es nicht übel, raunte Greiffenberger ihm jetzt in's Ohr; ich befinde mich in einer Aufregung, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf ſteht; denken Sie ſich doch mein unerhörtes Unglück; als ich auf das Polizei-Bureau komme und ganz triumphirend die Meldung mache, daß es mir gelungen iſt, den gefährlichen Giftmörder zu entdecken und zu verhaften, ſagt mir der Herr Präſident mit einem eigenthümlichen Lächeln, daß ich mich wohl in der Perſon geirrt haben müſſe, da ſeine Leute vor einer Viertelſtunde das bewußte Individuum eingebracht hätten, gegen deſſen Identität ſich auch nicht der geringſte Zweifel erheben laſſe. Was ſagen Sie dazu?

Ich freue mich über alle Maßen! flüſterte Bellmann, dem Poliziſten um den Hals fallend.

Wie? Sie freuen ſich? fragte dieſer erſtaunt.

Für Ihr Unglück hege ich natürlich das tiefſte Mitleid, fuhr der Andere fort; aber daß meine Schwiegermutter keine Mörderin iſt und ich nicht mehr in Lebens-

gefahr, das erfüllt meine Seele mit namenloſem Entzücken. — Nun aber vor meiner Familie keine Sylbe mehr über die Geſchichte; denn weder meine Schwiegermutter noch meine Frau dürfen eine Ahnung davon bekommen, daß ich je einem ſolchen Verdacht Raum geben konnte.

Wollen Sie mir nun aber endlich Ihr ſeltſames Benehmen erklären, Herr Schwiegerſohn! rief jetzt Frau Teckel, beide Arme in die Seiten ſtemmend und eine Aufſtellung zum Gefecht nehmend.

Bellmann ſah ſie eine Weile ſchweigend an.

Die Gewiſſensbiſſe waren mir zu Kopf geſtiegen, ſagte er dann mit ſanfter, reuevoller Stimme.

Die Gewiſſensbiſſe?... Welche Gewiſſensbiſſe? rief Frau Teckel, wie ein Kampfhahn einen Schritt näher rückend; worüber haben Sie Gewiſſensbiſſe?

Darüber, daß ich ſo ſchlecht und hartherzig war, Ihnen den Diener zu verſagen.. Ihnen, die Sie immer ſo liebevoll und gut gegen mich ſind, ſagte Bellmann.

Die Schwiegermutter machte ein Paar ſo große Augen, wie ſie in ihrem ganzen Leben noch nicht gehabt hatte.

Iſt das die Wahrheit? fragte ſie, die Arme aus den Seiten nehmend.

Bellmann nickte ihr freundlich zu.

Im nächſten Moment flog ihm die Schwiegermutter an den Hals, daß er einen Schritt zurücktaumelte.

Theodor!

Liebe Mama!

Und dann folgte eine minutenlange Umarmung. —

Dem armen Polizei-Agenten Greiffenberger ward wenigſtens die Ehre, den entſprungenen Verbrecher nach Schwerin zurückzutransportiren; der Portraitmaler Semmelheim hatte ſich aus der Geſchichte die weiſe Lehre genommen, nie mehr Frauen ohne Vorwiſſen ihrer Männer zu malen, und was ſchließlich unſeren geplagten Bellmann betrifft, ſo hatte er das große Glück, daß ſeine Schwiegermutter, durch den an den Tag gelegten Beweis der Theilnahme für ſie, ſich in ihrem Betragen total änderte, und von nun an Alles that, was ſie ihrem lieben Theodor nur an den Augen abſehen konnte.

# 3.

# Der Steintanz.

---

# Der Steintanz.

(Einer plattdeutſchen Sage nacherzählt.)

---

Im Holz zwiſchen Boitin und Zerine im Weſt-Holſteiniſchen ſieht man auf einem kleinen Berg drei Steingruppen, die wunderſchön geformt ſind. In jeder Gruppe ſind neun Steine, von denen einige noch grade ſo ſtehen, als ſie wohl in alten Zeiten geſtanden haben; einige ſind aber auch ſchon eingefallen oder tief in die Erde eingeſunken. Einer von den Steinen in jeder Gruppe hat einen Auftritt und in der Mitte liegt immer ein großer, langer, platter Stein, in den der Länge nach dreizehn viereckige Löcher eingehauen ſind. Einige hochſtudirte Leute meinen, daß da in alten Zeiten ein Altar geſtanden habe; denn bei den Wenden war es ja ſo Gebrauch, auf freiem Felde ihren Gott anzubeten. Aber alte Leute, die viel

erlebt haben und von den früheſten Zeiten zu erzählen wiſſen, haben mir ganz etwas Anderes von jenen Steinen mitgetheilt und ſie meinten auch, daß ſie Recht hätten. Ihre Geſchichte lautete aber alſo:

Wo jetzt die vielen Steine ſtehen, da ſtand in alten Zeiten ein ſchönes, herrliches Dorf, mit großen, prächtigen Bauernhäuſern, das Dorf Dreetz. Die Dreetzer Bauern waren meiſt alle ſehr reich, und hatten ſoviel Gold und Silber, daß ſie nicht wußten, wo ſie damit bleiben ſollten, und oft in Verlegenheit um Kiſten und Beutel kamen, um ihre Schätze zu bergen. Deshalb wurden ſie aber auch furchtbar hochmüthig und wußten vor Uebermuth zuletzt gar nicht mehr, was ſie anfangen ſollten. Wenn die jungen Bauernſöhne einmal uneins wurden, warfen ſie ſich mit ſchönen, blanken Thalern an die Köpfe, und vertrugen ſie ſich dann wieder, dann ließen ſie das ſchöne Geld auf der Straße, oder auch im Wirthshaus, wo ſie grade waren, liegen, und da mochte es denn aufſammeln, wer da Luſt hatte, ſie bückten ſich darum nicht wieder. Wenn der Bauer zum Krug fuhr, dann bekamen ſeine Pferde den beſten Wein zu ſaufen und ſeine Hunde konnten ſoviel Braten freſſen, wie ſie nur mochten; ja, wenn die Bauern ſatt waren, dann ſchütteten ſie ſogar das ſchöne Fleiſch, Würſte und Käſe und was noch mehr auf dem Tiſch ſtand, den Schweinen in den Trog. Die Frauen waren auch ſo hochnäſig und prunkſüchtig, daß ſie ihre

Kleider gar nicht lang genug bekommen konnten, und goldene und silberne Ketten hingen ihnen vom Halse bis zum Knie herunter, daß sie aussahen wie goldene Kälber. Mit all dem schönen Staat fegten sie nun im Schmutz herum und wenn sie sich ein neues Kleid gekauft hatten, dann mußten sie es nach einigen Tagen schon wieder fortwerfen, um sich etwas Neues anzuschaffen. So konnte die Zucht natürlich nicht lange fortgehen. Der liebe Herrgott war sehr böse auf die Dreetzer Bauern; denn die Kirche war immer leer und besser werden wollten sie auch nicht. Das sollte aber doch bald sein Ende nehmen.

Einmal war eine große Hochzeit im Dorfe, zu der alle Bauern eingeladen waren. Die Tochter des reichsten Bauern heirathete und dabei konnte es doch nicht hoch genug hergehen. Das war ein furchtbares Gelage, Trinken, Singen und Juchen. Was nur zwei Beine hatte, das sprang wild und unbändig herum, daß die Mädchen sich hätten schämen müssen, wenn sie nicht auch bereits etwas in der Krone gehabt hätten. Zuletzt wurde es aber doch zu arg. Da kamen die Bauern auf den Einfall, sie wollten ein bischen Kegel spielen. Eine Kegelbahn war nicht beim Hause und auch nirgends Kugeln und Kegel; aber das war ihnen einerlei. Laßt uns hier auf der Landstraße kegeln! schrie Einer von den Tollsten; wir schneiden von Euern dicken Mettwürsten ein Stück ab und setzen sie als Kegel auf! — Nur zu! schrie Einer von den An-

dern, Kugeln haben wir ja auch bei der Hand; wir ſchneiden ein Brod halb durch und werfen damit nach den Würſten! — Die Bauern riefen alle Hurrah und ließen die andern ſchlechten Kerls, die das vorgeſchlagen hatten, hoch leben. Es dauerte nun nicht lange, ſo ſtanden neun ſchöne, dicke Mettwürſte mitten auf der Straße, und die Bauern fingen an mit Brod darnach zu werfen.

Der liebe Herrgott wurde ſehr böſe, als er ſah, daß die gottloſen Kerls die ſchönſten Sachen, die er den Menſchen gegeben hatte, auf ſo ſchreckliche Weiſe in den Schmutz warfen und umkommen ließen.

Als aber die Bauern ſo recht im tollſten Lärmen waren, wurde es mit einemmal ganz rabenfinſter, daß man nicht die Hand vor Augen ſehen konnte, und doch war es Sommertag und die Kirchuhr hatte eben erſt ſechs geſchlagen. Einer von den Bauern drohte in ſeinem Uebermuth mit der Fauſt zum Himmel empor und ſchrie ſpöttiſch: Was ſoll denn der Narrenkram da oben! Aber kaum hatte er das geſagt, da blitzte es fürchterlich, die ganze Luft war voll Feuer und gleich darauf kam ein ſchrecklicher Donnerſchlag, daß die ganze Erde bebte. Dann wurde es wieder hell und die Sonne ſchien ebenſo freundlich, wie ſie es vorher gethan hatte. Aber wo waren die Bauern geblieben, wo die ſchönen Häuſer mit den großen Scheunen? Da war auch nichts mehr von dem ganzen Dorfe zu ſehen, kein Haus, kein Pfahl; aber wo die

Leute getanzt hatten, da lagen die Steine, die noch jetzt da zu ſehen ſind, und wo der Koffer der Braut geſtanden hatte, mit all dem Gold und Silber und dem ſchönen Zeug darin, da lag der große lange Stein. Die Bauern, die ſo ſchändlich geſpielt hatten, waren von der Erde wie weggeblaſen, und nur ein Schäfer, der die Anderen hatte vom Spielen abhalten wollen, wäre beinahe entkommen. Ein Geiſt hatte ihm geſagt, wenn er nicht zu Schaden kommen wollte, ſollte er ſo ſchnell als möglich nach Boitin gehen, aber ſich ja nicht umſehen, ſonſt müßte er ſterben. Der war denn auch gleich fortgelaufen; als er aber dicht vor Boitin war, konnte er ſeine Neugier nicht länger bezähmen und ſah ſich um. In demſelben Augenblick wurde er, ſammt ſeinem Hunde, der hinter ihm drein lief, in Stein verwandelt. Die beiden Steine liegen noch heutigen Tages vor dem Dorfe Boitin.

# 4.

# Ein ſeltſamer Traum.

# Ein ſeltſamer Traum*).

Träume ſind Schäume, ſagt das Sprüchwort, und in den meiſten Fällen mag es auch recht haben; oft aber gehen die Prophezeihungen des Traumes in ſo wunderbarer Weiſe in Erfüllung, das uns das Wort Zufall nicht recht befriedigen will.

Wir wollen ein Beiſpiel erzählen, wie wir es faſt wörtlich von einem Augenzeugen, einem einfachen, ſtreng wahrheitsliebenden Manne, mehr als einmal gehört haben.

Es war am 16. Oktober 1813, dem erſten Tage der Völkerſchlacht von Leipzig, als das Füſilierbataillon des preußiſchen Garderegiments zu Fuß in Linie aufmarſchirt war und der weiteren Ereigniſſe wartete, die da kommen ſollten.

*) Wahre Begebenheit.

Das Bataillon kommandirte der damalige Major, ſpätere Generallieutenant, von Block, einer der tapferſten und unerſchrockenſten Offiziere der Armee.

Da noch nicht Stillſtehen kommandirt war, ſo gingen, ſowohl der Bataillonskommandeur als auch die übrigen Offiziere, einzeln oder in Geſellſchaft, vor der Front auf- und nieder.

Der Major von Block ſah auffallend blaß und nicht ſo zuverſichtlich und heiter aus, wie man es ſonſt bei ihm gewohnt war, und einer der Officiere, der beim Auf- und Niedergehen mit ihm zuſammentraf, erlaubte ſich, dies gegen ihn zu äußern.

Block ſah ſeinen Untergebenen mit großen Augen an.

So? ſagte er dann, mit ſeiner kurzen, etwas barſchen Stimme: Sie finden alſo wirklich, daß ich übel ausſehe?

Der Offizier beſtätigte es.

Block rief noch einen anderen Offizier, den Erzähler dieſer Begebenheit, zu ſich heran und fragte ihn, ob er auch fände, daß er elend ausſähe.

Er erhielt dieſelbe Antwort.

Nun gut denn, begann der Major dann nach kurzem Nachdenken; da ihr Beide einerlei Meinung ſeid, ſo muß ich euch wohl die Urſache mittheilen, weshalb ich heute nicht ſo heiter blicke als ſonſt; ihr möchtet ſonſt, fügte er mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu, auf den Gedanken kommen, daß ich Furcht vor dem heutigen Tage hätte.

Ich bitte aber, lacht mich nicht aus, wenn ich euch ſage, daß die alleinige Urſache meines veränderten Ausſehens ein Traum iſt, den ich die vergangene Nacht hatte. Mir träumte nämlich, wir würden heute eine Schlacht haben. Im Verfolg derſelben kam ich mit meinem Bataillon, auf einen mit einer Mauer umgebenen Platz, auf dieſem ſah ich ein friſches Grab, über das man eben den Leichenſtein gelegt hatte, und auf letzterem erkannte ich klar und deutlich meinen eigenen Namen. Daß dies einigen Eindruck auf mich gemacht und mich auf den Gedanken gebracht hat, es könnte mir heute etwas Menſchliches begegnen, werdet ihr mir wohl um ſo weniger verargen, als euch bekannt iſt, daß ich Frau und Kinder zu Hauſe habe. Und nun Adieu, meine Herren, ſchloß er ſeine kurze Erzählung, ein Jeder thue ſeine Schuldigkeit, wie ich gewiß die meine thun werde.

Vielleicht eine Viertelſtunde darauf begann der Kanonendonner und mehrere Kugeln ſchlugen dicht neben Block ein, der unterdeß wieder zu Pferde geſtiegen war.

Das Thier machte jedesmal einen Satz ſeitwärts; aber der Major zwang es ſtets wieder auf die alte Stelle zurück.

Der Kriegslärm vermehrte ſich, die Schlacht kam in Gang, und beim allgemeinen Vorrücken im dichten Pulverdampf befand ſich das Bataillon plötzlich auf einem mit einer Mauer umgebenen Platz, den es beſetzt halten ſollte.

Es war ein Kirchhof.

Kaum war die Vertheidigung deſſelben angeordnet worden, als der Major von Block die beiden Offiziere, denen er vorhin ſeinen Traum mitgetheilt hatte, zu ſich heran winkte.

Da ſeht einmal, ſagte er, mit ſeinem Degen vor ſich hinzeigend.

Die Officiere blickten nach der bezeichneten Stelle und laſen auf einem Leichenſtein, der erſt kürzlich über ein friſches Grab gedeckt ſein konnte, die Inſchrift:

Hier ruhet Chriſtian Ludwig Block, Zimmer-Meiſter.

Nun iſt es gut! ſagte der Major; mein Traum iſt in Erfüllung gegangen; und nun bin ich auch wieder ganz der Alte.

Er wurde während der dreitägigen Schlacht nicht verwundet.

---

Druck von C. Koepſel, Berlin, Krauſenſtraße 38.

Digitized by Google

Verlag von

**B. Behr's Buchhandlung (E. Bock),**

Berlin, 27, Unter den Linden.

So eben erschien:

# Lustspiele

(Neue Folge)

von

## Gustav zu Puttlitz.

3 Bände. 8°. eleg. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

## Inhalt.

**Band I.** Um die Krone. Lustspiel in 5 Aufzügen.
Das Schwert des Damocles. Schwank in 1 Akt.
Die Zeichen der Liebe. Lustspiel in 1 Akt.

**Band II.** Spielt nicht mit dem Feuer. Lustspiel in 3 Aufzügen.
Brandenburgische Eroberungen. Lustspiel in 1 Akt.
Ueber's Meer. Lustspiel in 1 Akt.

**Band III.** Unerträglich. Lustspiel in 1 Akt.
Der gestiefelte Kater. Weihnachtsmärchen in 1 Aufzug.
Zwei Tassen. Lustspiel in 1 Aufzug.
Die alte Schachtel. Lustspiel in 1 Akt.
Die Schlacht bei Mollwitz. Histor. Genrebild in 1 Akt.

Digitized by Google